



Sarah Blakley-Cartwright

RED RIDING HOOD

Unter dem Wolfsmond

Nach einem Drehbuch von
David Leslie Johnson

Mit einem Vorwort von
Twilight-Regisseurin Catherine Hardwicke

Aus dem Amerikanischen von
Reiner Pfeleiderer



Inhaltsverzeichnis

Widmung

Vorwort

TEIL EINS

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

TEIL ZWEI

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

TEIL DREI

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Danksagung](#)

[Copyright](#)

*Für Catherine, Lauren, Laurie und Ronee,
vier unglaubliche Frauen*

Vorwort



Im August 2009 wurde mir ein Drehbuch mit dem Titel *The Girl with the Red Riding Hood* (»Das Mädchen mit dem Rotkäppchen«) zugesandt, geschrieben von David Leslie Johnson nach einer Idee von Leonardo DiCaprio. DiCaprios Produktionsfirma Appian Way hatte das Projekt zusammen mit Warner Bros. entwickelt. Ich war sofort Feuer und Flamme für die Idee, eine neue, düstere und hintergründige Version des klassischen Märchens zu erzählen.

Märchen sind vielschichtige Modelle, die uns dabei helfen, eigene Welten zu erschaffen und zu verstehen, und nichts anderes habe ich mit diesem versucht. Ich hatte den Kopf voller Ideen und Bilder, mit denen ich diese Welt erlebbar machen könnte. Zur Inspiration nutzte ich kreative Quellen in meiner Umgebung – die Gemälde meiner Schwester für das Magische und Atmosphärische, aktuelle Modehits für die Kostüme, ein kleines Buch über

nordrussische Architektur, das ich aus meiner Teenagerzeit aufgehoben habe, für die Gestaltung von Daggorhorn.

An dieser Version von *Rotkäppchen* interessierte mich besonders das moderne Empfinden der Figuren und ihre Beziehungen. Die Geschichte behandelt Themen wie die Ängste Jugendlicher und die Tücken des Erwachsenwerdens und Sichverliebens. Und natürlich kommt auch der große böse Wolf darin vor. Der Wolf in unserer Geschichte steht für eine dunkle, gefährliche Seite des Menschen und leistet einer paranoiden Gesellschaft Vorschub.

Diese soziale Paranoia hat mich bei der weiteren Bearbeitung des Drehbuchs nicht mehr losgelassen und ist schließlich auch in die Daggorhorner Architektur eingeflossen. Die Dorfbewohner leben in Hütten, die wie kleine Festungen anmuten – sie sind auf Pfählen errichtet und mit schweren Fensterläden und Leitern versehen, die bei Einbruch der Dunkelheit eingezogen werden. Die Menschen in dem Dorf schützen sich aber nicht nur physisch, sondern sind auch emotional auf der Hut, und in dem Augenblick, als der jahrzehntelange Friede mit dem Wolf

zerbricht, beginnen auch ihre Beziehungen untereinander zu bröckeln.

Je tiefer wir in diese Welt eintauchten, desto klarer wurde mir, dass die Figuren und ihre Vorgeschichten zu komplex für den Film wurden, und so wollte ich dabei helfen, einen Roman auf den Weg zu bringen, der das verschlungene emotionale Geflecht in dem Dorf Daggorhorn eingehend beleuchtet.

Bei einem Besuch in New York traf ich meine Freundin Sarah Blakley-Cartwright. Sie hatte soeben ihr Studium am Barnard College mit Auszeichnung absolviert und einen Abschluss in Kreativem Schreiben gemacht. Ich kenne Sarah seit meinem dreizehnten Lebensjahr – sie hat sogar in allen meinen vier vorausgegangenen Filmen kleinere Rollen gespielt. Sie war schon immer ein origineller, poetischer Geist – voller wunderlicher Einfälle –, und ich erkannte, dass sie für dieses Projekt wie geschaffen wäre.

Kaum hatte ich mit Sarah über die Idee gesprochen, stürzte sie sich kopfüber in die Arbeit. Sie flog ins kanadische Vancouver, als wir dort die Kulissen für den Film bauten, und tauchte vollkommen in die Welt von *Red Riding Hood* ein. Sie sprach mit allen

Schauspielern über ihre Figuren, wohnte Proben bei und tanzte in der Festszene über glühende Kohlen. Sarah war wirklich aktiv an der Entstehung der Geschichte beteiligt.

Ich glaube, Sarah hat einen wunderbaren Roman geschrieben, der die Welt der Figuren vertieft. Sie gibt uns die Möglichkeit, in den gefühlvollen Momenten zu verweilen, jenen, die uns erkennen lassen, dass *Rotkäppchen* nicht nur ein Märchen ist, sondern eine universelle Geschichte über die Liebe, den Mut und das Erwachsenwerden.

Viel Spaß!

Catherine Hardwicke



Es war einmal ein Mädchen ...

... und ein Wolf!





TEIL EINS





Kapitel 1

Von der schwindelnden Höhe des Baumes aus konnte das kleine Mädchen alles sehen. Tief unten im Talgrund lag das verschlafene Dorf Daggornhorn. Von hier oben sah es aus wie ein fernes und fremdes Land. Wie ein Ort, über den sie nichts wusste, ein Ort ohne angespitzte Schanzpfähle, ein Ort, in dem nicht die Angst zu Hause war.

So hoch oben in der Luft hatte Valerie immer das Gefühl, sie könnte auch jemand anders sein. Sie könnte ein Tier sein – ein Falke, stolz und unnahbar, nur auf das eigene Überleben bedacht und ganz für sich.

Obwohl sie erst sieben Jahre alt war, wusste sie, dass sie irgendwie anders war als die anderen im Dorf. Valerie wahrte immer einen gewissen Abstand zu ihnen, selbst zu ihren Freundinnen, die nett und offenherzig waren. Sie konnte nicht anders. Ihre ältere Schwester Lucie war der einzige Mensch auf der Welt, dem sie sich verbunden fühlte.

Lucie und sie waren wie die zwei ineinander verwachsenen Wein— reben in dem Lied, das die älteren Leute im Dorf sangen.

Lucie war die Einzige.

Valerie spähte an ihren baumelnden nackten Füßen vorbei und überlegte, warum sie eigentlich hier hochgeklettert war. Natürlich war es ihr verboten, aber das war nicht der Grund. Und auch nicht das Abenteuer des Kletterns, denn das hatte schon vor einem Jahr seinen Reiz verloren, als sie zum ersten Mal den obersten Ast erreichte und nicht mehr weiterkonnte, weil über ihr nur noch Himmel war.

Sie kletterte hier herauf, weil sie da unten, im Dorf, nicht frei atmen konnte. Wenn sie nicht herauskam, wurde sie von einer Traurigkeit befallen, die auf ihr lastete wie eine dichte Schneedecke. Hier oben auf ihrem Baum strich die Luft kühl über ihr Gesicht und sie fühlte sich unbesiegbar. Angst hinunterzufallen hatte sie nie. So etwas war in dieser schwerelosen Welt nicht möglich.

»Valerie!«

Suzettes Stimme drang durch das Blätterwerk herauf. Sie war wie eine Hand, die sie wieder zur Erde hinabzog.

Am Tonfall ihrer Mutter merkte sie, dass die Zeit zum Aufbruch gekommen war. Sie zog die Knie ein, stemmte sich in die Hocke und begann mit dem Abstieg. Wenn sie senkrecht nach unten blickte, konnte sie das steile Dach von Großmutter's Haus sehen, das direkt in das Geäst des Baumes gebaut und mit einem dichten Teppich aus Kiefernadeln bedeckt war. Das Haus war zwischen knorrigen Ästen verkeilt, als wäre es während eines Sturms dort stecken geblieben. Valerie wunderte sich immer wieder, wie es bloß hierher geraten war, aber sie fragte nie nach, denn eine Erklärung hätte den schönen Zauber zerstören können.

Der Winter nahte, und die Herbstblätter hatten begonnen, ihren Griff zu lockern und sich von den Ästen zu lösen. Manche erzitterten und fielen ab, als Valerie durch den Baum nach unten stieg. Sie hatte den ganzen Nachmittag im Wipfel gehockt und dem Gemurmel der Frauen gelauscht, das leise von unten zu ihr heraufgeweht war. Ihre Stimmen waren ihr heute gedämpfter, heiserer als sonst vorgekommen, als hätten sie sich Geheimnisse zugeraunt.

Als sie sich den unteren Ästen näherte, die am Hausdach kratzten, sah sie, wie

Großmutter, die Füße unterm Kleid verbogen, auf die Veranda herausgeschwebt kam. Großmutter war die schönste Frau, die Valerie kannte. Sie trug lange Stufenröcke aus Seide, die bei jedem Schritt hin und her wogten. Setzte sie den rechten Fuß vor, schwang der Rock nach links. Sie hatte schöne, zarte Fußknöchel wie die kleine Tänzerin aus Holz in ihrem Schmuckkästchen. Das gefiel Valerie und machte ihr zugleich Angst, denn sie sahen so zerbrechlich aus.

Valerie selber war ganz und gar nicht zerbrechlich, sie sprang vom untersten Ast und landete mit einem leisen, aber satten Plumps auf der Veranda.

Sie war auch nicht empfindlich wie die anderen Mädchen mit ihren rosigen Pausbacken. Valeries Wangen waren schmal und blaß. Sie selbst fand sich eigentlich nicht hübsch, so sie sich überhaupt Gedanken über ihr Aussehen machte. Doch niemand, der sie sah, vergaß je wieder das maisblonde Mädchen mit den verstörend grünen Augen, die leuchteten wie von einem Blitz entflammt. Mit ihrem wissenden Blick wirkte sie älter, als sie war.

»Kommt, Mädchen!«, rief ihre Mutter aus dem Inneren des Hauses, Besorgnis trübte

ihre Stimme. » Wir müssen heute Abend früh zurück.« Valerie war unten angelangt, bevor jemand überhaupt merkte, dass sie auf dem Baum gewesen war.

Durch die offene Tür sah sie, wie Lucie zu ihrer Mutter lief, in den Armen eine Puppe, die sie mit Stoffresten bekleidet hatte, die Großmutter ihr zu diesem Zweck geschenkt hatte. Valerie wäre gern mehr wie ihre Schwester gewesen.

Lucies Hände waren weich und rund, fast wie Kissen, und das bewunderte Valerie. Ihre waren knochig und dürr, kratzig von Schwielen und eckig. Tief in ihrem Inneren spürte sie, dass andere sie deshalb nicht liebenswert fanden und nicht anfassen wollten.

Ihre ältere Schwester war ein besserer Mensch als sie, so viel war gewiss. Lucie war netter, gutmütiger, geduldiger. Sie wäre niemals über das Baumhaus hinausgeklettert, denn ihr war klar, dass vernünftige Leute dort oben nichts verloren hatten.

»Mädchen! Heute ist Vollmondnacht!«, drang die Stimme ihrer Mutter jetzt zu ihr heraus. »Und wir sind an der Reihe«, setzte sie traurig hinzu und verstummte.

Valerie wusste nicht, was sie damit meinte, dass sie »an der Reihe« waren. Sie hoffte, dass es sich um eine Überraschung handelte, dass sie etwas bekommen würden. Als sie nach unten spähte, entdeckte sie auf dem Waldboden ein paar Zeichen, die wie Pfeile aussahen.

Peter.

Ihre Augen weiteten sich, und sie huschte die steile, staubige Treppe des Baumhauses hinunter, um die Zeichen genauer in Augenschein zu nehmen.

Nein, die sind nicht von Peter, dachte sie, als sie erkannte, dass es sich nur um irgendwelche Kratzer in der Erde handelte.

Aber was ist, wenn ...?

Die Zeichen führten in den Wald. Kurz entschlossen und ohne darüber nachzudenken, was sie tun *sollte* und was Lucie tun würde, ging sie ihnen nach.

Natürlich führten sie nirgendwohin. Kaum war sie zehn Schritte gegangen, hörten die Zeichen auf. Sie war zornig auf sich selbst, weil sie auf so alberne Ideen kam, aber auch froh, dass niemand gesehen hatte, wie sie ihnen für nichts und wieder nichts gefolgt war.

Peter, Valeries bester Freund, hinterließ immer Zeichen für sie, indem er mit einem Stock Pfeile in die Erde kratzte. Die Pfeile wiesen ihr den Weg zu ihm, oft zu einem Versteck tief im Wald.

Aber nun war er schon seit Monaten fort, ihr Freund. Sie waren unzertrennlich gewesen, und Valerie konnte sich noch immer nicht damit abfinden, dass er nicht wiederkam. Als er fortging, war das, wie wenn man einen Strick durchschneidet – von dem nur zwei ausfasernde Hälften zurückbleiben.

Peter war nicht wie die anderen Jungen, die einen hänselten und sich prügeln. Er verstand sie. Er verstand ihre Abenteuerlust. Er verstand, dass sie sich nicht an die Regeln halten wollte. Und er behandelte sie nie wie ein Mädchen.

»Valerie!« Jetzt rief Großmutters Stimme. Ihrem Ruf musste man zügiger Folge leisten als dem ihrer Mutter, denn sie konnte ihre Drohungen tatsächlich wahr machen. Valerie schüttelte die rätselhaften Erinnerungen, die sich ja doch zu keinem Bild fügen ließen, ab und lief zurück.

»Hier unten, Großmutter.« Sie lehnte sich gegen den Baum, dessen Rinde rau war wie

Sandpapier. Sie schloss die Augen, um das Gefühl voll auszukosten – und vernahm das Rumpeln von Wagenrädern, das wie ein aufziehendes Gewitter klang.

Auch Großmutter hörte es, glitt die Treppe herunter auf den Waldboden, schlang die Arme um Valerie und drückte ihr Gesicht gegen die kühle Seide ihrer Bluse und das klobige Allerlei ihrer Amulette. Das Kinn an Großmutters Schulter geschmiegt, sah Valerie zu, wie Lucy und ihre Mutter bedächtig die steile Treppe herabstiegen.

»Heute Nacht müsst ihr stark sein, meine Süßen«, flüsterte Großmutter. Valerie verharrte reglos und ließ sich drücken, außerstande, ihre Verwirrung zum Ausdruck zu bringen. Für Valerie hatten jeder Mensch und jeder Ort einen eigenen Geruch – manchmal erschien ihr die ganze Welt wie ein Garten. Sie fand, dass Großmutter nach zerriebenem Laub roch, und nach etwas anderem, Kräftigerem, das sie nicht einordnen konnte.

Sobald Großmutter Valerie losließ, reichte Lucie ihrer Schwester einen Strauß aus Kräutern und Blumen, den sie im Wald gepflückt hatte.

Der Wagen, den zwei kräftige Arbeitspferde zogen, holperte über die zerfurchte Straße. Die Holzfäller hockten in Trauben auf den frisch geschlagenen Baumstümpfen, die ein Stück nach vorn rutschten, als der Wagen vor Großmutter's Baum mit einem Ruck zum Stehen kam. Zwischen den Männern waren Äste gestapelt, die dicksten unten und die dünnsten oben. Valerie fand, dass die Mitfahrer selbst wie aus Holz geschnitzt aussahen.

Ihr Vater, Cesaire, früher ein gut aussehender Mann, saß hinten im Wagen. Er stand auf und streckte Lucie die Arme entgegen, hütete sich aber, auch Valerie seine Hilfe anzubieten. Er stank nach Schweiß und Bier und Valerie mied seine Nähe.

»Ich liebe dich, Großmutter!«, rief Lucie über die Schulter hinweg, während sie und ihre Mutter von Cesaire in den Wagen hinaufgezogen wurden. Valerie kletterte ohne Hilfe nach oben. Die Zügel schnalzten und der Wagen rollte schwerfällig an.

Ein Holzfäller rutschte zur Seite, um für Suzette und die Mädchen Platz zu machen, woraufhin Cesaire sich zu dem Mann hinüberbeugte und ihm einen schallenden Schmatz auf die Wange gab.

»Cesaire!«, zischte Suzette und warf ihm unauffällig einen tadelnden Blick zu, während um sie herum im Wagen Gespräche angeknüpft wurden. »Es überrascht mich, dass du zu dieser späten Stunde noch wach bist.«

Valerie hörte Vorwürfe wie diesen nicht zum ersten Mal. Sie wurden nie offen ausgesprochen, sondern stets hinter einer scherzhaften oder geistreichen Bemerkung versteckt. Und dennoch gab ihr der verächtliche Ton, in dem sie vorgebracht wurden, jedes Mal einen Stich.

Sie blickte zu ihrer Schwester. Sie hatte ihre Mutter nicht gehört, denn sie lachte gerade über einen Witz, den einer der Männer gemacht hatte. Lucie behauptete immer, dass ihre Eltern sich liebten und dass Liebe sich nicht in großen Gesten zeigte, sondern im Alltäglichen, einfach darin, dass man füreinander da war, zur Arbeit ging und abends wieder nach Hause kam. Valerie hatte versucht, ihr zu glauben, aber sie konnte nicht. Irgendwas sagte ihr, dass Liebe mehr sein musste – und nicht so vernünftig.

Jetzt hielt sie sich an den hinteren Holmen des Wagens fest, lehnte sich hinaus und betrachtete den Boden, der unter ihr

weggezogen wurde. Ihr wurde schwindlig und sie drehte sich wieder nach vorn.

»Mein Baby.« Suzette zog sie auf ihren Schoß und Valerie ließ es geschehen. Ihre blasse, hübsche Mutter roch nach Mandeln und feinem Mehl.

Als der Wagen die Black Raven Woods hinter sich ließ und am Silberfluss entlangrupelte, kam die düstere Silhouette des Dorfes in Sicht. Schon aus der Ferne warf der Schrecken seine Schatten voraus: Pfähle, Eisenspitzen und Widerhaken, die steil herausragten. Der Wachturm des Getreidespeichers, das größte Bauwerk im Dorf, reckte sich in die Höhe.

Das Erste, was man spürte, wenn man über die Kuppe kam, war Angst.

Daggornhorn war ein Dorf voller Menschen, die Angst hatten, Menschen, die sich selbst in ihren Betten nicht sicher fühlten, schutzlos und verwundbar auf Schritt und Tritt.

Die Menschen hatten begonnen zu glauben, dass sie diese Qualen verdient hatten – dass sie etwas Unrechtes getan hatten und Böses in sich trugen.

Tag für Tag konnte Valerie beobachten, wie sich die Dorfbewohner vor Angst duckten, und spüren, dass sie anders war als sie.

Mehr als das Außen fürchtete sie eine Dunkelheit, die aus ihrem Inneren kam. Anscheinend war sie die Einzige, die so empfand.

Ausgenommen Peter, versteht sich.

Valerie dachte an die Zeit, als er noch da war, als sie beide noch zusammen waren, furchtlos, unbekümmert und voller Lebensfreude. Heute verübelte sie den Dorfbewohnern ihre Angst, sie verübelte ihnen den Verlust ihres Freundes.

Sobald man das schwere Holztor passiert hatte, sah das Dorf aus wie jedes andere im Königreich. Die Pferdehufe wirbelten Staubwolken auf wie in allen Ortschaften dieser Art und jedes Gesicht war einem vertraut. Hunde streunten durch die Straßen, mit leeren schlaffen Bäuchen, die so über den Rippen spannten, dass ihr Fell wie gestreift aussah. Leitern lehnten sachte an Veranden. Moos quoll aus Dachritzen und kroch über die Hauswände und niemand unternahm etwas dagegen.

Heute Abend hatten es alle im Dorf eilig, ihre Tiere in den Stall zu bringen.

Heute war Wolfsnacht, wie immer bei Vollmond, seit Menschengedenken.

Schafe wurden zusammengetrieben und hinter dicke Türen gesperrt. Hühner wurden von einem Familienmitglied an das andere weitergereicht und reckten, als sie Leitern hinaufgeschubst wurden, die Hälsen, machten sie so lang, dass Valerie befürchtete, sie könnten sie sich selbst aus den Leibern reißen.



Als sie zu Hause ankamen, tuschelten Valeries Eltern miteinander. Statt die Leiter zu ihrem Pfahlhaus hinaufzuklettern, lenkten Cesaire und Suzette ihre Schritte zu dem Stall darunter, der im düsteren Schatten des Hauses lag. Die Mädchen rannten vor ihnen her, um Flora, ihre Lieblingsziege, zu begrüßen. Bei ihrem Anblick rüttelte Flora mit den Hufen an den wackligen Brettern des Verschlags und ihre klaren Augen glänzten erwartungsvoll.

»Jetzt ist es so weit«, sagte Cesaire, trat zu Valerie und Lucie und legte ihnen die Hände auf die Schultern.

»Wofür?«, fragte Lucie.

»Wir sind an der Reihe.«

Valerie bemerkte etwas in seiner Haltung, was ihr nicht gefiel, etwas Bedrohliches, und sie wich vor ihm zurück. Lucie fasste sie an

der Hand und beruhigte sie, wie sie es immer tat.

Cesaire war ein Mann, der davon überzeugt war, dass man zu seinen Kindern ehrlich sein sollte, er zupfte seine Hose zurecht und beugte sich zu seinen beiden kleinen Töchtern hinab, um mit ihnen zu sprechen. Er eröffnete ihnen, dass in diesem Monat Flora geopfert werden sollte.

»Die Hühner versorgen uns mit Eiern«, rief er ihnen ins Gedächtnis. » Wir können nur die Ziege opfern, etwas anderes können wir uns nicht leisten.«

Valerie war bestürzt und fassungslos. Lucie kniete traurig nieder, kraulte der Ziege mit ihren kleinen Fingern den Hals und zupfte sie sanft an den Ohren, was sich Tiere nur von kleinen Kindern gefallen lassen. Und Flora probierte ihre winzigen, frisch gewachsenen Hörner aus und stupste damit gegen Lucies Hand.

Suzette blickte auf die Ziege und dann erwartungsvoll zu Valerie.

» Verabschiede dich von ihr, Valerie«, sagte sie und legte eine Hand auf den dünnen Arm ihrer Tochter.

Aber Valerie konnte nicht – irgendetwas hielt sie davon ab.

»Valerie!« Lucie sah sie flehentlich an.

Sie wusste, dass ihre Mutter und ihre Schwester sie für herzlos hielten. Nur ihr Vater verstand und nickte ihr zu, als er die Ziege an einem dünnen Strick wegführte. Floras Nüstern blähten sich und ihre Augen blickten scharf vor Unbehagen. Valerie hasste ihren Vater für sein Mitleid und seinen Verrat, aber sie hielt ihre Tränen zurück.

Sie war auf der Hut. Niemand durfte sie weinen sehen.



In dieser Nacht lag Valerie wach, nachdem ihre Mutter sie zu Bett gebracht hatte. Mondlicht strömte durchs Fenster und zerfloss auf den Dielen zu einem langen Pfeiler.

Sie dachte angestrengt nach. Ihr Vater hatte Flora, ihre geliebte Zeige, fortgebracht. Sie war dabei gewesen, als Flora auf dem Boden im Stall geboren wurde, als Cesaire dem feuchten Zicklein unter dem Gemecker der Geiß auf die Welt geholfen hatte.

Sie wusste, was sie zu tun hatte.

Lucie kam ihr nach, als sie aus dem warmen Bett schlüpfte, die Dachbodenleiter hinabkletterte und zur Vordertür schlich.

» Wir haben etwas zu erledigen!«, flüsterte Valerie eindringlich und winkte der Schwester, ihr zu folgen.

Aber Lucie blieb zurück, schüttelte ängstlich den Kopf und versuchte, Valerie wortlos zum Bleiben zu bewegen. Valerie wusste, dass sie nicht wie ihre ältere Schwester in der Tür kauern und sich an ihrem Hirschfell festhalten konnte. Sie wollte nicht tatenlos zusehen, wie das Leben seinen Gang nahm. Doch so wie Lucie immer Valeries Übermut bewundert hatte, so bewunderte Valerie die Besonnenheit ihrer Schwester.

Valerie hätte ihre ängstliche Schwester jetzt am liebsten zugedeckt und zu ihr gesagt, sie könne ganz unbesorgt sein: »Sch!, liebe Lucie, morgen früh ist alles wieder gut.« Stattdessen drehte sie sich um, drückte mit dem Daumen den Riegel nach unten und ließ ihn leise in den Türpfosten einschnappen, ehe sie in die Kälte hinausschlüpfte.



Das Dorf war in dieser Nacht besonders unheimlich. Der helle Mondschein verlieh ihm die Farbe sonnengebleichter Muscheln. Die Häuser ragten hoch empor wie große Schiffe und die Äste der Bäume stachen wie

dornenbewehrte Masten gegen den Nachthimmel ab. Valerie ging zum ersten Mal allein durch das Dorf, und ihr war, als entdeckte sie eine neue Welt.

Um schneller bei dem Altar zu sein, nahm sie eine Abkürzung durch den Wald. Sie schritt über Moos, das sich unter ihren Füßen anfühlte wie in Milch aufgeweichtes Brot, und sie schlug einen Bogen um Pilze, die aussahen wie Brandblasen und oben braune Flecken hatten, als wären sie mit Zimt bestäubt.

Etwas griff aus dem Dunkeln nach ihr und blieb wie dünne, nasse Seide an ihrer Wange kleben. Eine Spinnweb. Ihr war, als krabbelten überall auf ihrem Körper unsichtbare Insekten. Sie strich sich mit der Hand übers Gesicht und versuchte, die Fäden wegzuwischen, aber sie waren zu dünn, und ihre Hand fuhr ins Leere.

Der Vollmond stand reglos über ihr.

Sobald sie die Lichtung erreichte, schritt sie vorsichtiger aus. Ein mulmiges Gefühl beschlich sie, dasselbe Gefühl, das sie immer hatte, wenn sie ein scharfes Messer putzte – das Gefühl, dass die kleinste Unachtsamkeit schlimme Folgen haben konnte. Die Dorfbewohner hatten eine Fallgrube ausgehoben,

angespitzte Holzpfähle in den Boden der Grube getrieben und zur Tarnung Äste und Gras darübergebreitet. Valerie wusste, dass die Falle hier irgendwo war, aber man hatte sie immer in sicherem Abstand drum herum geführt. Wahrscheinlich war sie schon daran vorbei, aber ganz sicher war sie sich nicht.

Ein vertrautes Meckern wies ihr den Weg, und gleich darauf erblickte sie Flora, ein Stück weiter vorne. Mutterseelenallein stand sie auf der vom Mond in knochenbleiches Licht getauchten Lichtung, zitterte im Wind und schrie. Ein Bild des Jammers. Valerie begann zu rennen. Kaum hatte die Ziege sie bemerkt, bäumte sie sich ungestüm auf und streckte ihr den schmalen Hals so weit entgegen, wie es der Strick erlaubte.

»Hier bin ich«, wollte Valerie rufen, doch die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, als sie plötzlich ein Geräusch vernahm.

Etwas preschte mit schnellen Sätzen aus großer Entfernung heran und kam in der Dunkelheit immer näher und näher. Valerie wollte weiterlaufen, doch so sehr sie es auch versuchte, ihre Füße waren wie gelähmt.

Für einen Augenblick wurde es wieder ganz still.

Und dann erschien er.

Zuerst nur ein huschender schwarzer Schatten. Dann stand er da – der Wolf. Er kehrte ihr den Rücken zu, einen mächtigen, fürchterlichen Rücken, und sein Schwanz schwang hin und her und fegte ein Muster in den Staub. Er war so groß, dass sie ihn gar nicht mit einem Blick erfassen konnte.

Valerie entfuhr ein Stöhnen, ihr Atem stockte. Die Ohren des Wolfs zuckten und dann wandte er den Kopf und ihre Blicke trafen sich.

Seine Augen waren wild und schön.

Seine Augen sahen sie an.

Nicht auf gewöhnliche Art, sondern auf eine Weise, wie sie noch niemand angesehen hatte. Seine Augen durchbohrten sie, erkannten etwas. Dann packte sie das Entsetzen. Sie warf sich zu Boden, denn sie konnte nicht länger hinsehen, kauerte sich zusammen und vergrub sich in der schützenden Dunkelheit.

Ein großer Schatten schob sich drohend über sie. Er war so groß und sie so klein, dass sie das Gefühl hatte, von ihm niedergedrückt zu werden und in der Erde zu versinken. Ein Schauer lief durch ihren Körper. Sie stellte sich vor, wie der Wolf seine krummen Reißzähne in ihr Fleisch bohrte.

Ein Brüllen ertönte.

Valerie wartete auf den Sprung, wartete darauf, dass seine Kiefer zuschnappten, seine Klauen zupackten, aber sie spürte nichts. Sie vernahm ein Schlurfen, das Gebimmel von Floras Glöckchen, und erst da kam ihr zu Bewusstsein, dass der Schatten von ihr gewichen war. Aus ihrer kauernenden Haltung hörte sie ein Knirschen und Krachen. Aber da war noch etwas anderes, ein Geräusch, das sie nicht einordnen konnte. Viel später erst sollte sie erfahren, dass es das Toben einer finsternen, entfesselten Wut war.

Dann folgte eine angsterfüllte Stille, eine fiebrige Ruhe. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und hob langsam den Kopf, um nach Flora zu sehen.

Alles war ruhig.

Nichts war mehr da bis auf den Strick. Er war noch an dem Pflock festgebunden und lag schlaff auf der staubigen Erde.



Kapitel 2

Valerie saß mit ausgestreckten Beinen auf dem taufeuchten Boden am Straßenrand und wartete. Sie hatte keine Angst, dass ihre Füße überfahren werden könnten, wegen so etwas machte sie sich niemals Sorgen. Sie war jetzt älter – zehn Jahre waren vergangen seit jener Schreckensnacht, in der sie dem Bösen ins Auge geblickt hatte. Doch als sie heute am Opferalter vorbeigegangen war, hatte sie von dem Haufen Knochen, der vom Opfer der letzten Nacht geblieben war, nicht einmal Notiz genommen. Sie hatte das, wie jedes Kind aus dem Dorf, ihr Leben lang jeden Monat einmal gesehen und aufgehört, darüber nachzudenken, was es zu bedeuten hatte.

Die meisten Kinder waren irgendwann in ihrem Leben ganz besessen von den Vollmondnächten und statteten dem Altar am darauffolgenden Morgen einen Besuch ab, um sich das getrocknete Blut anzusehen und

Fragen zu stellen wie: *Kann der Wolf sprechen? Oder ist er wie die anderen Wölfe im Wald? Warum ist der Wolf so böse?* Die Antworten, die sie bekamen, waren häufig noch enttäuschender, als wenn sie gar keine bekommen hätten. Die Eltern versuchten, ihre Kinder zu schützen, brachten sie zum Schweigen und verboten ihnen, darüber zu sprechen. Manchmal jedoch stupsten sie ihnen scherzhaft an die Nase und ließen Bemerkungen entschlüpfen wie: » Wir bringen hier ein Opfer dar, damit der Wolf nicht kommt und süße kleine Mädchen wie dich verschlingt. «

Seit ihrer Begegnung mit dem Wolf hatte Valerie nicht mehr nach ihm gefragt. Doch es kam oft vor, dass sie nachts von der Erinnerung heimgesucht wurde. Dann wachte sie auf und betrachtete Lucie, die, mit einem gesunden Schlaf gesegnet, viel zu still in ihrem gemeinsamen Bett lag. Sie sah ihre Schwester lange an und fühlte sich schrecklich einsam. Und wenn ihre Angst zu groß wurde, tastete sie zu Lucie hinüber und fühlte ihren Herzschlag.

»Lass das!«, murmelte Lucie dann immer schlaftrunken und schlug ihr auf die Hand. Valerie wusste, dass ihre Schwester nicht

gern an ihren Herzschlag dachte. Er erinnerte sie daran, dass sie ein Lebewesen, dass sie nicht unfehlbar war, nur Fleisch und Knochen.

Jetzt strich Valerie mit den Fingern über den kalten Boden des Fußwegs und ertastete die Ritzen zwischen den alten Sandsteinplatten. Der Stein fühlte sich so an, als könnte er zerbröckeln, als wäre er von innen her verwittert und als könnte sie mit etwas mehr Zeit kleine Stücke herausbrechen. Das Laub der Bäume leuchtete gelb, als hätte es allen Sonnenschein des Frühlings aufgesogen und für den Winter aufgespart.

An einem Tag wie heute war es leichter, die vergangene Vollmondnacht mit einem Achselzucken abzutun. Das ganze Dorf war in Aufregung, denn alle bereiteten sich auf die Ernte vor: Männer liefen mit rostigen Sensen umher, Frauen lehnten sich aus Fenstern und ließen Brotlaibe in Körbe fallen.

Bald sah Valerie das schöne runde Gesicht ihrer Schwester auf dem Weg auftauchen. Lucie hatte einen abgebrochenen Türriegel zum Reparieren in die Schmiede gebracht. Als sie jetzt den Pfad heraufkam, liefen vier kleine Mädchen aus dem Dorf hinter ihr her. Die Mädchen vollführten merkwürdig

gezierte Bewegungen, und erst als sie näher kamen, erkannte Valerie, dass Lucie ihnen gerade beibrachte, wie man einen Knicks machte.

Lucie war sanft wie sonst niemand, sanft wie die Natur und das Leben. Ihr Haar war weder rot noch blond, sondern beides. Sie gehörte nicht hierher nach Daggornhorn, sie gehörte in ein Wolkenland, in dem der Himmel gelb, blau und rosa getupft war, wie gemalt. Was sie sagte, war Poesie, und ihre Stimme klang wie Musik. Valerie hatte manchmal das Gefühl, ihre Familie hätte Lucie nur ausgeborgt.

Wie seltsam es ist, eine Schwester zu haben, dachte Valerie. *Jemanden, der man selbst hätte sein können.*

Lucie blieb vor Valerie stehen, und mit ihr das Mädchengefolge. Eine Kleine mit schmutzigen Knien musterte Valerie abschätzig, enttäuscht von ihr, weil sie ihrer älteren Schwester so gar nicht ähnlich war. Für das Dorf war Valerie immer nur die andere, die etwas sonderbare Schwester. Zwei der Mädchen sahen einem Mann zu, der auf der anderen Straßenseite verzweifelt versuchte, einen Ochsen vor seinen Karren zu spannen.

»He!« Lucie drehte das vierte Mädchen herum, bückte sich, nahm seine kleine Hand und hielt sie ihm über den Kopf. Das Mädchen zögerte, sich zu drehen und den Blick von seinem Idol zu wenden. Die anderen drei sahen ungeduldig zu, als ob sie sich ausgeschlossen fühlten.

Valerie kratzte sich am Bein und knibbelte Wundschorf ab.

Lucie hielt ihr die Hand fest. »Das gibt eine Narbe.« Lucies Beine waren makellos, perfekt. Sie rieb sie immer mit einer Paste aus Öl und Weizenmehl ein, wenn sie etwas davon erübrigen konnten.

Valerie besah sich ihre eigenen Beine, die voller Mückenstiche, blauer Flecken und Schrammen waren, und fragte: »Hast du etwas übers Zelten gehört?«

Lucie beugte sich zu ihr vor. »Alle anderen haben die Erlaubnis bekommen!«, flüsterte sie. »Jetzt müssen wir einfach mit.«

»Kurz gesagt, wir müssen Mutter überreden.«

»Versuch es.«

»Spinnst du? Mir würde sie es nie erlauben. Du bist doch diejenige, die immer bekommt, was sie will.«

»Vielleicht.« Lucie hatte volle rosige Lippen, und wenn sie nervös darauf herumkaute, wurden sie noch rosiger. »Vielleicht hast du ja recht«, sagte sie grinsend. »Auf jeden Fall bin ich dir einen Schritt voraus.«

Mit einem verschmitzten Lächeln hielt sie Valerie ihren Korb hin, doch die hatte schon erraten, was er enthielt, noch bevor sie einen Blick hineinwarf. Vielleicht hatte sie es auch gerochen. Das Lieblingsgebäck ihrer Mutter.

»Gute Idee!« Valerie stand auf und klopfte sich den Schmutz hinten von ihrem Kittel.

Lucie, glücklich über ihren Weitblick, legte den Arm um Valerie. Gemeinsam brachten sie die kleinen Mädchen zu ihren Müttern zurück, die in ihren Gärten arbeiteten. Die Frauen in diesem Dorf waren stachelige Naturen, doch selbst die Unfreundlichste hatte für Lucie ein Lächeln übrig.

Auf dem Nachhauseweg kamen sie an ein paar Schweinen vorbei, die keuchten wie kranke alte Männer, an einem Zicklein, das versuchte, hinter ein paar eingebildeten Hühnern her zu trotten, und einer Kuh, die zufrieden Heu mampfte.

Sie gingen an der langen Reihe von Häusern entlang, die auf ihren Pfählen

dastanden, als wären es Stelzen, mit denen sie jeden Augenblick weglaufen könnten. Am zweitletzten Haus angekommen, kletterten sie die Leiter hinauf und betraten ihre kleine Welt. Die Kommode war so verzogen, dass die Schubladen nicht mehr schlossen, und in dem hölzernen Seilbett konnte man sich leicht Splitter einziehen. Das Waschbrett, das Vater letzten Winter gebaut hatte, war schon wieder so abgenutzt, dass Mutter ein neues brauchte. Der Beerenkorb war niedrig und flach, damit keine Frucht zerquetscht wurde. In einem Lichtstrahl, der durchs Fenster fiel, schwebten ein paar Federteilchen und erinnerten Valerie daran, wie sie als Mädchen immer auf der Matratze gehüpft waren und ganze Wolken von Federn aufgewirbelt hatten.

Ihr Haus unterschied sich nicht groß von anderen. Die Möbel in Daggorhorn waren einfach und praktisch. Alles diente einem Zweck. Ein Tisch hatte vier Beine und eine waagrechte Platte, mehr nicht.

Ihre Mutter war natürlich zu Hause. Sie stand am Herd und war in Gedanken versunken. Ihre Haare waren zu einem lockeren Knoten hochgebunden und ein paar lose Strähnen fielen ihr in den Nacken.

Bevor die Mädchen hereinkamen, hatte Suzette über ihren Mann nachgedacht, über all seine Fehler und seine Tugenden. Der Fehler, den sie ihm am meisten vorwarf – und den sie für unverzeihlich hielt –, war seine Fantasielosigkeit. Wie neulich zum Beispiel. In einer verträumten Stimmung hatte sie plötzlich den Wunsch verspürt, ihm noch eine Chance zu geben, und ihn hoffnungsvoll gefragt: *Was, glaubst du, ist hinter den Mauern?* Er kaute sein Essen, schluckte. Spülte sogar einen Schluck Bier hinterher. Er hatte ausgesehen, als denke er nach. *Jede Menge mehr vom selben, schätze ich.* Suzette war wie am Boden zerstört gewesen.

Die Leute im Dorf mieden ihre Familie. Suzette fühlte sich abgeschnitten von allem, wie eine Marionette, der man die Fäden durchtrennt hatte.

Während sie im Eintopf rührte, begriff sie, dass sie in einem Strudel gefangen war. Je verzweifelter sie ihm zu entinnen versuchte, desto stärker wurde sie hineingezogen, immer tiefer und tiefer ...

»Mutter!« Lucie trat von hinten an sie heran und kraulte sie sanft am Rücken.

Suzette kehrte in die Welt der Töchter und der ungekochten Eintöpfe zurück.

»Habt ihr Durst, Kinder?« Ihre Miene hellte sich auf und sie goss zwei Becher Wasser ein. Für Lucie gab sie einen Klacks Honig dazu, nicht aber für Valerie, die sich daraus nichts machte. »Ihre beide habt heute einen großen Tag«, sagte sie und reichte jedem Mädchen seinen Becher.

Suzette war froh, dass sie für die Männer das Ernteessen kochen musste und deshalb einen Vorwand hatte, zu Hause zu bleiben. Sie rührte wieder in einem riesigen runden Topf mit zwei Henkeln. Der Topf war unten ausgebaucht und kam Lucie deshalb immer merkwürdig vor, weil er keine richtige Halbkugel war. Dinge, die unvollkommen aussahen, mochte sie nicht. Valerie spähte in den Topf. Er enthielt ein Allerlei aus braunem Hafer und gelbbraunen und grauen Körnern – ein paar Erbsen stachen grellgrün hervor.

Während Lucie plapperte, half Valerie ihrer Mutter, die Mohrrüben von ihrem spärlichen Kraut zu befreien. Suzette sagte nichts. Lucies Geplapper überdeckte ihr Schweigen, aber Valerie fragte sich, ob sie etwas bedrückte. Sie beschloss zu warten, bis die Laune ihrer Mutter vorüberging, wie sie es in

der Vergangenheit gelernt hatte, und gab Gemüse und Kräuter in den Topf. Kohl, Knoblauch, Zwiebeln, Lauch, Spinat und Petersilie.

Valerie konnte nicht ahnen, dass Suzettes Gedanken zu ihrem Mann zurückgekehrt waren. Cesaire war ein liebevoller Vater und treu sorgender Ehemann. Nur hatte sie sich eben mehr erhofft. Hätte sie nicht so hohe Erwartungen an ihn gestellt, wären ihr seine Fehler möglicherweise gar nicht so schlimm erschienen.

Für das, was er wirklich tat, für den Teil, den er geschafft hatte, war sie ihm dankbar. Dafür hatte sie ihm, wie sie fand, genug zurückgegeben, indem sie das Haus in Ordnung hielt und sich liebevoll um ihre Kinder sorgte. Sie musste zugeben, dass in der Ehe, wie bei jeder vertraglichen Verpflichtung, wie bei jedem gegenseitigen Schuldverhältnis, für Liebe möglicherweise kein Platz war.

Zufrieden mit diesem Ergebnis, widmete sie sich wieder ihren Töchtern und bemerkte, dass Valerie sie mit diesen durchdringenden grünen Augen ansah, fast als könnte sie ihre Gedanken lesen. Suzette wusste nicht, von wem Valerie diese Augen hatte. Ihre und Cesaïres waren hellbraun. Sie räusperte sich.

»Schön, dass ihr mir zur Hand geht, Kinder. Ich habe es schon immer gesagt und werde es immer wieder sagen: Du musst kochen können, Valerie, wenn du eine eigene Familie gründen willst. Lucie weiß das bereits.«

Lucie war wie Suzette. Sie schauten voraus und planten. Valerie und Cesaire überlegten nie lange und handelten rasch.

»Ich bin *siebzehn*. Wir wollen nichts überstürzen.« Valerie halbierte eine Kartoffel, indem sie durch die Schale und das matte, samtige Fleisch schnitt. Dann klappte sie die beiden Hälften auseinander und ließ sie auf dem unebenen Tisch tanzen. Sie dachte nicht gern an die Dinge, über die ihre Mutter ständig reden wollte.

»Du bist im heiratsfähigen Alter, Valerie. Du bist jetzt eine junge Frau.«

Das Zugeständnis verscheuchte alle Gedanken an künftige Verpflichtungen aus den Köpfen der Schwestern. Sie witterten ihre Gelegenheit.

»So, Mutter«, begann Lucie, »wir müssen jetzt aufs Feld und bei der Ernte helfen.«

»Ja, natürlich. Für dich ist es das erste Mal, Valerie«, sagte Suzette und senkte den

Blick, um ihren Stolz zu verbergen. Sie hatte schon angefangen, Kohl zu hobeln.

»Manche Leute, manche Frauen bleiben hinterher draußen ...«, setzte Valerie hinzu.

»... und machen ein kleines Lagerfeuer«, ergänzte Lucie.

»Mh-hmm«, brummte Suzette, deren Gedanken schon wieder abschweiften.

»Prudences Mutter nimmt ein paar von den anderen Mädchen mit zum Zelten ...«, erzählte Valerie.

»... und wir wollten fragen, ob wir auch mitdürfen«, schloss Lucie.

»Mit Prudences Mutter?«, wiederholte Suzette die einzige klare Auskunft, die sie erhalten hatte.

»Ja«, antwortete Valerie.

»Haben die anderen Mütter denn schon ihre Erlaubnis gegeben?«

»Ja«, antwortete Valerie wieder.

»Na schön. Dann ist es wohl in Ordnung«, sagte sie geistesabwesend.

»Danke, vielen, vielen Dank!«

Erst jetzt, als sie sah, wie dankbar sie waren, begriff Suzette, dass sie eine Einwilligung gegeben hatte, die sie vielleicht lieber nicht hätte geben sollen.



»Ich kann nicht glauben, dass sie Ja gesagt hat!«, rief Valerie.

»Das war spitze von dir, wie du immer nur Ja gesagt hast. Sie ist überhaupt nicht zum Nachdenken gekommen!«

Die Mädchen schlenderten die furchige Straße zum Dorfplatz hinunter.

»Und von dir erst, wie du ihr den Rücken gekrault hast!«

»Das war gut, nicht? Ich weiß, dass ihr das gefällt.« Lucie schmunzelte zufrieden.

»Lucie! Sag bloß, du hast deinen kompletten Kleiderschrank mitgebracht!« Ihre Freundin Roxanne spähte um die Ecke und zog die bleiche Stirn in Falten. Hinter ihr tauchten noch zwei Mädchen auf: Prudence und Rose.

Lucie hielt ihr Bündel in den Armen, und erst jetzt fiel Valerie auf, dass es prall gefüllt war.

»Das wirst du den ganzen Tag mit dir herumschleppen müssen«, sagte sie.

Prudence zog einen Flunsch, denn sie wusste, dass Lucie bisweilen zum Übertreiben neigte. »Wir helfen dir jedenfalls nicht beim Tragen, wenn du schlappmachst.«

»Nur zusätzliche Decken.« Lucie lächelte. Sie fror leicht.

»Erwartest du etwa Gäste?«, fragte Rose und zog eine Augenbraue hoch.

Valerie fand, dass ihre drei Freundinnen wie ein Triade mythischer Göttinnen aussahen. Roxanne hatte rostfarbene, glatte Haare, die so dünn waren, dass man meinen konnte, sie fänden alle zusammen in einem Strohalm Platz. Ihre Sommersprossen waren blass, wie falsche Tupfen auf den Flügeln eines Schmetterlings. Für Valerie war klar, dass sie hinter all ihren Korsetts, Blusen und Schals nur ihren Körper verstecken wollte.

Rose hingegen ließ die Schnürbänder ihrer Bluse immer offen und hatte keine Eile, sie festzuziehen, wenn die Bluse mal etwas tiefer rutschte. Sie war hübsch, mit einem herzförmigen Mund und einem markanten Gesicht – sie zog immer die Wangen ein, damit es noch mehr zur Geltung kam. Ihre Haare waren dunkel und schimmerten je nach Licht schwarz, braun oder blau. Hätte man sie in ein eleganteres Oberteil gesteckt, hätte sie fast als feine Dame durchgehen können ... zumindest, solange sie nicht den Mund aufmachte.

Prudence war eine melancholische Schönheit mit dunkelblondem Haar und einer berechnenden Art. Allzu oft und schnell

rutschte ihr ein böses Wort heraus, aber gewöhnlich entschuldigte sie sich dafür. Sie war groß und etwas herrisch.

Alle fünf Mädchen zogen zum Dorftor hinaus, den Hügel hinauf in Richtung der Felder, wo sie auf den Zug der Männer stießen, die ebenfalls ganz aufgeregt waren. Das ganze Dorf wirkte schon putzmunter und Vorfreude erfüllte die Luft wie der unerwartete Duft eines starken Gewürzes.

Claude, Roxannes Bruder, schloss zu ihnen auf, stolpernd, da er versuchte, bei jedem Schritt einen Stein vor sich her zu kicken.

»H-h-hallo.« Claude hatte flinke graue Augen. Er war etwas jünger als die Mädchen und im Dorf ein Außenseiter, da er schon immer ein wenig ... anders war. Aus unerfindlichen Gründen trug er nur einen einzelnen Wildlederhandschuh, und er war unablässig damit beschäftigt, ein selbst gemachtes Kartenspiel zu mischen, das er ständig bei sich trug. Die Taschen seiner Flickenhose, die seine Mutter aus Sackleinenresten und Lederflicken zusammengestückelt hatte, waren immer nach außen gestülpt. Er wurde wegen der Hose verspottet, aber das kümmerte ihn nicht. Er war stolz auf das Werk seiner Mutter, die bis spät in die Nacht nähte,

obwohl sie in der Schenke schon schwer genug arbeiten musste.

Wie man sich erzählte, war Claude als Säugling auf den Kopf gefallen und deshalb so wunderbar. Valerie hielt das für Unsinn. Er war eine schöne Seele.

Sein Fehler war nur, dass er nicht zu allem gleich seinen Senf dazu gab wie alle anderen, sondern wirklich zuhörte. Deshalb hielten ihn die Leute für begriffsstutzig. Dabei war er einfach nur freundlich und nett und er liebte die Tiere wie die Menschen.

Er wusch nie seine Socken. Und niemand wusch sie für ihn.

Er und Roxanne hatten beide Sommerprossen, aber er hatte mehr, sogar auf den Lippen.

Alle nannten Roxanne und Claude Rotschöpfe, warum, hatte Valerie nie verstanden. Sie vermutete, dass Fantasielosigkeit der Grund war. Sie würde die beiden Sechs-Uhr-Abends-Sonnenuntergang-Schöpfe nennen. Oder Seegrund-Algenwedel-Schöpfe. Als Kind hatte Valerie sie immer um ihre Haare beneidet, denn in ihren Augen waren sie etwas Besonderes, ein Zeichen Gottes.

Claude und Valerie hörten zu, während die anderen Mädchen über die Jungen aus den Nachbardörfern schwatzten, die bei der Ernte helfen sollten. Claude verlor bald das Interesse und schlappte gemütlich in Richtung Dorfmitte zurück.

Doch irgendwie änderte sich die Stimmung, als sie an der Feldschmiede vorbeikamen, die auf dem Weg zu den Heuwiesen eingerichtet worden war. Eine gewisse Befangenheit wurde spürbar. Die Mädchen wurden fahrig. Ihr Atem ging schneller. Valerie kniff vor Enttäuschung die Augen zusammen. So dumm konnten ihre Freundinnen doch nicht sein. Wegen eines Jungen den Kopf zu verlieren. *Henry Lazar*.

Er war ein hübscher, schlaksiger Bursche mit kurz geschnittenen Haaren und ungezwungenem Lächeln. Zusammen mit seinem Vater Adrien, der ebenfalls gut aussah, war er gerade damit beschäftigt, Achsen von Erntewagen auszubessern. So wie andere Leute gerne kochten oder im Garten arbeiteten, so hatte Henry seine Freude an den Feinheiten von Schlössern, die er gern selbst konstruierte und herstellte. Einmal hatte er Valerie ein paar gezeigt, die er geschmiedet hatte, viereckige und runde,

wobei eines zufällig wie ein Katzenkopf aussah, ein anderes wie ein auf dem Kopf stehendes, von einem Kind gezeichnetes Haus oder ein Familienwappen. Manche waren schwarz, andere golden, wieder andere mit einer dunklen Patina überzogen.

Valerie winkte unbekümmert, während ihre Freundinnen verstummten, schüchtern vor sich hin lächelten und zügig vorbeischritten. Nur Lucie machte einen höflichen Knicks. Henry schüttelte den Kopf und grinste.

Rose, die sich im letzten Moment zurückfallen ließ, um ganz sicherzugehen, dass sich ihre Blicke begegneten, sah ihm so lange in die Augen, dass es ihm unangenehm wurde.

Davon abgesehen taten die Mädchen so, als machten sie sich überhaupt nichts aus Henry, und nahmen verkrampft ihre Unterhaltung wieder auf. Obwohl sie so eng befreundet waren, glaubten sie dennoch, sich eine Blöße zu geben, wenn sie zugaben, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlten. Außerdem hatte auf diese Weise jede das Gefühl, Henry für sich zu behalten. Valerie wunderte sich darüber, dass sie so anders reagierte als die anderen. Gewiss, Henry sah gut aus, war charmant, groß und nett, aber Herzklopfen und Atemnot bekam sie seinetwegen nicht.

»Ich hoffe, ihr habt nicht vergessen, wer heute sonst noch kommt«, neckte sie die anderen.

»Bei so vielen«, bemerkte Lucie, »müssen einfach ein paar Hübsche darunter sein.«

Die Mädchen sahen einander an, fassten sich bei den Händen und hüpfen gemeinsam auf und ab. Heute Nacht würden sie frei sein.

Und den Bewohnern von Daggornhorn bedeutete die Freiheit einer Nacht alles.



Kapitel 3

Es war noch so früh, dass die Heuwiesen im Morgenlicht matt rosa schimmerten und fast zu schön aussahen, um angetastet zu werden. Valerie und ihre Freundinnen beobachteten, wie die ersten Männer aus dem Dorf herumstanden und schwiegen. Die Männer kamen sich lächerlich vor, aber keiner wollte der Erste sein, der dem wogenden Gras mit der Sense zu Leibe rückte. Doch Arbeit war Arbeit und so machten sie sich schließlich an Werk.

Die Männer führten gerade die ersten Schritte aus, als das Rumpeln von Rädern ertönte. In der Woche zuvor war im Dorf eine Hochzeit gefeiert worden, die bei Valeries Freundinnen einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Und so fragten sie sich jetzt unwillkürlich, ob die Fracht des fremden Wagens wohl ihr Leben verändern würde. Doch die älteren Männer aus dem Dorf, die bereits schwer arbeiteten, kannten die traurige

Wahrheit: Ganz gleich, wie nett die Jungs auch waren, den Erwartungen der Mädchen würden sie niemals gerecht werden können.

Der Wagen kam mit einem Ruck zum Stehen. Das Pferd, das ihn zog, war so pechschwarz, dass es sich wie ein Scherenschnitt vor dem hellen Weizenfeld abzeichnete. Als die Erntehelfer aus den anderen Dörfern auszusteigen begannen, erhoben sich die Mädchen von den Heuhaufen, auf denen sie saßen, und schüttelten ihre Röcke aus. Die jungen Männer waren stark und voller Elan, und Valerie freute sich für ihre Freundinnen, denen vor Aufregung ganz schwindelig wurde. Aber irgendwie wusste sie, dass für sie selbst keiner dabei war, nicht unter diesen Dorfjungen. Ihnen fehlte einfach ... *ein gewisses Etwas*.

Die Männer kletterten heraus in die Sonne und beschatteten sich die Augen. Zusammengerollte Decken klemmten unter ihren Armen, Jacken hingen lose über ihren Schultern.

Die Jüngeren musterten die Mädchen. Sie kannten das Spiel genau. Ein ganz Forscher blieb vor Roxanne stehen, die vor Überraschung den Atem anhielt.

»Hallo«, sagte er und ließ bemüht seine Zähne aufblitzen. Er sah nicht, wie Prudence Roxanne in den Oberschenkel kniff.

»Hallo«, erwiderte Prudence für sie.

Lucie schlug schüchtern die Augen nieder, während Rose wie beiläufig ihre Brüste höher in ihre Schnürbluse schob. Prudences Augen flogen von einem Jungen zum nächsten, wogen ihre Schwächen (der eine war der Schlaksigste) gegen ihre Vorzüge (hatte aber auch die schönste Ledertasche) ab. Eine kluge Wahl schien von größter Wichtigkeit zu sein.

Kaum waren die Männer fort, liefen die Mädchen, nur knapp einem Zusammenstoß entgehend, zu einem dichten Knäuel zusammen.

»So viele!«, rief Roxanne und blies sich eine verirrte Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Gerade die richtige Zahl.« Prudence hatte die Guten herausgepickt und schnaufte jetzt erst mal durch.

»Einer für jede, und die übrigen sind für mich.« Rose tänzelte in ihrem Rock.

»Valerie, bist du sicher, dass du den Tee dabei hast?«, fragte Lucie dazwischen und dämpfte vorübergehend die Aufregung.

»Ja, natürlich!«

Lucie sah sie fest an, denn sie wusste, wie vergesslich ihre Schwester war.

»Ja doch, ich bin mir ganz sicher«, sagte Valerie und klopfte an ihr Bündel.

Dann meldeten sie weiter ihre Ansprüche an, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass die Jungen dabei vielleicht ein Wörtchen mitreden wollten. Prudence war der Meinung, dass ihr der Erntearbeiter zustand, der vor Roxanne hingetreten war, weil sie als Einzige mit ihm gesprochen hatte. Valerie fand das etwas dreist, aber Roxanne erhob keinen Einwand, da sie ein Auge auf einen anderen Jungen geworfen hatte, der stiller und nicht so draufgängerisch war.

Lucie deutete auf einen Erntehelfer, der gerade vorbeiging und in seinen Kniehosen eine gute Figur machte.

»Da geht dein Zukünftiger, Rose!«

»Wenigstens schwärme ich nicht für einen Schafscherer, der mein Großvater sein könnte.« Ihr kantiges Gesicht ließ Rose ärgerlich aussehen, aber das war sie nicht.

Roxanne sah sich genötigt, den einen zu erwähnen, der fehlte. »Ist doch egal!«, sagte sie und glättete eine Locke ihres roten Haars. »Henry sieht besser aus als die alle.«

»Du weißt doch, dass er niemals eine aus dem Dorf heiraten wird«, blaffte Prudence, wie es manchmal ihre Art war. » Wir sind alle zu arm.«

Die Mädchen sahen, dass der Vogt, Dorfvorsteher und Ernteaufseher in einer Person, nahte, und so stapften sie auf die Wiesen und begannen, das gemähte Gras zum Trocknen zu Reihen zusammenzurechen, wobei sie sich auf ihren schlanken Beinen vor- und zurückwiegten. Valerie bedauerte, dass sie die Aufregung ihrer Freundinnen nicht teilen konnte – es musste doch herrlich sein, wenn man vor Freude so außer sich war wie sie. Doch so sehr sie sich auch bemühte, die Liebe war nie ein Thema gewesen, das sie besonders interessierte. Plötzlich war ihr so traurig zumute wie nach dem Ende eines Festes.

Prudence sah mit Freuden, dass Valerie kein Interesse an den Jungs zeigte. *Umso größer die Auswahl für mich*, dachte sie und ließ den Blick über die Männer auf den Wiesen und Feldern schweifen. In diesem Augenblick bemerkte sie einen anderen Wagen, der so unerwartet auftauchte, dass sie nicht mehr dazu kam, mit ihren Freundinnen einen Blick zu tauschen, bevor seine großen Räder langsam ausrollten. Doch auch die anderen

hatten ihn gesehen. Lucie tat zwar so, als arbeite sie weiter, indem sie immer wieder denselben Grashaufen hochhob und absetzte, reckte aber den Hals. Rose tupfte sich mit der Innenseite ihres Rocks das Gesicht ab, und Roxanne strich sich das Haar aus der Stirn, die in der schwülen Luft schon klebrig vor Schweiß war.

Das Pferd kam zum Stehen, die Wagenräder machten einen letzten Ruck nach vorn und rutschten dann in eine Furche zurück. Valerie beobachtete, wie ein paar ältere Männer schwerfällig herauskletterten, und widmete sich gleich wieder der Arbeit mit ihrem grob gezahnten Rechen, während die übrigen Erntearbeiter ausstiegen. Sie spürte, dass ihre Freundinnen die Neuankömmlinge in Augenschein nahmen.

Sie wusste nicht genau, warum sie wieder aufschaute. Wenn sie sich Jahre später an diesen Morgen erinnerte, der für immer ihr Leben veränderte, sagte sie stets, sie hätte aus dem Augenwinkel etwas bemerkt, was sie zum Hinsehen zwang – fast so, als hätte ihr jemand auf die Schulter getippt, damit sie sich umdrehte. Als sie aufschaute, erblickte sie einen umwerfend gut aussehenden dunkelhaarigen jungen Mann.

Er war ganz in Schwarz gekleidet und hatte etwas Wildes und Gehetztes an sich, wie ein unbezähmbares Pferd.

Valerie spürte, wie ihr der Atem stockte.

Peter und ich hatten den Tag damit zugebracht, auf den Wiesen Fangen zu spielen und große weiße Pilze zu sammeln, deren schmutzig graue Stiele so weich und spröde waren, dass sie zerbröckelten. Wir sanken erschöpft zu Boden, als wir auf dem Dorfplatz ankamen, und begannen, Scharade zu spielen, ein Rätselspiel, worin ich nie gut war. Ich verlor dabei völlig den Überblick, konnte mir nie merken, ob wir jetzt bei der dritten Silbe oder der zweiten des dritten Wortes waren oder bei der fünften und wie viele Wörter es überhaupt waren.

Aber wie aus heiterem Himmel stand plötzlich Peters Vater da, riss ihn hoch und sagte: »Wir müssen gehen. Sofort.«

Hinter ihm tönte es: »Betrüger! Halunke! Dieb!«

Peter schaute über die Schulter zurück, während sein Vater ihn an der Hand fortzog. Dorfbewohner strömten zusammen und schwangen Waffen. Ein aufgebrachter Landarbeiter jagte ihnen mit einer brennenden Fackel nach: »Recht so,

verschwindet von hier! Und lasst euch nie wieder hier blicken.«

Sie verließen das Dorf auf der Stelle und seit damals hatte Valerie Peter nicht wiedergesehen. Nach den Gesichtern der Dorfbewohner an jenem Tag zu urteilen, hatte sie geglaubt, er sei tot.

Nun aber ...

Sie musste den Verstand verloren haben, dachte sie. Es war zehn Jahre her. Sie hatte sich damit abgefunden. Sie hatte aufgehört, nach seinen Pfeilen Ausschau zu halten. Er konnte nicht derselbe sein ... *oder doch?*

Als ihre Freundinnen den Jungen sahen, tauschten sie beunruhigte Blicke. Er sah aus wie sonst keiner, wie das violette Leuchten am Grunde einer Flamme, dort, wo sie am schönsten und gefährlichsten war. Mit gesenktem Kopf schritt er durch die Wiesen, die Augen fest auf den Boden geheftet. Er mied die Blicke der anderen und erwiderte keinen.

Als Lucie bemerkte, wie Valerie zu ihm hinstarrte, warf sie ein Büschelchen Gras in ihre Richtung. Doch Valerie kam nicht zu sich.

Valerie schob sich näher an die Gestalt heran. *War er es?* Da stürzte der Vogt herbei, bahnte sich einen Weg durch dichtes

Schilfgestrüpp und befahl ihr, gefälligst in der Reihe zu bleiben. Valerie fragte sich, ob der Vogt Verdacht geschöpft hatte, ob ihm aufgefallen war, wie sie reagiert hatte – dass sie errötet und ihr Blick ganz sanft geworden war –, und ob er sie bewusst von ihm fernhalten wollte. Sie schämte sich, nahm aber wieder Vernunft an. Sie wollte dem Vogt keinen Anlass zu Misstrauen geben. Sie war nur neugierig, trauerte dem Freund ihrer Kindheit nach, dem Spaß, den sie einst zusammen gehabt hatten.

Er war nur der Junge, mit dem sie gespielt hatte, älter jetzt. *Oder?*

Der Vogt ging weiter, brüllte unablässig Befehle, die sich zu einer lückenlosen Kette reihten und mit der Zeit wie eine eintönige Erzählung klangen. Sie beobachtete, wie der Junge, der möglicherweise Peter war, seinen Beutel absetzte, bestehend aus einem verschlissenen Tuch, das oben mit einem ausgefransten Strick zusammengebunden war. Er begann, seine gewaltige Sense zu schwingen, die er mit geübter Hand durch das Gras zog. Er drückte das Kinn auf die Brust und hatte nur Augen für die Arbeit.

Valerie versuchte, ihn zu beobachten, aber ein wahrer Koloss von einem Erntearbeiter

schob sich zwischen sie und versperrte ihr die Sicht. Und wenn er ihr einmal nicht die Sicht versperrte, lief der Vogt die Reihen ab. So kam es, dass Valerie nur flüchtige Blicke vom Gegenstand ihres Interesses erhaschte. Eine Hand, die nach dem Stiel des Rechens griff ... eine sehnige olivbraune Wade ... ein Kinn. Er mähte mit gleichmäßigen Bewegungen. Peitschte das Gras. Schwitzte. Ließ seine Muskeln spielen.

Schließlich bekam sie einen besseren Blick auf ihn. Es *war* Peter. Sie war sich ganz sicher. Ihr Herz hämmerte gegen ihre Brust, selbst jetzt noch, nach so vielen Jahren. Damals war es nur eine unschuldige, kindliche Schwärmerei gewesen, doch jetzt ... empfand sie etwas anderes.

Valerie dachte daran zurück, wie Peter und sie bäuchlings zwischen den ausladenden Wurzeln der großen Kiefer gelegen hatten. Wie sie anschließend bis in den Wipfel hinaufgeklettert waren, um all die anderen Ortschaften zu sehen, die sie eines Tages, wenn sie aus ihrem Dorf fortgingen, besuchen wollten.

Nur Peter war wirklich herausgekommen.

Jetzt sehnte sich Valerie danach, ihm nahe zu sein, ihn neu kennenzulernen,

herauszufinden, ob er noch derselbe war. Während sie diesen Gedanken nachhing, ruhten ihre Augen auf ihm. Da schaute er plötzlich auf. Ihre Blicke trafen sich in der staubflirrenden Luft. Er stockte im Fluss der Arbeit, die braunen Augen immer noch ruhig und dunkel. Dann sah er wieder weg.

Hatte er sie nicht erkannt? Hatte er sie vergessen? Oder gehörte er einer anderen ...?

Valeries Rechen verharrte reglos in der Luft.

Sollte sie zu ihm gehen?

Dann jedoch, als sei nichts geschehen, schwang Peter – *wusch, wusch, wusch* – wieder kraftvoll seine Sense und arbeitete zügig weiter. Er schaute nicht wieder auf.



Kapitel 4

Valerie.«

Sie kniete gerade am Boden und raffte honigfarbenes Heu zu einer Garbe zusammen, als sie über sich eine tiefe Jungenstimme vernahm. *Er erinnert sich doch*. Sie war wie erstarrt, außerstande, zu ihm aufzuschauen.

»Valerie?«

Langsam hob sie den Kopf – vor ihr stand Henry Lazar und hielt ihr einen angeschlagenen Wasserkrug hin.

»Geht es dir gut?«

»Ja.«

»Ich dachte schon, du bist von der Schufterei taub geworden. « Seine dunklen Brauen hoben sich fragend.

»Nein, nein«, stammelte sie verwirrt.

Statt nach dem Wasserkrug zu greifen, nahm sie den dicken Kupferhammer, den er in der anderen Hand hielt, und drückte ihn sich an die Wange. Das Metall war herrlich kühl.

Sie blickte in die Runde. Die Arbeit war zum Erliegen gekommen, eine goldene Staubwolke lag über Wiesen und Feldern. Sie versuchte, an Henry vorbeizuspähen. Aber dummerweise machte er ihre Bewegung mit und versperrte ihr weiter die Sicht auf Peter.

Sie spürte, wie ihre Wärme in den Hammer strömte und bald die angenehme Kühle vertrieb. Als sie ihn zurückgab, zwinkerte Henry ihr zu und lachte. Sie fasste sich an die Wange – ihre Hand kam schwarz zurück. Sie hatte auf beiden Wangen einen runden Rußfleck.

»Jetzt siehst du aus wie eine Porzellanpuppe.«

Die Vorstellung gefiel ihr.

Sie lehnte dankend sein Taschentuch ab und wischte sich das Gesicht an ihrem Ärmel ab. Sie wusste, dass das Wasser für Henry nur ein Vorwand war, um aufs Feld zu gehen und an diesem Tag dazuzugehören. Aufgrund der besonderen Stellung seiner Familie im Dorf war er von vielem ausgeschlossen. Sie wusste, dass er darunter litt, etwas Besseres zu sein. Sie blickte hinab auf seine neuen Lederstiefel, die nur so glänzten, und das Mitgefühl, das sie eben noch mit ihm

empfunden hatte, verflog. Sich solche Stiefel zu kaufen, wenn die Menschen um einen herum kaum genug zu essen hatten, erschien ihr herzlos.

»Ich weiß, sie sind albern«, sagte er mit einem verhaltenen Lächeln, und Valerie begriff, dass ihr Blick nicht sehr taktvoll gewesen war. »Peinlich. Aber sie sind ein Geschenk meiner Großmutter.«

Trotzdem nicht in Ordnung, dachte sie. Valerie war in Streitlaune. Sie versuchte festzustellen, ob Peter bemerkt hatte, dass sie mit Henry sprach. Doch er schien sich nicht dafür zu interessieren und schaute kein einziges Mal auf.

Henry murmelte, dass er auch den anderen Wasser anbieten müsse. All die jungen Frauen um sie herum, die Henry beobachtet und darüber ihre Arbeit vernachlässigt hatten, machten sich eilends wieder daran, das gemähte Gras zusammenzuschnüren. Doch als Henry weiter an ihnen entlangging, spürte Valerie, dass seine Augen auf ihr verweilten, und länger, als sie eigentlich sollten.

Henry begriff, dass Valerie eine ihrer Launen hatte. Sie wollte allein sein. Im Weggehen beobachtete er sie. Im Dorf ging das Gerücht, sie hätte als Kind den Wolf

gesehen. Das hätte sie verändert, und seit jenem Tag wäre sie nicht mehr dieselbe. Wenn sie jemand danach fragte, antwortete sie nicht. Doch in einem Dorf gab es keine Geheimnisse.

Er hatte immer gewusst, dass sie anders war, und auch er hatte sich selbst stets ein wenig anders gefühlt. Vielleicht, so dachte er sich, konnten sie ja zusammen anders sein.



Die Mittagssonne stand hoch am Himmel und brannte auf die Wiesen herab, dass sie wie versengt rochen. Um sich vor der Hitze zu schützen, nahmen die Arbeiter ihr Mittagessen in einem Hain am Rand der Felder ein – Männer und Frauen wie immer in getrennten Gruppen. »Seht euch das an!« Roxanne drehte sich so geschwind im Kreis, dass Grassamen von ihr wegflogen wie wirbelnde Schneeflocken. »Das ganze Gras. Ich komme mir vor wie eine Kuh.«

»Du bist ja voll von dem Zeug«, sagte Rose stirnrunzelnd und zupfte Halme aus ihrem Haar.

»Hör auf, dich so idiotisch zu drehen«, zischte Prudence. »Oder sollen dich die Jungs für ein kleines Mädchen halten? «

Valerie blendete das Geplapper ihrer Freundinnen, das sich für sie wie Hühnergegacker anhörte, einfach aus und beobachtete, wie Peter mit den Männern scherzte, die schon an den Wasserfässern anstanden. Sie wischte sich die Hände an ihrem Rock ab und nahm sich dafür viel Zeit, damit sie ihm nicht zu nahe kam. Dann sah sie, wie er sich bückte und in seinem Bündel kramte. Er schaute auf und wieder begegneten sich ihre Blicke. Sie erstarrte. Sollte sie etwas sagen? Ihm ein Zeichen geben? Sie wartete stumm und bemerkte, wie seine Augen flackerten. Hatte er sie erkannt?

Die Arbeiter, die hinter Peter in der Schlange standen, stupsten ihn. Er schwang sich das Bündel über die Schulter und zwängte sich, auf sein Essen verzichtend, an den übrigen hungrigen Männern vorbei.

Eines der Mädchen zupfte Valerie am Rock, und sie sank widerwillig ins Gras zurück, während er davonging.



Ein paar Dorfbewohner hatten unten am Fluss an einem überhängenden Ast ein Seil befestigt. Daran schlangen sie sich über die

Uferböschung hinaus und ließen sich ins Wasser plumpsen.

»Los, Henry!«, rief einer.

Henry packte das Seil, stieß sich vom Ufer ab und ließ am höchsten Punkt des Bogens los. Klatschend fiel er ins Wasser, schwamm ein paar Züge und tauchte dann zähneklappernd wieder auf. Ein Hund kam angelaufen und bellte missbilligend. Henry rief ihn zu sich. Da er nicht kommen wollte, warf ihm Henry, mittlerweile steif vor Kälte, einen Stock zu. Doch der Hund wurde von seinem Besitzer abgelenkt, der sich zum Wasser herunterbeugte, um einen Schluck zu trinken. Einer der Erntehelfer. Weitere erschienen an seiner Seite – von der Arbeit erschöpfte Männer, die mit hängenden Schultern und schweren Schritten ans Ufer kamen. Einer jedoch, eine dunkle Gestalt, blieb aufrecht mitten unter ihnen stehen.

Henry erkannte ihn sofort. Es war Peter.

Henrys Herz begann zu rasen. Er musste nachdenken. Er holte tief Luft, tauchte unter und brachte die Welt zum Verschwinden. Er öffnete die Augen und sah nur beruhigendes Grün. Die Strömung war nicht stark und so ließ er sich einfach im Wasser treiben. Hier unten würde er für immer bleiben, in dieser

friedlichen Welt, in der es keine toten Mütter gab. Und keine Menschen, die Mütter töteten. *Hier will ich sein*, beschloss Henrys im tiefsten Winkel seiner Seele.

Doch seine Lungen weigerten sich, beschwerten sich zuerst, wurden dann immer fordernder und drohten schließlich zu platzen.

Sein Kopf durchbrach die Oberfläche. Er blinzelte sich das Wasser aus den Augen und blickte zum Ufer. Er blinzelte noch einmal, um ganz sicherzugehen.

Die Arbeiter waren fort.

Und Peter mit ihnen.

Die anderen Jungen waren verstummt und blickten nervös zu Henry herüber. Alles war still, nur in den nahen Kiefern flatterte ein Vogel. Henrys Vater Adrien schien besonders besorgt. Er beobachtete seinen Sohn vom Ufer aus, doch Henry wich seinem Blick aus. Stattdessen schwamm er wütend davon, mit kraftvollen Zügen, bis seine Muskeln brannten und er das Gefühl hatte, sie würden gleich zerreißen. Der durch das kalte Wasser verursachte Schock war fast eine Wohltat nach dem Schock, Peter wiederzusehen.

Er schwamm, um die schreckliche Erinnerung an jenen Tag zu verscheuchen, an dem Peter das Dorf verlassen hatte.

Doch selbst wenn er bis ans Ende der Welt schwamm, würde er niemals den Anblick vergessen können, wie sein Vater, ein großer, starker und strenger Mann, sich schluchzend über seine auf der Straße liegende Mutter beugte und Tränen vergoss.



Als Peter sah, wie Henry Lazar ihn entsetzt anstarrte, war ihm übel geworden. Genau wie an jenem Tag vor so vielen Jahren. Er hatte fortmüssen, bevor Henry wieder auftauchte. Er fand eine Ausrede – er sagte zu den Männern, dass sie ihr Lager aufschlagen müssten.

Warum nur war er in das Dorf zurückgekehrt? So viele Jahre hatte er Daggornhorn, den Ort des verhängnisvollen Unglücks, gemieden.

Mit erbarmungslosen Schlägen trieb er einen Pflock in die Erde und versuchte dabei, seine Gedanken zu ordnen. In Daggornhorn, so rief er sich ins Gedächtnis, gab es etwas, was nie aufgehört hat, ihn zu locken. Doch jetzt machte es ihm Angst, hier zu sein. Bei

ihr. Er hatte sie zu sehr geliebt. Sie waren nur Kinder gewesen. Besser, er behielt sie so in Erinnerung, wie sie früher war, und verwahrte ihr Bild wie einen Edelstein.

Als er, getrieben von einer unwiderstehlichen Kraft, mit dem Wagen ankam, hatte er sich in dem Dorf, das ihm einst so vertraut gewesen war, wie im Traum zurechtgefunden. Es war sonderbar. Alles, was er sah, jeder Baum, jede Biegung in der Straße erinnerte ihn an dasselbe Mädchen, an das Mädchen mit den großen grünen Augen. Und sie war immer noch hier.

Wunderschön. So überwältigend schön, dass es fast schmerzte.

Doch sie rief Bilder der Vergangenheit in ihm wach, die er zu vergessen versucht hatte.

Das Horn ertönte vom Feld und verkündete das Ende der Mittagspause, das Ende der Erinnerung. Es wurde Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen.

Warum bin ich zurückgekommen?



Der erschöpfte Vogt stellte Zweiergruppen zusammen, indem er den Frauen, die das Gras auf den Ladeflächen der Wagen platt

trampeln sollten, jeweils einen Mann zuteilte, der es ihnen armweise hinaufreichen sollte. Der dichte Bart des Vogts war in der Hitze drahtig geworden wie Stahlwolle. Valerie starrte auf die Reihe der straffen Haarknoten vor ihr und warf dann einen Blick nach links zur Reihe der Männer und suchte ihn mit den Augen. Etwas lenkte ihren Blick zur Mitte der Reihe. Peters klare Augen waren auf sie gerichtet und die Luft zwischen ihnen schien weiß zu glühen. Ohne lange zu überlegen, scherte sie zur Seite aus, ließ ein paar ungeduldige Frauen an sich vorbei und reihte sich weiter hinten wieder ein. Jetzt würde sie Peter zugeteilt werden.

Der Vogt schritt die Gasse zwischen den Männern und Frauen herunter und ordnete die Partner einander zu, indem er ihnen auf die Schulter tippte. Mit seiner rauen Hand gab er zuerst ihr, dann Peter einen Klaps und brummte mit schroffer Stimme: »Du und du.« Obwohl sie den Vogt bei seinem Gang durch die Gasse immer wieder dieselben Worte leiern hörte, war ihr, als hätten sie, als sie ihr und Peter galten, einen magischen Klang gehabt, einen Klang, der die Verbindung zwischen ihnen fühlbar machte.

Sie hatte den ganzen Nachmittag Herzklopfen, als sie dicht beieinander arbeiteten. Sie genoss es, die Ballen zu berühren, die er eben noch gehalten hatte.

Und doch sah er sie kein einziges Mal an. Aber dass er sie *nicht* ansah, besagte mehr, als wenn er es getan hätte. Oder bildete sie sich das nur ein?

Der Vogt lief unablässig zwischen den Reihen hin und her und passte auf, sodass sich nie eine Gelegenheit zum Reden ergab. Den ganzen Nachmittag waren Augen auf sie gerichtet. Anscheinend war sie nicht die Einzige, der dieser Mann aufgefallen war – oder die sich an ihn erinnerte. Jedes Mal, wenn sie sich vorbeugte und etwas sagen wollte, kam jemand anderes vorbei und hinderte sie daran.

Langsam ging der Tag zur Neige und ein schmutziges Graugrün färbte den Himmel. Der Vogt stand in der Nähe, das Gewicht auf einem Bein, einen Fuß um den anderen gehakt. Sein großer Rappe blinzelte träge und sah ihnen ebenfalls zu, denn es gab nicht viel mehr zu sehen als die zusammenströmenden Dorfbewohner. Noch zögerten sie, den Tag hinter sich zu lassen, denn sie wussten: Je

früher der Abend kam, desto früher der Morgen.

Sie hatten allzu schwer gearbeitet und waren, veraltetes Werkzeug in ihren schlaffen Händen haltend, zu nichts mehr zu gebrauchen. Sie hatten reiche Ernte gemacht wie ein Heuschreckenschwarm und lachten übermütig, als wären sie aller Sorgen ledig. Jungs spielten Fangen, flitzten hintereinander her und zogen sich gegenseitig an den Hemden, als würden ihre jungen Körper nach dem eintönigen Tagwerk erst richtig erwachen. Sie sogen begierig die abendliche Kühle ein und spürten, wie die staubige Luft über ihre rauen Hände strich.

Als Valerie ihren letzten Haufen stapelte, sah sie, wie Peter sich nach seinem Bündel bückte und Anstalten machte zu gehen.

Jetzt oder nie.

»Peter ...«

Er richtete sich auf und sein Rücken war wie eine Wand. Dann drehte er langsam den Kopf nach oben und sah sie an. Sein Blick ging durch sie hindurch wie ein Messer.

Ehe sie es sich verkneifen konnte, fragte sie: »Erinnerst du dich an mich?«

Er trat einen Schritt auf sie zu. Sie spürte, wie die Hitze zwischen ihnen loderte.

»Wie könnte ich dich je vergessen?«

Ihr wurde ganz schwach vor Freude.

Das Horn des Aufsehers tönte über die rostfarbenen gleißenden Kornfelder und verkündete das Ende des Tages und den Beginn des Lagerfeuerfestes.

Peter sah sie noch einen Augenblick lang an, dann drehte er sich um und ging weg. Sie sah ihm vom Wagen aus nach, bis er unter den Bäumen verschwunden war.



Kapitel 5

Unten am Fluss rupfte ein Erntearbeiter einem leblosen Huhn büschelweise Federn aus und warf sie achtlos auf den Boden. Die Leute aus dem Dorf brieten schon ein anderes Hähnchen an einem langen Spieß über dem Feuer. Der würzige Duft des frisch gemähten Grases, das zu ungleichmäßigen Haufen gestapelt war, hatte die Lebenslust der Dorfbewohner geweckt. Trotz ihrer Erschöpfung waren sie zu Späßen aufgelegt.

Valerie beobachtete, wie die Männer große Fässer aufstellten, in denen man sich, wenn sie leer waren, einen Hügel hinabrollen lassen konnte. Fässer wie die, in denen sich Peter und sie früher manchmal eine Zeit lang vor den Erwachsenen versteckt hatten. Wenn sie kichernd in diesem hölzernen Gefängnis kauerten, war die Außenwelt nicht mehr als ein fernes Raunen.

Ihre Erinnerungen an die Zeit mit Peter waren ganz klar und fest, fast meinte sie, sie mit den Händen greifen zu können.

»Wie könnte ich dich je vergessen?« Die neue Erinnerung drängte sich zwischen die alten.

Jemand spielte jetzt auf einer Flöte eine betörende Melodie. Ihr Vater aß zu der Musik und schluckte theatralisch bei jedem Triller. »Fördert die Verdauung«, sagte er und deutete mit dem Kopf auf den Flötenspieler. Es war das erste Mal, dass sie Cesaire an diesem Tag sah.

Valerie biss in eine fette Hühnerkeule, ihre zweite. Prudence legte ihr die Hände um die schmale Taille, um sie zu messen. Ihre Fingerspitzen berührten sich beinahe. »Das ist ungerecht«, seufzte sie neidisch.

Rose zog die Mädchen beiseite, führte sie zum Fluss hinunter und zeigten ihnen ein altes Ruderboot, das am Nachmittag im Ufergestrüpp versteckt worden war. Es hatte einen verblassten grauen Anstrich und war voller Vogeldreck und brauner Schlamm-spritzer, die an Kaffeeflecken erinnerten.

»Das wird es tun«, befand Valerie mit einem beifälligen Nicken.



Als sie vom Fluss zurückkamen, bemerkte Valerie, dass Peter wieder da war und dass der Vogt bei ihm stand.» Wir wollen morgen Kiefern schlagen und könnten einen Mann wie dich gebrauchen. Wir behalten dich im Dienst.«

»Ja, du bist ein guter Arbeiter«, setzte Cesaire unaufgefordert hinzu. Valerie war überrascht, dass ihr Vater sich zu Wort meldete, freute sich aber darüber.

Peter blickte zweifelnd.

»Wir stellen dir auch eine Axt«, sagte der Vogt. Seine Wangen waren dick und gerötet.

Peter zog kurzerhand eine Axt aus seinem Bündel und wirbelte sie herum. »Ich habe meine eigene. Fürs Holzfällen möchte ich den doppelten Lohn.«

Der Vogt zog eine Augenbraue hoch, willigte aber widerstrebend ein. Der Bursche war wirklich ein guter Arbeiter. Er hatte mehr Heu gemäht als jeder andere. »Einverstanden.« Er wandte sich ab. »Die Männer auf die großen Felsen auf der anderen Flusseite! Die Frauen bleiben auf dieser Seite.« Wie es der Brauch wollte, schlugen Männer und Frauen getrennte Lager auf.

Obwohl es immer so gehandhabt wurde, war Prudences Mutter besorgt. Ihre Tochter

war in diesem Jahr das erste Mal dabei, und man erzählte sich, dass vor langer Zeit jemand hier draußen von einem Wolf getötet worden sei. Einige behaupteten, es sei ein Kind gewesen, andere, drei kleine Mädchen, die sich beim Schwimmen vom Lager entfernt hätten. Wieder andere, es habe sich um eine Frau gehandelt, die davongelaufen sei, nachdem man sie mit einem Liebhaber erwischt habe.

Wie bei so vielen Geschichten, die sich um den Wolf rankten, wusste niemand mit Gewissheit, was geschehen war. Alle wussten nur, dass etwas geschehen war.

»Hoffentlich sind wir hier draußen sicher. Vielleicht könnte ja mein Mann hierbleiben.« Sie sah die ganze Zeit so aus, als müsste sie gleich niesen oder weinen.

»Mutter«, erwiderte Prudence streng. »Es besteht überhaupt kein Grund, sich Sorgen zu machen. Der Wolf hat sich letzte Nacht ein Lamm vom Altar geholt. Jetzt haben wir wieder einen Monat lang Ruhe.«

»Wir Weiberleute unter uns«, sagte eine andere Frau mit barscher Stimme, »da hast du nichts zu befürchten.«

»Na schön.« Prudences Mutter zog die Mädchen dicht zu sich heran und erteilte

ihnen eine persönliche Unterweisung. »Achtet darauf, dass eure Schuhe unter der Decke bleiben, wenn ihr schlaft. Ich möchte nicht, dass sie euch in der Nacht gestohlen werden.«

Die Mädchen nickten mit gespielmtem Ernst. Sie kannten ihre Schrullen.

Plötzlich meldete sich einer der Erntearbeiter zu Wort. »Aber so wartet doch, er hat ja noch gar nicht gesungen. Ihr wollt ihn bestimmt hören«, rief er und deutete auf einen vierschrötigen Mann mit einer Nase, die ihm wie eine Gurke aus dem Gesicht ragte.

»Dann sing uns ein Lied«, befahl der Vogt trocken. »Fang an.«

»Ich kann nicht«, erwiderte der Arbeiter mit falscher Bescheidenheit.

»Doch, du kannst«

»Oh, gewiss, dann kann ich wohl.«

Sein Lied war eine schöne, getragene Ballade. Die Dorfbewohner lehnten sich zurück und ließen sich von dem Gesang gefangen nehmen, einem Gesang, der über den Fluss hinglitt, den Wald umfing und alles sogleich vereinte.

Valerie schloss die Augen, öffnete sie aber wieder, als sie neben sich jemanden spürte.

Es war Peter. Er war ihr so nahe, dass sie den warmen Hauch seines Atems an ihrem Ohr spürte. »Komm später zu mir.«

Kühn wandte sie den Kopf und sah ihm ins Gesicht. »Wohin?«

Aus der Nähe sah er beinahe unerträglich schön aus. Das dichte schwarze Haar fiel ihm über ein Auge.

»Halte nach meinem Licht Ausschau.«

Sie brachte nur ein Nicken zustande, verblüfft darüber, dass ihr Körper überhaupt zu einer Regung fähig war. Es gelang ihr, sich zusammenzureißen, aber da war er schon fort.



Die Männer waren mit Booten ans andere Ufer gefahren, um dort zu übernachten, und die Mädchen hatten sich in einem Zelt versammelt, das sie mit Prudences Mutter teilten. Sie saßen im Kreis, flochten Kränze, mit denen die Heuhaufen beschwert werden sollten, und warteten darauf, dass ihre zappelige Anstandsdame vom Schlaf überwältigt wurde. Der Boden war eben, und in der Mitte stand eine große Laterne, in deren Gehäuse ein Muster aus Punkten und Schnörkeln geschnitten war, das von innen angestrahlt

wurde und tanzende Schatten auf den Boden und die sich bauschenden Zeltwände warf.

»Den Tee«, flüsterte Prudence und streckte Valerie die flache Hand hin. Ihre Mutter zeigte noch keine Anzeichen von Müdigkeit. Ausgerechnet heute Nacht, wo sie schlafen sollte, hielt die Sorge sie wach, und Prudence wollte sichergehen, dass sie nicht jedes Mal aufwachte, wenn im Feuer ein Scheit verrutschte. Valerie fasste tief in ihre Umhängetasche und zog einen Beutel mit dem schlaffördernden Salbeitee ihrer Großmutter hervor.

Prudence trat vors Zelt und bereitete, mit funkelnden Augen über das verglimmende Feuer gebeugt, den Schlaftrunk. Wenig später schlüpfte sie wieder herein und gab jedem Mädchen einen Becher mit gewöhnlichem Tee. Der letzte Becher enthielt Großmutters Spezialaufguss und den reichte sie ihrer Mutter.

Sie warteten darauf, dass sie endlich trank, und versuchten, sich möglichst unverdächtig zu benehmen.

»Danke.« Prudences Mutter hob den Becher an die Lippen, zuckte zusammen und setzte ihn gleich wieder ab. »Zu heiß.«

Die Mädchen tauschten Blicke. Bald jedoch ergriff sie den Becher wieder, hastig und fahrig, wie es ihre Art war.

Während sie den Tee schlürfte, redeten die Mädchen über Gott und die Welt. Zunächst schien der Tee nicht zu wirken. Doch als die Mädchen einige Zeit später zu ihr hinschauten, hatte sie sich in ihre Decken gewickelt.

»Geht jetzt zu Bett, Kinder.« Mehr brachte sie, auf ihren Ellbogen gestützt, nicht heraus, ehe sie von einer bleiernen Schwere befallen wurde. Bald darauf war sie eingeschlummert und lag schnarchend auf dem Boden. Die Mädchen schlugen die Plane am Eingang zurück, und in der gespannten Erwartung, was die Nacht wohl bringen mochte, blickten sie durch die Dunkelheit zum Männerlager jenseits des Flusses. Prudence hustete probenhalber laut. Ihre Mutter rührte sich nicht. Sie konnten offen sprechen.

Roxanne konnte ihre Aufregung nicht mehr im Zaum halten. »Valerie, ich habe gesehen, wie Henry dich heute angeschaut hat.«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sprudelte es aus Valerie heraus. »Ich habe es auch gemerkt. Ich meine, er ist nett. Aber ... das ist auch alles.«

»*Nett?* Valerie, er ist *reich!*«

»Für eine solche Gelegenheit könnte ich zur Mörderin werden«, sagte Prudence düster. »Die darfst du dir nicht entgehen lassen.«

»Ich weiß es einfach nicht«, sinnierte Valerie und dachte daran, was sie bei Peters Anblick empfunden hatte. »Wie ist es denn, wenn man verliebt ist?«

»Wenn du das nicht weißt, bist du es auch nicht«, blaffte Lucie ganz gegen ihre sonstige Art.

Valerie fühlte sich gekränkt. Doch sie wusste eins: Lucie brachte andere Leute sofort dazu, sie zu mögen, aber aus irgendeinem Grund war sie nicht das Mädchen, in das sich Jungs verliebten. Valerie wusste, dass dies ein heikles Thema war, und so hielt sie ihrer Schwester zuliebe den Mund.

»Ist das zu glauben, dass Peter zurück ist?«, fragte, rasch das Thema wechselnd, Roxanne und fuhr sich mit den Fingern durch die flammenfarbenen Haare, um das restliche Stroh herauszukämmen.

»Nein«, sagte Valerie, froh über die Wendung, die das Gespräch nahm, bis ihr aufging, dass sie auch über dieses Thema

nicht offen sprechen konnte. Sie schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht.«

»Er sieht unglaublich gut aus.«

»Ich finde, er sieht aus wie ein Verbrecher.« Lucie hielt eine imaginäre Sense, ahmte seinen stolzierenden Gang nach und brachte die Mädchen damit zum Lachen. Sie selbst schloss beim Lachen die Augen, eine Eigenschaft, die Valerie immer an ihrer Schwester gemocht hatte.

Doch Prudence blieb ernst. »Glaubt ihr, er hat jemanden umgebracht?«

»Wen denn zum Beispiel?«, fragte Roxanne.

»Frauen.«

Roxanne blickte unbehaglich.

»Ich kann nicht glauben, dass du früher mal seine beste Freundin warst«, fuhr Prudence fort.

»Sie haben alles zusammen unternommen«, sagte Lucie, ein wenig widerwillig.

Valerie war überrascht von ihrem Tonfall. Das sah Lucie gar nicht ähnlich.

»Bevor er zum Mörder wurde«, setzte Prudence vergnügt hinzu.

Die Mädchen dachten darüber nach. Valerie hatte sich immer davor gefürchtet, Genaueres darüber zu erfahren, was damals

geschehen war. Es war ein Unfall gewesen. Als Peter und sein krimineller Vater aus dem Dorf flüchteten, hatte ihr Pferd, erschreckt durch die vielen Menschen und ihre Fackeln, gescheut und sich aufgebäumt – und Henrys Mutter war von seinen Hufen getroffen worden. Mehr wusste sie nicht. Sie war damals noch zu jung, als dass man ihr von dem Vorfall erzählt hätte, und später wurde über das Thema nicht mehr gesprochen – es war tabu. So war das in Daggornhorn. Schicksalsschläge kamen immer wieder vor. Man musste darüber hinwegkommen und damit sollte es sein Bewenden haben. Aber Valerie wusste genau, dass Henry nie darüber hinweggekommen war.

»Wartet«, sagte Prudence, »ich hab da was.« Sie fasste in ihr Bündel und zog ein paar Krüge heraus. Sie hatte von dem Eichenrindenbier gestohlen, das ihr Vater in einem großen Bottich hinten in seinem Vieh-schuppen braute.

»Ich glaube nicht, dass er merkt, wenn ein paar Krüge voll fehlen«, meinte sie.

Die Mädchen tranken abwechselnd kleine Schlucke von dem Gebräu, das in der Kehle brannte, doch Rose war davon besonders begeistert.

»Ich habe gehört, dass man davon blind werden kann«, sagte Lucie mit finsterem Blick, bevor sie nach einem Krug griff.

Valerie kostete davon und spuckte es gleich wieder aus. »Schmeckt wie verschimmelte Hafergrütze.«

Prudence sah sie beleidigt an. Ihr selber schmeckte es auch nicht, aber irgendwie fand sie, dass Valeries Urteil ein schlechtes Licht auf ihren Vater warf. »Umso besser, dann bleibt mehr für uns übrig«, raunzte sie.

»Roxanne?«, fragte Rose und hielt ihr hämisch den Krug hin, obwohl sie ihre Antwort bereits kannte.

»Ich habe das mit dem Blindwerden auch gehört.« Sie blickte umher wie in die Enge getrieben und fügte eilends hinzu: »Sonst würde ich.«

»Wie du willst.« Rose zuckte mit den Schultern. Vom Trinken ermutigt, platzte sie damit heraus, was ihr offensichtlich schon lange auf der Zunge brannte. »Henry mag dich angesehen haben, Valerie, aber mich hat er an der Schulter berührt, als er diese Woche in der Kirche an mir vorbeigegangen ist.«

»Wie berührt?«, erkundigte sich Roxanne.

»Sehr sanft und süß.« Rose demonstrierte es an Valerie. In einer ihrer seltenen

Anwendungen von mädchenhaftem Ernst fragte sie: »Glaubt ihr, das heißt, er wirbt um mich?«

»Bestimmt!«, erwiderte Roxanne optimistisch.

Lucie errötete leicht. Ihr war es immer unangenehm, wenn so über Jungs gesprochen wurde.

»Irgendwann musst du dich ja doch mit ihnen abgeben, Lucie«, schalt Roxanne mit ihr. »Los, stell dir einen vor, der gut aussieht ...«

Lucie strahlte und vor lauter Lachen und Verlegenheit traten ihr Tränen in die Augen. Lächelnd lehnte sie sich zu Valerie hinüber und vergrub ihr Gesicht in ihrem Schoß.

Das Gespräch der Mädchen erlahmte und draußen wurde es tiefschwarze Nacht. Es war ihnen nicht unangenehm, gemeinsam zu schweigen und nur den Elementen zu lauschen.

Valerie blickte hinab auf Lucie, die in ihrem Schoß eingeschlafen war, die Hände unter der Wange verschränkt. Komisch, aber manchmal kam sie sich selbst wie die ältere Schwester vor.

»Habt ihr euch schon mal gefragt«, erkundigte sich Rose und beugte sich in den Kreis vor, »wie Henry aussieht ...«

»Wie er aussieht?« Roxanne zog verwirrt ihre Stupsnase kraus.

»Ohne was an?«, platzte Rose heraus.

»Iiih! Nein! Du etwa?«

Rose grinste verschmitzt und warf ihr Haar zurück. »Ich glaube schon, sonst würde ich wohl nicht fragen.« Zu der Szene, die sich Rose ausmalte, gehörten selbstverständlich ein knisterndes Feuer, dekorative Tierfelle und Kelche voll Wein.

»Einmal habe ich meinen Vater gesehen«, warf Prudence ein.

Die Mädchen kreischten, gleichermaßen begeistert wie angeekelt, beruhigten sich aber sofort wieder. Tee hin oder her, sie könnten Prudences Mutter aufwecken.

Lucie, den Kopf noch in Valeries Schoß gebettet, erwachte von ihrem Geschrei, und im selben Augenblick entdeckte Valerie am anderen Flussufer Peters Zeichen – das schwache Flackern einer Kerze.

»Gehen wir!«

Lucie schaute benommen zu ihr auf. »Warum die Eile?«, fragte sie und kniff die Augen

zusammen. Sie kannte ihre Schwester gut. Nur zu gut.

» Weil ...« Valerie überlegte rasch. »Weil wir unsere Zeit verschwenden. Wir müssen jetzt über den Fluss, bevor die Wirkung des Tees nachlässt.«

Die Mädchen schauten einander an und dann zum Fluss, der unablässig gegen das Ufer plätscherte. Valerie hatte recht.

Es wurde Zeit.



Kapitel 6

Als die Mädchen flussabwärts ruderten, wären sie nie auf den Gedanken gekommen, dass Valerie das Boot auf Peters Signal zusteuerte. Das Kerzenlicht war verloschen, aber sie hielt die Augen auf die Stelle gerichtet, wo es geackert hatte, und wusste genau, auf welchen Punkt in der Dunkelheit sie zuhalten musste.

Roxanne lehnte sich nervös aus dem Boot und betrachtete ihr verzerrtes, schattenhaftes Spiegelbild im Fluss. Sie fand, dass das Wasser wie tintenschwarzes Blut aussah, versuchte sich aber einzureden, dass es mehr Ähnlichkeit mit Brombeersaft hatte.

Prudence nutzte die Gelegenheit. Sich auf beiden Seiten festhaltend, brachte sie das Boot zum Schaukeln und Roxanne rutschte mit einem spitzen Schrei auf ihren Platz zurück. Prudence lachte schadenfroh und in ihren Augen blitzt es schelmisch. Roxanne funkelte sie an und bespritzte sie mit Wasser.

Zwischen den Bäumen oberhalb des Ufers waren drei verschiedene Lagerfeuer auszumachen und die Mädchen ruderten gekonnt darauf zu. Sie konnten Dinge, die andere Mädchen nicht konnten. Sie legten sich in die Riemen und das Boot glitt über den Fluss wie ein einsamer Vogel.

Kurz dachten sie an die Gefahr, ertappt zu werden, aber es fiel ihnen nicht schwer, den Gedanken aus ihren Köpfen zu verbannen. Sie waren jung und frei – und es schien das Risiko wert zu sein.

Valerie sah wieder Peters Licht aufleuchten und steuerte scharf nach links. Als das Boot jäh die Richtung änderte, fiel Lucie das Ruder aus der Hand. Sie lehnte sich hinaus, um es aus dem Wasser zu fischen. Dabei verlagerte sie zu schnell ihr Gewicht und eine Welle schwappte ins Boot.

Die Mädchen kreischten, als das Wasser hereinschoss, und schon im nächsten Moment war ihnen klar, dass sie sich wahrscheinlich verraten hatten.

»Springt ins Wasser und dreht das Boot um! Versteckt euch darunter!« Valerie versuchte, gleichzeitig zu schreien und zu flüstern.

Die Mädchen holten mehrmals tief Luft, ließen sich in den Fluss gleiten und drehten dabei das Boot herum. Unter Wasser fassten sie sich bei den Händen, schlüpfen unter das Boot und tauchten, ihre Röcke wie Schleppen hinter sich her ziehend, in der Luftglocke darunter wieder auf.

Keine war darüber glücklich. Ihre Haare waren triefnass, ihre Kleider durchtränkt, und dabei hatten sie sich für die Jungen doch besonders schön gemacht.

Nun waren sie hier, in der schmutzig dunklen Unterwelt eines morschen Ruderboots, strampelten wild mit den Beinen und waren doch vollkommen unsichtbar für jeden Beobachter, sogar für sich selbst. Mit einem Mal kam ihnen alles wahnsinnig komisch vor und alle zusammen mussten mit einem Lachkrampf kämpfen. Dann konnten sie sich nicht mehr beherrschen, ließen das Lachen herausplatzen und schickten ein paar schrille Schreie in die Nacht, versuchten aber gleichzeitig, Ruhe zu halten. Es klang, als wären sie im Inneren einer Muschel.

Valerie begann, an ihrer Rolle als Anführerin Gefallen zu finden. » Wir müssen jetzt das Beste daraus machen«, sagte sie und

sprach damit aus, was ohnehin allen klar war. »Und zwar leise.«

Sie lauschten angestrengt, ob sich am Ufer etwas regte.

Roxanne nickte im Dunkeln ernst vor sich hin, als hätte Valerie etwas Scharfsinniges gesagt. Prudence verdrehte die Augen, wütend darüber, dass Valerie sich so aufspielte.

Als eine Zeit lang bis auf das Plätschern des Wassers nichts zu hören war, kam Valerie zu dem Schluss, dass sie unentdeckt geblieben waren.

»In Ordnung, dann mal los. Eins, zwei, drei – anheben!«, sagte sie mit einer Stimme, die herrischer klang als nötig. Mit einem lauten Platsch landete das Ruderboot auf der richtigen Seite. Die Mädchen wateten, das Boot hinter sich her schleppend, durch das seichte Wasser an Land. Sie kamen sich albern vor. Das Gewicht ihrer durchnässten Röcke behinderte sie bei jedem Schritt. Es war beschämend.

»Hier oben«, ertönte ein lautes Flüstern. Die Mädchen spähten in die Dunkelheit, konnten aber nicht sehen, wer da gesprochen hatte. Sie sahen einander an, und während sie das Boot an einem Baum festbanden,

versuchte jede insgeheim festzustellen, ob es vielleicht ihr Auserkorener war.

Valerie hielt nach Peter Ausschau, als sie die Böschung hinaufwatschelten. Die Lagerfeuer loderten in den Himmel, und nass und schmutzig, wie sie waren, steuerten sie auf das zu, das ihnen am nächsten war. Lucie rannte voraus, drehte dann aber ab und zischte: »Da ist Roses Vater.«

»Hallo? Ist da unten wer?«, rief eine Stimme aus dem Kreis der Männer, die am Feuer saßen.

» Verzeihung«, antwortete Lucie mit der Stimme einer alten Frau. Die fünf Mädchen versuchten, krumm und bucklig auszusehen, und verkniffen sich verzweifelt das Kichern.

Die Jungen mussten am nächsten Feuer sein.

Als sie sich dem Lichtschein näherten, sah Valerie durch die Funken, die vom Lagerplatz aufwirbelten, dass Peter nicht unter ihnen war. Die Erntehelfer, die *da* waren, freuten sich, die Mädchen zu sehen, schienen aber auch überrascht.

»Kommt ihr vom anderen Ufer?«

»Ja!«

»Wieso?«

Die Mädchen sahen einander an. *Wussten sie das nicht?*

»Äh ...«

Lucie sprang in die Bresche. »Entschuldigung. Wir kommen immer auf diese Seite herüber, wenn wir zelten.« Es war nicht gelungen. Sie hatten noch nie gezeltet.

Die Jungen sahen einander an. »Das stört uns nicht.«

Die Mädchen zuckten mit den Schultern. Die Jungen waren nicht die hellsten, aber lustig. Sie lachten, als sie sahen, wie nass und schmutzig sie waren, aber sie lachten nicht so sehr, dass sie sie in Verlegenheit brachten. Sie benahmen sich sogar wie Gentlemen und gaben sich alle Mühe, nicht auf Roses Bluse zu starren, die vor Nässe noch tiefer gerutscht war und ihre Figur voll zur Geltung brachte. Sie tat nichts, um daran etwas zu ändern.

Als alle sich am Feuer trockneten, begann Lucie, mit ihren geschickten, vom Wasser schrumpeligen Fingern aus Gras und Klee Kränze zu flechten. »Hier gibt es keine Blumen«, klagte sie leise, ohne sich an jemanden Bestimmten zu wenden. »Das muss genügen.« Ihre Miene hellte sich auf, als ihr Werk Gestalt annahm.

Bald zog einer der Erntearbeiter, der Auserkorene von Rose oder Prudence, je nachdem, welche der beiden man fragte, eine Geige hervor. Er spielte nicht gut, aber das machte nichts. Während die Mädchen zuhörten, knisterte das Feuer und schleuderte feine Ascheteilchen in die Luft, die ihnen in die Augen flogen.

Rose, deren dunkles Haar in der Wärme des Feuers langsam trocknete, tanzte barfuß neben ihm, ließ ihren Rock schwingen und versuchte, die anderen Mädchen zum Mitmachen zu bewegen. Prudence und Roxanne hielten einander bei den Händen und tanzten gehemmt im Kreis. Es wäre ihnen leichter gefallen, dachte Rose, wenn sie wie sie mehr von dem Bier getrunken hätten. Lucie trat zu ihnen und setzte jeder einen Kranz aus Klee auf den Kopf. Sie selbst kehrte mit ihrem Kranz auf ihren Platz zurück, unzufrieden damit, wie sie die beiden Ende verflochten hatte.

»Wart ihr das mit dem blinkenden Licht?«, fragte Rose den Geiger mit leiser Stimme, die ihm zu verstehen geben sollte, dass er ihr vertrauen konnte.

Doch er wusste nicht, wovon sie sprach. »Ein blinkendes Licht? Wo denn?« Er

schaute sich um, als wollte er nichts verpassen.

Rose zog eine Schnute. Wohl nicht.

Alle Mädchen und Jungen waren so beschäftigt, dass sie nicht bemerkten, wie sich Valerie aus dem Schein des Feuers davonstahl und in der Dunkelheit verschwand.



Sie tastete sich langsam durch die dunkle Wiese und strich dabei mit den Händen über die Grashalme, die an den Spitzen trocken und kratzig waren. Wenn sie in der richtigen Richtung, von unten nach oben, über ein Blatt strich, fühlte es sich glatt an, doch wenn ihre Finger versehentlich in die andere Richtung glitten, rächte es sich, wie mit tausend kleinen Messern.

Sie blieb stehen, suchte das leere Dunkel nach Peter ab, sah aber nichts, hörte nichts. Das Alleinsein hatte ihr nie etwas ausgemacht – oft zog sie es vor, suchte es sogar –, doch wenn sie allein auf einen anderen Menschen warten musste, kam sie sich immer lächerlich vor. Auf einmal hasste sie sich, hasste sie Peter. Sie schwor sich, sich nie wieder in eine solch peinliche Lage zu

bringen, und wollte gerade zum Lagerfeuer zurückkehren, da sah sie im Wald den flackernden Schein einer Kerze. Sie sog scharf die Luft ein, und ihre Entschlossenheit war dahin, noch bevor ihr Herz ein weiteres Mal geschlagen hatte.

Sie trat in das dunkle Dickicht des Waldes und er erwachte zum Leben. Einige Vögel und Insekten stimmten in unterschiedlichen Tonlagen ihre Gesänge an, die einander überlagerten und seltsame Wohlklänge und Missklänge erzeugten. Sie roch den leicht süßlichen Duft des nächtlichen Waldes, hörte das Rascheln trockenen Laubs unter ihren Füßen.

Doch die Kerze war verschwunden.

»Peter?«, rief Valerie im Flüsterton.

Sie setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und fragte sich, ob sie sich das Licht nur eingebildet hatte und ob sie nicht doch so lächerlich war, wie sie sich vor Augenblicken noch gefühlt hatte.

Und dann spürte sie, wie sie etwas Schweres und Nasses in den Rücken stupste. Einen schwachen Lufthauch. Ihr Atem stockte.

»Steig auf«, hörte sie und drehte sich um.

Die feuchten, samtigen Nüstern eines Pferdes. Über ihr zeichnete sich Peter schemenhaft gegen den Nachthimmel ab, lose die Zügel haltend.

Eine Hand streckte sich ihr entgegen und sie ergriff sie. Sie war rau und schwielig und warm. Die Hand packte fest zu, und ehe sie sich's versah, wurde sie in die Höhe gehoben und glitt auf das Pferd. Ihr Körper schmiegte sich an Peters. Sie schlang ihm die Arme um die Taille, zuerst zaghaft, dann fester, als sich das Pferd in Bewegung setzte. Es schritt langsam und vorsichtig über eine Lichtung. Valerie neigte sich jedes Mal mit Peter nach vorn, wenn er sich duckte, um einem tief hängenden Ast auszuweichen. Sie sprachen nicht. Valerie beschloss, dass sie nicht zu wissen brauchte, wer dieser neue Peter war. Es fühlte sich richtig an. Und überhaupt war es vielleicht besser, wenn sie es nicht wusste.

Und dann hatte Peter gefunden, was er suchte - einen Weg, der durch den Wald führte. Sie hielt sich an ihm fest, als er das Pferd zu einem Galopp antrieb, und sie preschten wild und frei durch den Wald. Seinem Körper so nahe, musste sie an das prickelnde Gefühl denken, das sie früher

immer empfunden hatte, wenn sie zusammen waren, wenn sie so schnell durch den Wald rannten, dass ihnen die Luft in den Ohren pff. Dieses Gefühl war noch immer da – doch jetzt bedeutete es so viel mehr.

Das Pferd wurde immer schneller und das Trommeln der Hufe übertönte das Pochen ihres Herzens. Der Wind fegte durch ihr Haar, und plötzlich fühlte sie sich so eins mit Peter und dem Pferd und so stark, dass sie das Gefühl hatte, sie könnten ewig so weiterreiten, fliegen.

Doch irgendwann lenkte Peter das Pferd in einem Bogen zurück und ließ es in Schritt fallen. Noch hatten sie das Schweigen nicht gebrochen und lauschten nur dem schweren Atem des Tieres. Da zerriss eine Männerstimme die Stille. »He, das ist mein Pferd! Komm zurück!«

Valerie hatte gar nicht darüber nachgedacht, woher Peter das Pferd hatte. Sie lächelte ungläubig in sich hinein. Peter war unberechenbar. »Ich werde hier warten, solange du das Pferd zurückbringst.«

»Geh nicht weg«, flüsterte er und ließ sie absteigen.

Während sie zusah, wie seine dunkle Gestalt davonsprengte, spürte sie ein Gefühl

der Enge in der Brust, als würde sie überquellen, als versuche dort etwas, Wurzeln auszutreiben und zu wachsen.

Vielleicht fühlte es sich so an, wenn man verliebt war.

Sie versuchte, sich Peters Körper in Erinnerung zu rufen, ihn zu spüren, obwohl er nicht da war. Sein Geruch, eine Mischung aus Metall und Leder, haftete an ihr. Während sie auf seine Rückkehr wartete, fragte sie sich, was wohl als Nächstes geschehen würde.

Sie hörte ein lautes Knacken von Zweigen und schaute sich um. Da sie nichts entdeckte, hob sie den Blick zu dem Gewirr von Ästen über ihr. Durch die dunklen Lücken konnte sie Wolken am Nachthimmel sehen, die immer dünner wurden und sich schließlich ganz auflösten. Zwei Wolken blieben jedoch. Sie trieben auseinander und legten sich um den Mond.

Es dauerte einen Augenblick, bis Valerie begriff, dass der Mond voll war. Und rot.

Sie war so verwirrt, dass sie keinen klaren Gedanken fassen konnte. Vollmond war doch gestern gewesen, was also ...? Das Blut gefror ihr in den Adern, als sie begriff. Davon sprachen die Dorfältesten manchmal, wenn

auch sehr ungern. Sie wurden immer ganz still, wenn man ihnen eine Frage dazu stellte, und grummelten, da keiner sie mit Gewissheit beantworteten konnte. Sie wussten nur, dass es kein gutes Zeichen war, wie eine schwarze Katze oder ein zerbrochener Spiegel.

Blutmond.

In der Ferne ertönte ein schauerliches Knurren.

Valerie löste sich aus ihrer Erstarrung, rannte aus dem Wald und zum Fluss hinunter. Am Ufer herrschte ein heilloses Durcheinander. Menschen rannten kreuz und quer und versuchten, sich in Sicherheit zu bringen.

Alle drängten in Boote, ruderten in Richtung Dorf. Valerie sah, wie Roxanne und Rose zu einem dicht am Ufer liegenden Boot rannten und in panischer Angst durchs Wasser patschten. Ein paar Erntearbeiter waren bereits hineingeklettert und es war nicht mehr viel Platz. Valerie lief zu ihnen hinunter und versank bis zur Hüfte im Wasser.

»Wartet auf mich!«

»Steig ein!« Roxanne packte Valerie an der Hand, um sie ins Boot zu ziehen.

»Warte! Wo ist Lucie?«

»Sie und Prudence sind mit dem ersten gefahren«, antwortete Roxanne und deutete aufgeregt auf ein Boot, das bereits halb über den Fluss war.

»Steig jetzt ein oder lass es!«, forderte einer der Arbeiter, während sie das Boot abstießen. Die Gefahr ließ alle Regeln der Höflichkeit vergessen.

Einmal im Boot, blickte Valerie zum Ufer zurück, das rasch in der Dunkelheit verschwand, da sich die Arbeiter mächtig in die Riemen legten. Ein weiteres Boot wartete dort, mit mehr als genug Platz für die übrigen Männer. *Peter wird darin unterkommen*, beruhigte sich Valerie mit einem beklommenen Gefühl in der Brust.



» Vollmond war doch letzte Nacht«, protestierte eine Stimme von einem der Wagen, auf die alle drängten. Der Vogt hatte sie anspannen und warten lassen, während sich die Boote leerten. Die hölzernen Fahrzeuge ächzten, als sie durch die Öffnung in der abbröckelnden Dorfmauer jagten. Männer sprangen heraus und schlugen das riesige Tor hinter ihnen zu.

»Heute Nacht hätten wir eigentlich sicher sein müssen.«

»Der Blutmond ist zurückgekehrt!«

Während der Wagen in Richtung Dorfmitte preschte, redeten alle fassungslos durcheinander.

Ein paar ältere Männer gerieten heftig darüber in Streit, wie oft sie einen solchen Mond in ihrem Leben schon gesehen hatten – zwei oder drei Mal.

Der Wagen fuhr die Häuserreihen ab, und jedes Mal, wenn er haltmachte, ertönte der Ruf: »Wolfsnacht! Alles in die Häuser!«

Valerie sprang ab und flitzte nach Hause, in der Hoffnung, dass Suzette schon schlief und von der Aufregung gar nichts mitbekam. Doch ihre Mutter wartete oben und zog ihr blaues Schultertuch enger, um sich vor der Kühle zu schützen. Ihre Kerze erhellte die Veranda und warf ein flackerndes Licht auf Valerie.

Beim Anblick ihrer Tochter stieß Suzette einen erleichterten Seufzer aus. »Gott sei Dank!« Sie ließ die Leiter herunter.

»Mutter?« Valerie fragte sich, ob sie schon wusste, dass Lucie und sie aus dem Frauenlager ausgebüxt waren.

»Dein Vater ist draußen, um nach euch Mädchen zu suchen!«

»Entschuldige.« Allem Anschein nach wusste sie es nicht.

»Wo ist Lucie?«

»Sie ist mit Prudence gegangen.« Valerie war mit sich zufrieden. Sie sprach die Wahrheit, ohne die beiden mit ihrem nächtlichen Vergehen in Verbindung zu bringen.

Suzette spähte ein letztes Mal auf die Straße hinunter, aber ruhiger jetzt. »Dein Vater wird bestimmt dort vorbeischaun. Lass uns zu Bett gehen.«



Valerie vermisste Lucies Körper neben sich, als sie oben in ihrem Dachboden lag. Es war ein seltsames Gefühl, ihre Schwester nicht bei sich zu haben. Sie hörte das Trommeln von Regen. Er ging rasch in Hagel über, der in pfeilartigen Streifen auf die Erde fiel, da das menschliche Auge nicht schnell genug war, um die einzelnen Körner zu erkennen. Der Winter nahte und der Gewittersturm war kalt und tobte wie ein zorniger Gott. Valerie dachte an Peter. Dann zuckten Blitze und schließlich wurde alles wieder von Dunkelheit verschluckt. Der Mond, umhüllt von

Gewitterwolken, sah schmutzig aus, und sein rotes Leuchten besudelte den Himmel.

In dieser Nacht träumte Valerie, sie könnte fliegen.



Kapitel 7

Ich erinnere mich, als ich noch ein Mädchen war«, begann Suzette, die auf einem niedrigen Hocker saß. »Ich war elf Jahre alt, als ich meinen ersten Blutmond sah. Ich war jung und verrückt nach einem Jungen. Es war fast romantisch.« Wie ein junges Mädchen wickelte sie sich eine Strähne ihrer gewellten, schulterlangen Haare um den Finger. »Wenn es nicht so grausig gewesen wäre, natürlich.«

Valerie hörte nicht zu und hing ihren eigenen Gedanken nach. Am Morgen, die anstehenden Hausarbeiten vor Augen, erschienen die Ängste der letzter Nacht übertrieben, die Panik grundlos. Während sie einen Berg zählen, festen Teig knetete, sprang sie von einem Gedanken zum nächsten. Sie machte sich um Peter keine Sorgen, er schien Dinge zu wissen, die keiner sonst wusste.

Sie spürte, dass er sie in seine Geheimnisse einweihen und ihr von der Welt erzählen

konnte. Sie spürte, dass er Dingen eine Form geben konnte, so wie er früher aus unförmigen Holzklötzen Heilige geschnitzt hatte. Aber, so rief sie sich in Erinnerung, er war nur wegen der Ernte hier ... und wegen seiner Vergangenheit würden ihre Eltern ihr niemals erlauben, mit ihm zusammenzusein.

Valerie drückte mit ihrem ganzen Gewicht in den Teig. Es ärgerte sie maßlos, dass diese Arbeit so anstrengend war und dass sie diesen schönen Tag im Haus verbringen sollte. Gestern war der letzte sonnige Herbsttag gewesen, heute war schon der Winter angebrochen. Als sie am Morgen aufwachte, waren ihre Fußsohlen von der Kälte ganz glatt und trocken gewesen. Das Gefühl mochte sie. Jetzt vernahm sie draußen Stimmen, vermochte aber nicht zu sagen, wem sie gehörten, bis sie das Lachen hörte. Roses freches Lachen. Sie lauschte angestrengt, ob Lucie bei ihr war. Lucie konnte viel besser backen als sie, und normalerweise hätte Lucie ihr geholfen, sobald sie mit ihrer eigenen Arbeit fertig war. Diesmal war sie jedoch glimpflich davongekommen, denn sie hatte bei Prudence übernachtet.

»Auf jeden Fall«, schloss Suzette, die gemerkt hatte, dass Valerie gar nicht zuhörte,

»würde ich sagen, dass wir jetzt genug Kekse gebacken haben.« Sie schlug mit den Händen entschlossen auf den Tisch. » Wir werden ... deinen Teig retten«, setzte sie mit einem Blick auf den unansehnlichen Klumpen, den Valerie in den Händen hielt, hinzu.

Valerie sah gedankenverloren zu, wie Suzette das Dutzend heißer Gerstenkekse nebst einem Stück Käse in ein weiches weißes Tuch einschlug und sich anschickte, alles den Männern zu bringen. Valerie konnte den Traum schmecken, den sie in der Nacht gehabt hatte. Er schmeckte frisch und säuerlich wie die Zitrone, die sie einmal auf einem Jahrmarkt gekostet hatte.

»Valerie, räum bitte auf und feg den Boden, während ich den Männern das Essen bringe«, sagte ihre Mutter mit matter Stimme. »Und würdest du anschließend bitte Wasser holen?«

»Ja«, antwortete Valerie, vielleicht etwas zu schnell. »Wird gemacht.«



Valerie stand am Brunnen und zog an dem Seil den vollen Eimer wieder nach oben. Sie

stellte sich vor, wie sie Peter nachher kühles Wasser bringen würde, wie er sie beim Trinken über den Rand des Bechers hinweg ansehen würde. Bei dem Gedanken an seine durchdringenden Augen vergaß sie zu ziehen und das Seil entglitt ihren Fingern. Der Eimer sauste in die Tiefe und krachte gegen die Steinwand des Brunnenschachts. Sie schrie erschrocken auf und bückte sich nach dem Seil, als der Eimer klatschend auf dem Wasser unten aufschlug. Ruhig und bedächtig zog sie ihn wieder hoch. Dann machte sie sich auf zu dem Waldstück, in dem die Männer Bäume fällten.

Der herbe Geruch frisch geschlagenen Holzes stieg Valerie in die Nase, als sie sich näherte.

Der Vogt hatte einen Trupp gut ausgebildeter Männer zusammengestellt, die den Bäumen mit kräftigen Hieben zu Leibe rückten. Er ließ keine Gelegenheit aus, billige Tagelöhner zu beschäftigen, wenn welche im Dorf weilten. Die Männer arbeiteten in der Gruppe, machten dieselben Handgriffe, trugen dieselbe Kleidung. Nur Peter stach heraus. Er hatte sich sein schwarzes Hemd um die Schultern geschlungen, sodass seine straffen braunen Muskeln zu sehen waren.

Valerie lehnte sich an einen Baum und schaute zu, wie er jedes Mal, wenn er mit der Axt ausholte, seinen schönen Körper drehte. Es hatte etwas Ungehöriges, ihn so zu sehen. Und doch auch wieder nicht – sie fühlte bereits, dass er zu ihr gehörte.

Valerie war froh, als sie ein paar Reste vom Essen ihrer Mutter auf dem Boden verstreut sah. Suzette war also bereits da gewesen und wieder gegangen.

»Die Akazien da drüben haben eine zu dicke Rinde«, sagte Peter zum Vogt und deutete auf die dornigen Bäume. Er hieb seine Axt in einen Baumstumpf und ging eine Säge holen.

Als Valerie die unbewachte Axt sah, flitzte sie nach vorn, schnappte sie sich, rannte zurück und versteckte sich hinter einem Baum.

Ein Holzfäller in der Nähe hatte mitten im Ausholen innegehalten und sich die Axt über die Schulter gelegt. Jetzt warf er ihr einen verschwörerischen Blick zu, grinste und gab ihr mit einer Geste zu verstehen, dass seine Lippen versiegelt seien.

Sie lächelte. Dann aber sah sie, dass ein anderer seine Pflichten vernachlässigt hatte: An einem Baum saß, mit leerem Blick und

einer Flasche in der Hand, Cesaire. Auf's Geratewohl löffelte er sich Eintopf in den Mund und verfehlte oft sein Ziel.

Sie sah weg, wie sie es immer tat. Ihr Vater war vollgesabbert und hilflos – er trank sich noch zu Tode. Aber er war auch ein Waldarbeiter, ein Jäger, aufrecht und stark. Es war schlimm, ihn so zu sehen. Einerseits war sie sehr stolz auf ihn, andererseits schämte sie sich für ihn.

Während sie wartete, begann sie sich zu wundern, warum Peter so lange brauchte, bis er das Verschwinden der Axt bemerkte. Doch dann erschien er wieder und blickte sofort zu ihrem Versteck herüber. Ihr Puls ging schneller. Er freute sich, sie zu sehen, das spürte sie, doch als er zu ihr kam, machte er ein ernstes Gesicht und begrüßte sie nicht so herzlich, wie sie erwartet hatte.

Etwas stimmte nicht. Dass er böse auf sie war, weil sie die Axt weggenommen hatte, konnte nicht sein – das sah ihm nicht ähnlich.

Er zog sie hinter ein Gestrüpp, wo sie nicht gesehen oder gehört werden konnten. Valerie strich Peter übers Haar. In der kühlen Luft fühlte es sich so trocken, so dicht an, dass sie meinte, die Strähnen zählen zu können.

»Peter.«

Er legte ihr den Finger auf die Lippen und brachte sie zum Verstummen. Sie deutete seine Miene falsch und ärgerte sich im ersten Moment. Sie ließ sich nicht gern bevormunden. Aber sie war zu glücklich. Das Gefühl verflog und sie vergaß es.

»Warum so traurig?«, hörte sie sich kokettieren – ausgerechnet sie. Doch sie konnte nicht anders, ihr Herz floss über vor Glück.

»Gib mir die Axt.«

»Was bekomme ich dafür?«, fragte sie.

Er kam auf sie zu, doch sie wich an eine Kiefer zurück. Er trat ganz dicht an sie heran, berührte sie aber nicht. Als sie sah, wie ernst es ihm war, gab sie nach, drückte ihm sanft die Axt an die Brust und ließ ihre gespreizten Finger in der Wärme, die sie dort fand, verweilen.

»Valerie ...« Peter sah jetzt traurig aus. »Sie haben es dir nicht gesagt.«

»Was?« Valerie lächelte. Er stand ihm gut, wenn er besorgt war. Sie fragte sich, ob sie sich gerade unausstehlich benahm und ob sie es war, die sich ärgern sollte. »Sag schon, was?«, wiederholte sie ungeduldig.

»Ich habe vorhin gehört, wie deine Mutter mit deinem Vater gesprochen hat«, antwortete Peter ausweichend und spielte mit dem

zerrissenen Schulterteil ihres hellblauen Kleides.

»Und?«, fragte sie schnell und zupfte an dem Riss im Stoff. Sie hatte nie besonders auf ihre Kleidung geachtet.

»Valerie, Valerie.« Er merkte, dass er es ihr sagen musste. Er schob sich näher. »Sie haben dich einem anderen versprochen.«

Ihre Hand fiel von der widerspenstigen Naht an ihrer Schulter herab. Sie starrte geradeaus auf seine sonnengebräunte Haut.

»Henry ... Lazar.« Der Name kam ihm nur schwer über die Lippen.

Valerie spürte, wie ihr Herz in sich zusammenfiel.

»Nein«, sagte sie. Sie wollte ihm nicht glauben. »Nein, nein«, sprach sie gegen seine Brust.

Peter stand schweigend da. Er wünschte, er könnte ihr sagen, was sie hören wollte.

»Das ist unmöglich«, wisperte sie.

»Aber wenn ich es dir sage. Es ist beschlossene Sache.«

Beschlossene Sache. Sie versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Ich meine ... was ist wenn ... ich weiß nicht, ob ...« Valerie konnte nicht zusammenhängend denken, doch jedes Mal, wenn sie

etwas sagte, klang es so dringlich, als wäre ihr eine Idee gekommen, wie sie von Henry loskommen könnte. »Was sollen wir tun?« Sie lehnte sich an den Baum hinter ihr.

Peter ging ruhelos auf und ab, ein wilder Trotz verfinsterte seine Züge. »Willst du ihn heiraten?« Er blieb vor ihr stehen, drängte dicht an sie heran.

»Nein, das weißt du.«

»Tu ich das? Kennen wir uns überhaupt noch? Es ist lange her. Ich bin nicht mehr derselbe.«

»Doch«, widersprach sie. »ich weiß, wer du bist.« Sie wusste, es war lächerlich, dass sie nach so kurzer Zeit so tief empfand ... aber sie tat es. Sie hatte einfach das Gefühl, dass sie zusammengehörten. Sie nahm seine Hand und hielt sie fest.

Seine Züge wurden milder. »Also gut. Dann gibt es vielleicht einen Weg ...«, sprach er und blickte zu dem dünnen silbernen Dunststreifen über dem Moor am Horizont.

Valerie sah ihn verblüfft an, ihre Gedanken überschlugen sich.

»Wir könnten gemeinsam fortgehen«, sagte er und sprach damit aus, was sie dachte, noch bevor ihr Gedanke feste Gestalt

annahm. Er kam noch näher, seine Stirn berührte fast ihre.

»Geh fort mit mir«, wiederholte er und lächelte, ein echtes Lächeln, ein breites und geheimnisvolles Lächeln, das auf seine Art Furcht einflößend war, als genüge alles, was er tat, sich selbst, als hätte es keine Konsequenzen. Sie wollte Teil dieser unkomplizierten Welt sein.

»Wohin würden wir gehen?«

Seine Lippen streiften ihr Ohr. »Wohin du willst«, sagte er. »Ans Meer, in die Stadt, in die Berge ...«

Überallhin. Mit ihm.

Er lehnte sich zurück und sah sie an. »Du hast Angst.«

»Nein.«

»Du würdest dein Elternhaus verlassen? Deine Familie? Dein ganzes Leben aufgeben?«

»I...ich glaube schon. Ich würde alles tun, um bei dir zu sein.« Sie hörte sich das sagen und erkannte, dass es die Wahrheit war.

»Alles?«

Valerie tat so, als denke sie nach, nur zum Schein, damit sie sich später sagen konnte, sie hätte es getan. Dann antwortete sie, fast kleinlaut: »Ja.«

»Ja?«

»Ja.«

Peter ließ das auf sich wirken. Sie hörten das Schnauben eines Pferdes, und dann erspähten sie in einiger Entfernung einen angespannten Wagen, unbeaufsichtigt und abfahrbereit. Keine Menschenseele war zu sehen. Es war wie ein Wink des Schicksals.

»Wenn wir es tun wollen, dann sofort«, sagte sie, dasselbe denkend wie er.

» Wir hätten einen halben Tagesritt Vorsprung, bevor überhaupt jemand merkt, dass wir fort sind«, stimmte er zu und lächelte sie verwegen an.

»Dann lass uns gehen.«

» Wer zuerst dort ist.« Er nahm sie bei der Hand und zog sie durch das strahlende Nachmittagslicht zu dem wartenden Pferd. Wasser schwappte auf den Boden, als Valeries Eimer umfiel.

Eines Tages, dachte sie, werden Peter und ich ein Haus für uns alleine haben, mit einem Obstgarten und einem kleinen Fluss, in dem wir baden und schwimmen. An den Nachmittagen wird die Sonne singen und in der Nacht werden Vögel ihre Köpfe unter die Flügel stecken und ruhen. Das Bild wurde immer deutlicher, je schneller sie rannten.

Die Freiheit vor Augen, fühlte sie sich so schwerelos wie ein Löwenzahnsamen, der durch die Lüfte schwebte.



Etwa um dieselbe Zeit fand Claude etwas, was er gar nicht gesucht hatte.

Der stille Claude bemerkte Dinge, die kein anderer bemerkte. Er bemerkte, dass Äste auf und nieder wippten wie Flügel, dass das Getreide wogte wie das Meer bei Sturm. Er sah, was sich in den Schatten verbarg, und auch, was hinter den Schatten war.

Er nahm Geheimnisse ernst und versuchte, sie zu ergründen. Was er nicht verstand, war, warum es so viel zu sehen gab, so viel Schönes, dass er gar nicht alles gebührend bewundern konnte. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, denn er konzentrierte sich auf alles.

Er trug einen Beutel aus Rohleder bei sich, in den er alle Beeren und Blütenblätter legte, deren Farben er besonders schön fand. Er war ein Beobachter und auch ein Schöpfer.

Heute hatte er eine große Vogelscheuche mit Schlapphut gebaut. Die Vogelscheuche war ein Kreuz aus schmalen Strohbindeln und eine Weizengarbe diente als Kopf.

Claude lief um sie herum, klatschte in die Hände und wartete darauf, dass sie antwortete, dass sie zum Leben erwachte. Er war ein Magier und er glaubte an das Magische.

Claude zückte sein selbst gemachtes Tarotkartenspiel. Er hatte die Karten mit Farben bemalt, die er in der Küche stibitzt hatte: mit dunklem Essig und Wein, dem Saft von Roter Beete und ausgepressten Karotten. Zuvor hatte er ein Kartendeck studiert, das ein fliegender Händler ins Dorf gebracht hatte. Trotz seiner bescheidenen Farbpalette waren die Karten sorgfältig ausgemalt, so dass jedes Symbol etwas Besonderes und Lebendiges hatte. Mit einer kurzen Handbewegung zauberte er eine Karte hinter dem Kopf der Vogelscheuche hervor, ein Taschenspielertrick, den er eingeübt hatte. Während er sie betrachtete, fiel ihm auf, dass der trübe Morgen einem strahlenden Frühnachmittag gewichen war. Verwundert darüber, wie lange er draußen gewesen war, machte er sich, im Gehen die Karten mischend, gemütlich auf den Heimweg.

Eine Karte jedoch, der Mond, rutschte ihm aus dem Stapel, wirbelte durch die Luft und wurde vom Wind davongetragen. Claude jagte ihr nach, die Nase rümpfend, da ihn die

Sonne blendete, und gelangte auf ein Weizenfeld, das an dieser Stelle niedergetrampelt war.

Überall waren Blutspritzer.

Claude konnte in der bewegten Luft riechen, dass hier ein Unheil geschehen war und dass er zu spät kam.

Zögernd folgte er der Karte und dann sah er etwas Schreckliches. Er blieb wie angewurzelt stehen.

Was er sah, war zu grauenhaft.

Zerfetztes Fleisch und den schmutzigen Saum eines gelben Kleides. Die Tarotkarte lag mit der Bildseite nach oben neben einer leblosen Hand.

Er zögerte einen Augenblick, starr vor Schreck, dann rannte er, über knorrige Wurzeln und Ackerfurchen stolpernd, ins Dorf zurück. Hinter ihm nickte die Vogelscheuche im Wind, sah alles und nichts.



Valerie fühlte sich wie befreit, als sie zum Wagen rannte. Sie spürte, dass sie sichtbar war, doch ungesehen blieb, wie eine Blüte, die sich ins Gebüsch schmiegte und von niemandem bemerkt zu werden schien.

Die Welt gehörte ihr und Schönheit war überall. In Peters zerzaustem Haar, in dem rauen Holz unter ihrer Hand, als sie auf den Kutschbock sprang, in den eingefetteten Lederzügeln, die das Sonnenlicht einfingen.

Bimm.

Bimm.

Bimm.

Der dritte Schlag der Kirchenglocke verklang, und alles wurde still. Im Dorf war jemand gestorben. Valerie erstarrte.

Bimm.

Ein vierter Glockenschlag zerriss die Stille. Die Welt platzte auf und enthüllte ihr rohes Inneres.

Valerie und Peter sahen einander an, verwirrt zuerst, ehe die schreckliche Erkenntnis kam.

Der vierte Glockenschlag bedeutete nur eins: *Er hat wieder getötet. Der Wolf.*

Valerie hatte den vierten Glockenschlag niemals gehört, nur einmal, als sie und Peter selbst geläutet hatten.

Mit diesen Glocken kannte sich Valerie aus.

Das Leben würde nie wieder so sein, wie es war.



TEIL ZWEI





Kapitel 8

Claude stand atemlos auf der Eingangstreppe der lärmerfüllten Schenke, denn er wusste, dass er eigentlich nicht hineingehen durfte. Durch das Fenster sah er riesige Leuchter, in denen Kerzen groß wie Holz-scheite steckten. Er sah die Tische, die von Holzdübeln zusammengehalten wurden und deren narbige Platten über Jahrzehnte mit Krügen malträtirt worden waren. Er konnte auch das Licht sehen, das durch die aufgehängten Weinkrüge schimmerte und runde rote Schatten auf die Tische darunter warf. Dunkelrote Schatten.

Er sah alles, aber er merkte, dass er kein Wort sagen konnte. Er trat ein, blieb gleich hinter der Tür stehen und wartete.

Marguerite, Claudes und Roxannes Mutter, war sehr beschäftigt und schleppte gerade zwei Tablettts, auf jedem Arm eines, wobei sie versuchte, ungehobelten Betrunkenen auszuweichen. Sie blieb nur kurz stehen, als sie an

ihrem Sohn vorbeikam. »Ich habe zu tun.« Mit unwirscher Miene ließ sie ihn an der Tür stehen.

Der Lärm in der Schenke war ohrenbetäubend. Und da Claude befürchtete, dass niemand ihn hören würde, und sich nicht anders zu helfen wusste, brüllte er. Claude hatte das Gesicht eines viel älteren Mannes, mit tiefen Falten, die von den Nasenlöchern zu den Mundwinkeln liefen. Und er hatte unreine Haut, was den Leuten missfiel, denn sie glaubten, dies sei das äußere Zeichen für eine unreine Seele. Niemand wollte ihm zuhören.

Marguerite eilte herbei, aufgeschreckt durch das Geschrei. »Was fällt dir ein?«, fragte sie barsch in die plötzliche Stille hinein.

Claude verstummte, atmete schwer und spürte, wie sein sommersprossiges Gesicht rot anlief. Im Glauben, er würde nun Ruhe geben, wandte sich Marguerite zum Gehen.

Claude riss heftig an ihrem Kleid.

» Verwünschter Bengel«, schimpfte sie.

In der Schenke kehrte betroffene Stille ein. Er war zu grob zu ihr gewesen. Claude stand wie gelähmt, bestürzt über sein eigenes Tun, allen Blicken preisgegeben. Doch

irgendjemand kicherte in die Stille und löste kreischendes Gelächter aus. Claude spürte die Angst hinter ihrem Lachen. Seine eigene Mutter war misstrauisch gegen ihn und sah in ihm einen Fremden. Sie verstand nicht, wie sie zu einem solchen Sohn gekommen war. Er fragte sich, ob der Wolf sich vor ihm ebenso gefürchtet hätte wie die Leute aus dem Dorf.

Jetzt waren sie beide verlegen, er und Marguerite. Er wandte sich zum Gehen.

Er war erschöpft von der Anstrengung. Er war schon halb draußen, als er aber plötzlich wieder herumfuhr. Eigentlich wollte er rufen: »Lucie liegt zerfleischt im Weizenfeld.«

Doch alles, was er stotternd herausbrachte, war: »W—w— wolf.«

Jetzt hörten sie zu.

Wenig später schlug die Glocke.



Die Glocke schlug lauter, immer vier Mal, je näher Valerie dem Zug der Dorfbewohner kam. Sie rannte über die Wiesen, schlug Haken um die Heuschober von gestern.

»Glaubt dem Jungen nicht«, rief jemand.

»Natürlich nicht«, schrie ein anderer gegen den Lärm an, der sich über die gemähten

Wiesen wälzte. »Wir alle wissen sehr gut, dass der Wolf seit zwanzig Jahren den Frieden nicht mehr gebrochen hat. Er hat wahrscheinlich nur einen wilden Hund gesehen und den Kopf verloren.«

Kinder zerrten an den Armen ihrer Mütter und trieben sie zur Eile. Sie wollten sehen, was der Grund für die Aufregung war. Sie fürchteten, etwas zu verpassen, auch wenn sie nicht wussten, was.

Valerie ahnte, wo sie hinwollten, und rannten voraus. Mitten auf den Feldern angekommen, sah sie, dass bereits etliche Dorfbewohner da waren und in Gruppen beisammen standen. Bei ihrem Erscheinen verstummten sie betreten. Hinter ihnen war eine Frau zu hören, die sich schnäuzte und weinte. Die vielen grauen und braunen Mäntel versperrten Valerie die Sicht, doch dann entdeckte sie Roxanne, Prudence und Rose, die sich in den Armen lagen und gegenseitig festhielten.

» Wer ist es?«, fragte Valerie.

Sie wandten sich ihr zu, ohne sich aus ihrer Umarmung zu lösen.

Keine brachte es über die Lippen.

Die Menge wich zurück, sodass Valerie ihre Eltern sehen konnte, die allein dort

standen. Sie wusste es, noch bevor Roxanne es sagte.

»Deine Schwester.«

Valerie stürzte los, warf sich vor Lucies reglosem Körper zu Boden und griff verzweifelt in loses Gras. Sie brachte es nicht fertig, ihre Schwester zu berühren.

Lucie trug ihr bestes Kleid, doch der Stoff war zerfetzt und bedeckte ihren Körper nur noch unzureichend. Ihr Haar, ein gewöhnlicher Viererzopf, gestern Abend noch so sorgfältig geflochten, war in verfilzte Strähnen aufgelöst.

Der Kräuterkranz hing noch in ihrem Haar. Valerie nahm ihr Schultertuch ab und breitete es über Lucie. Dann ergriff sie die Hand ihrer Schwester und hob sie an ihre Wange, und dabei spürte sie, dass die kühle Hand ein paar Papierschnitzel hielt, als wollte sie ihr ein letztes Geheimnis anvertrauen. Die Schnitzel sahen aus wie die Überreste eines Briefs, aber die Schrift war unmöglich zu entziffern. Valerie steckte sie in die Tasche.

Die Hand war feucht von Tau und klebrig von geronnenem Blut. Schließlich ergab sie sich dem befreienden Gefühl der Trauer, ließ sich von ihm begraben wie unter einer

Schneedecke, sodass ihr alles andere gedämpft und weit weg erschien.

Bald spürte Valerie, wie unbekannte Hände in ihre Zweisamkeit mit der Schwester eindringen. Sie konnte nicht loslassen, denn sie wusste nicht, ob Lucie ihren Körper schon verlassen hatte. Sie wusste nicht, wie schnell so etwas geschah. Sie musste mit Gewalt weggebracht werden, ihre Knie schmutzig braun von Blut und Wintererde, die Wangen nass von Tränen.

Als man sie fortzernte, fiel der erste Schnee.

Der Winter kam früh.



Kapitel 9

Innerhalb einer Stunde war das Haus voller Trauergäste, sodass kaum noch Luft zum Atmen blieb. Valerie fühlte sich vollkommen leer.

Die Familienmitglieder trauerten jedes für sich. Es war, als hätte sich die ganze Welt verändert, obwohl ihre Umgebung unerklärlicherweise noch dieselbe war. Abgesehen davon, dass jemand von ihnen gegangen war, war alles noch so, wie es immer gewesen war. Eine Leine war quer durch den Raum gespannt und hing unter dem Gewicht der Familienwäsche durch. Die Kekse lagen zum Trocknen im Regal. Alles war so, wie sie es verlassen hatten.

Suzette hatte sich an die Tür gestellt und blickte nach draußen, weil sie es drinnen nicht mehr aushielt. Der glitzernde Schnee war wie Glas, das vom Himmel fiel. Valerie fragte sich, ob ihre Mutter enttäuscht war, weil die schönere, die lebenswertere, die

gehorsamere Tochter tot war und ihr nur die andere blieb.

Am anderen Ende des Raums warf Cesaire den Kopf zurück und trank einen Schluck aus seiner Flasche. Er litt stoisch und ließ sich nicht einmal von Suzette trösten. Valerie hätte sich gewünscht, er wäre nicht so hart gegen sich selbst. Offenbar fühlte er sich für den Tod seiner Tochter verantwortlich, weil er sie nicht beschützt hatte.

Trauergäste irrten umher, ziellos und wie unter Schock. Sie waren so gewöhnlich in ihrer Anteilnahme und gaben nur die üblichen leeren Worte von sich, die alle Leute trauernden Hinterbliebenen sagen.

»Sie ist jetzt in einer besseren Welt.«

»Gut, dass ihr noch Valerie habt.«

»Ihr könntet immer noch eine weitere ...«

Claude und die Mädchen machten Lucies Leichnam zurecht, wuschen sanft ihr Gesicht, ihre Hände, brachten es aber nicht über sich, ihre schweren Glieder anzuheben. Lucie anzukleiden, ihren Körper zu berühren, ihn mit Blumen zu schmücken, kam ihnen unanständig vor.

Valerie stand neben ihnen, rührte sich aber nicht und sprach kein Wort. Ihre Freundinnen hätten gerne etwas für sie getan,

wussten aber nicht, was. Die Strenge und die Heftigkeit ihrer Trauer machten ihnen beinahe Angst und so ließen sie sie in Ruhe.

Die Dorfbewohner hatten das Gefühl, dass sie über Lucie sprechen sollten, nur was sollten sie sagen? Sie dachten an sie und vielleicht genügte das ja. Sie saßen in Ecken, unterhielten sich flüsternd, als hätten sie ein schlechtes Gewissen, außerstande, sich ganz auf das Trauern zu konzentrieren, denn sie dachten besorgt an die kommende Nacht. Heute Nacht würde der Blutmond zum zweiten Mal aufgehen, darin waren sich die Älteren einig. Männer sahen ihre Töchter an und fragten sich, welche wohl die Nächste sein würde.

»W—w—warum hasst uns der Wolf?«, fragte Claude irgendwann, und ausnahmsweise einmal waren die Leute still, wenn er sprach.

Eine einfache Frage. Und doch wusste niemand eine Antwort.

Roxanne hüstelte und der verhaltene Laut erfüllte den Raum.

Ein Klopfen an der Tür löste die Spannung.

»Das sind die Lazars!«, hörte Valerie wie von fern ihre Mutter sagen.

Die anderen Mädchen schauten auf, als die drei Generationen der Familie eintraten — Madame Lazar, ihr Sohn Adrien, der Witwer, und dessen Sohn Henry. Rose schenkte dem Jüngsten ein dünnes Lächeln, aber Henrys Augen suchten nur Valerie. Als sie nicht einmal in seine Richtung blickte, als sie vor ihm zurückschreckte, verbeugte er sich nur respektvoll und unternahm keinen Versuch, sich ihr zu nähern.

Er erkannte, dass Valerie für sich bleiben wollte.

Valerie spürte, dass ihrer Mutter missfiel, wie sie sich Henry gegenüber verhielt, und sie hätte ihm sein Kommen gern verübelt, aber sie merkte, dass sie es nicht konnte. Sie wusste, dass sich in seine Zuneigung nun Mitgefühl mischte. Sie blickte zu ihrem Vater, und als der nickte, zog sie sich auf den Dachboden zurück, in das Bett, das sie mit Lucie geteilt hatte.

Sie berührte sanft die Kornblumen, die Lucie aufgehängt hatte, um ihre Seite des Betts zu schmücken. In ihrer Trauer hatte Valerie das Gefühl, dass es ihr in ihrer Haut zu eng wurde. Dass sie nicht genug Luft bekam.

Madame Lazar hob eine Hand und rückte ihr graues Haar zurecht, während sie mit missbilligender Miene das Haus in Augenschein nahm. Sie war eine alte Frau, die vergessen hatte, wie es war, unter vielen Menschen zu sein – was nicht weiter ins Gewicht fiel, da ihr starrer Blick den meisten ohnehin nicht geheuer war. Außerdem behagte ihnen nicht, wie sie roch. Nach Wäschestärke und Knoblauch.

»Mein Beileid«, sagte sie zu der seelisch gebrochenen und fassungslosen Suzette.

Adrien ging zu Cesaire und drückte ihm die Hand. Mit seinem herben Gesicht und seinen männlichen Falten sah er immer noch gut aus.

»Lucie war ein gutes Mädchen«, sagte er.

Die Vergangenheitsform wirkte wie ein Schock. Cesaire war nicht darauf gefasst. Er hatte die Angewohnheit, sein Getränk im Mund herumzuwälzen, wenn ihm etwas missfiel. Suzette, am anderen Ende des Raum, schüttelte den Kopf, und Cesaire wusste, was das bedeutete: schlucken.

Claude führte seinen Zaubertrick vor und ließ hinter Madame Lazars Ohr, entweder weil er sie einbeziehen wollte oder zu Bosheiten aufgelegt war, Tarotkarten

verschwinden oder erscheinen. Sie schenkte ihn weg.

Wieder schnellte eine Karte hervor.

Sie versuchte es mit einer anderen Taktik, hielt ihre Teetasse hoch und tat so, als sei er Luft.

Oben im Bett wandte sich Valerie von der Szene ab. Sie konnte Lucie riechen, den Geruch nach Hafer, nach warmer Milch, nach jemandem, dem sie vertrauen konnte. Sie wusste, dass dieser Geruch vergehen würde. Valerie zog einen Holzknorren aus der Decke. Dahinter verbarg sich ein Versteck, dem sie ein kleines samtenes Lavendelkissen entnahm.

Sie dachte an die Zeit, als ihre Mutter Lucie und sie immer auf lange Spaziergänge mitgenommen hatte. Dabei kamen sie an den Kornfeldern vorbei, auf denen sich dünne Halme sanft im Wind wiegten. Später gelangten sie auf eine Waldwiese, die von Lavendel erstrahlte. Sie sammelten die Blüten, die Lucie in ihrem Rock trug, bis sie irgendwann wunde Finger bekam und weinend zu ihrer Mutter lief, die immer daran gedacht hatte, Salbe mitzunehmen.

Valerie spähte wieder ins Wohnzimmer hinunter. Sie fühlte sich wohl in ihrer

gewohnten Position der Beobachterin, hoch oben, für sich. Stimmen wurden mal lauter, mal leiser. Gesichter erschienen und verschwanden wieder. Sie sah durch die Menschen hindurch und konnte nicht recht glauben, dass sie real waren. Die Dorfbewohner sprachen durcheinander, aber keiner sagte etwas. Valerie tauchte ein in das Geseumm, ließ sich im Strom der Stimmen treiben.

Der Leichnam ihrer Schwester lag reglos da wie ein Stück Mobiliar. Alle Leute, die einen Kondolenzbesuch abstatteten, schlichen um ihn herum und fühlten sich verpflichtet, ihn zu betrachten. Doch es war ihnen unangenehm, und sie beeilten sich, den Blick abzuwenden.

Suzette saß inzwischen auf einem Schemel am Feuer. Valerie bemerkte, dass sie Henry lange ansah. Seine Nähe machte ihre Mutter nervös. Manchmal hatte es den Anschein, als wollte sie ihn mehr für sich als für Valerie.

Valerie sank auf die Seite, und der Schlaf kam wie eine Welle, hob sie hoch und trug sie davon.



Als sie erwachte, erinnerte sie sich, wie Lucie einmal vor langer Zeit in der Abenddämmerung alleine nach Hause ging. Knurrend wie der Wolf schlich sie sich von hinten an sie an und erschreckte sie. Was für Eltern eine Frage von Leben und Tod war für zwei kleine Mädchen nur ein Spiel gewesen. Lucie hatte geweint, und Valerie hatte sie getröstet, aber damals war ihr zu Bewusstsein gekommen, dass sie etwas Zerstörerisches, sogar Raubtierhaftes in sich hatte. Und nachdem sie miterlebt hatte, wie Flora geopfert wurde, hatte sie ihrer Schwester nie wieder Angst gemacht.

Sie quälte sich eine Weile mit dieser Erinnerung und rührte an der Wunde, so wie sie sich, wenn sie sich an einem Blatt Papier geschnitten hatte, immer die Haut zusammenkniff, damit das Blut schneller herausquoll. Dann spähte sie wieder nach unten. Die Lazars waren noch da und ihre Freundinnen dösten auf Hockern. Ihre roten, schwarzen und braunen Haarschöpfe hoben und senkten sich im Schlaf. Ihre Mutter saß allein am Tisch und hob, ins gespenstische Licht einer einzigen Kerze getaucht, den Kopf. Als sie sah, dass ihre Tochter wach

war, kam sie die Leiter zum Dachboden heraufgestiegen.

»Es gibt in diesen schweren Stunden auch eine gute Neuigkeit, Valerie«, sagte sie, als sie auf Valeries Höhe war.

»Ich habe schon gehört, dass ich Henry Lazar heiraten soll«, flüsterte Valerie zurück. »Sag mir nur, ob es stimmt.«

Suzette erschrak, fasste sich aber wieder. »Ja, Valerie«, sagte sie mit aufgesetzter Stimme und drehte mit gespielter Freude ihren Ehering zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger. »Ja, es stimmt.«

Valerie war, als werde das Leben aus ihr herausgerissen. In diesem Augenblick wurde ihr klar, wie tief ihre Gefühle für Peter waren, den sie in der Aufregung des Tages aus den Augen verloren hatte. Sie sehnte sich nach ihm, bekam aber ein schlechtes Gewissen, weil sie unter diesen Umständen so empfand.

»Mutter, es erscheint mir unpassend, jetzt darüber zu sprechen.«

»Ja«, räumte Suzette traurig ein, »du hast recht. Jetzt ist nicht die Zeit. Wir haben später noch Gelegenheit genug.«

Sie streichelte Valeries Haar. Der Klang ihrer Stimme wirkte irgendwie tröstlich und

irritierend zugleich. »Aber es ist wahr«, setzte sie hinzu, »dass Henry jetzt dein Verlobter ist. Du solltest ihm erlauben, dir sein Beileid auszusprechen.«

Valerie blickte nach unten zu Henry und sah den besorgten Ausdruck auf seinem freundlichen, schönen Gesicht. »Ich kenne ihn doch kaum.«

»Du wirst ihn kennenlernen. Dazu heiratet man ja.«

Valerie wollte nicht, konnte nicht. »Nicht jetzt, Mutter.«

Suzette beschloss, sich etwas mehr zu bemühen. »Du solltest eines wissen ... Ich habe deinen Vater auch nicht geliebt, als wir geheiratet haben. Ich war in einen anderen verliebt.«

Valerie starrte sie an.

»Seine Mutter war gegen unsere Beziehung. Aber ich habe gelernt, euren Vater zu lieben. Und wir haben zwei schöne Töchter bekommen. Jetzt komm herunter. Bitte.«

»Ich sagte, nein«, erwiderte Valerie barsch und verkniff sich die Fragen, die sie gern gestellt hätte.

Suzette kannte diese Seite an ihrer Tochter und hütete sich, mit ihr zu streiten. Geknickt

stieg sie wieder die Leiter hinunter und setzte eine gefasste Miene auf, wozu Valerie niemals imstande gewesen wäre.

Henry hatte die gespannte Szene beobachtet. Jetzt wandte er sich an Cesaire. »Kommen Sie mit uns in die Schenke.« Er legte dem älteren Mann beruhigend die Hand auf die Schulter und fügte mit dem ihm eigenen Charme hinzu: »Lassen wir die Frauen auf ihre Weise trauern.«

Cesaire nickte, froh darüber, gehen zu können.

Auch Adrien schien erfreut, der beklemmenden Atmosphäre im Haus zu entrinnen. Bei aller Liebenswürdigkeit war er nie ein Mann gewesen, der offen seine Gefühle zeigte. Valerie wusste, dass er immer freundlich zu Lucie gewesen war und dass ihr Tod bei ihm Erinnerungen an den Verlust seiner Frau geweckt haben musste. Ganz gewiss war es nicht leicht für ihn.

Henry nickte diskret zum Dachboden hinauf, schlüpfte in seinen langen Ledermantel und folgte seinem Vater aus dem Haus.



»Ich kann nicht glauben, dass sie tot ist.«

Valerie kletterte die Leiter hinunter zu Lucies Leichnam. Sie hatte keine Tränen mehr, in ihr war nur noch eine große Leere.

Suzette räumte die Speisen weg, die die Gäste mitgebracht hatten. Die Schüsseln waren kaum angerührt, denn heute hatte niemand Hunger. Die anderen Mädchen setzten sich um Valerie herum, sprachen aber nicht viel. Sie mussten etwas tun, irgendetwas, damit sie sich nicht nutzlos vorkamen, und so befragten sie alles, was in ihrer Nähe war.

Roxanne spielte traurig mit Lucies langen Wollkleidern. Prudence begehrte insgeheim Lucies Schaffellmantel, und in der Hoffnung, dass sie ihn unvermittelt geschenkt bekam, streichelte sie besitzergreifend seinen Pelz.

»Wie kommt es eigentlich, dass niemand etwas gesehen hat?«, fragte Madame Lazar in das Schweigen hinein und blinzelte. Sie wandte sich an Valerie. »Warst du denn nicht mit ihr zusammen?«

Valerie begann, ihrer Schwester Bänder ins Haar zu flechten, und antwortete nicht. Sie dachte an die Papierschnitzel, die sie in Lucies Hand gefunden hatte, aber die Schnitzel passten nicht zusammen und der Tau hatte die Tinte verlaufen lassen. Es musste

ein Brief gewesen sein, aber was hatte darin gestanden? War es eine Einladung, aufs Feld zu kommen? Und wenn ja, von wem? Die Welt wirbelte um sie herum, und sie konnte sich nicht auf Madame Lazars Gesicht konzentrieren – alle huschten an ihr vorbei wie Karussellpferde, die sich im Kreis drehten.

»Die Bestie hat ihr aufgelauert«, sagte Suzette, der bei dem Thema unbehaglich wurde, verzweifelt.

»Sie war doch mit euch zusammen«, sagte Roxanne zu Prudence. »Ich weiß genau, dass ich sie in eurem Boot gesehen habe.«

»Ja, sie war bei mir im Boot, und dann hat sie gesagt, sie wollte sich mit euch treffen.«

»Ich verstehe einfach nicht, wieso sie das gesagt hat. Es stimmt nicht.« Roxanne schüttelte den Kopf.

»Vielleicht war sie mit einem Jungen verabredet«, bemerkte Prudence mit falscher Stimme.

»Meine Tochter hat sich nichts aus Jungen gemacht«, entgegnete Suzette eilends.

»Von meinem Enkel war sie sehr angetan«, erklärte Madame Lazar. Sie hatte eine Art zu sprechen, die ihre Worte ins Bewusstsein sickern ließ, als wären sie schon immer dort

gewesen. »Sie hat häufig bei uns hereingeschaut und ist ihm nachgelaufen wie ein Hündchen. Falls ihr zu Ohren gekommen ist, dass Henry mit ihrer Schwester verlobt war ...«

Die Mädchen erstarrten und sahen einander an, um festzustellen, ob eine von diesem großen Geheimnis gewusst hatte. Valerie schlug die Augen nieder und schüttelte den Kopf. Sie hätte es ihren Freundinnen lieber selbst gesagt. Sie wusste, dass sie alle davon träumten, Henry zu bekommen.

Rose ärgerte sich im ersten Moment, tat die Sache dann aber mit einem Schulterzucken ab: *Henry konnte sich immer noch anders entscheiden.*

Prudence machte ein finsternes Gesicht, wusste aber, dass sie hier nichts dazu sagen konnte.

Roxanne dachte an Lucie – sie wusste, dass Henry nie für sie bestimmt gewesen war. »Das muss ihr das Herz gebrochen haben«, sagte sie schließlich in andächtigem Flüsterton.

»Vielleicht wollte sie lieber sterben, als ohne ihn zu leben«, fügte Rose versonnen

hinzu. »Ist hinaus aufs Feld und hat den Wolf gesucht.«

»Nein«, widersprach Suzette energisch.
»Das ist undenkbar.«

»Sie hat mit mir nie über ihre Gefühle gesprochen«, überlegte Valerie laut. Sie fühlte sich hintergangen. Wie hatte sie nur so blind sein können? Ihre Schwester hatte Henry geliebt, ohne ihr ein Wort zu sagen. *Hat sie von der Verlobung gewusst? Hat sie zufällig gehört, wie die Eltern Pläne geschmiedet haben?* Valerie hielt es für möglich, aber nicht für wahrscheinlich, denn sie waren die ganze Zeit zusammen gewesen. *Hätte es ihr das Herz gebrochen?*

»Keine Sorge, mein armes Kind«, sagte Madame Lazar, die Lucies Tod kaum zu interessieren schien. »Ich weiß, dass du dir wegen deiner Schwester Vorwürfe machst, aber Henry hatte immer nur Augen für dich. Du bist – du warst immer die Hübschere.« Sie hob die Hand und streichelte Valerie mit einer spinnengleichen Bewegung die Wange.



Suzette wünschte, die Besucher würden jetzt gehen, doch als sie Schritte die Leiter heraufkommen hörte, öffnete sie trotzdem

die Tür, trat hinaus auf die Veranda und schloss die Tür wieder hinter sich, damit es nicht hineinschneite. Doch als sie den dunklen Haarschopf auftauchen sah, bereute sie es. Auch nach all den Jahren erkannte sie ihn sofort.

»Für Lucie«, sagte Peter ruhig und hielt ihr eine vergoldete Heiligenkerze hin, die mit flackernder Flamme brannte.

»Geh.«

Peter hatte mit einem solchen Empfang gerechnet und war darauf gefasst. Er räusperte sich. »Ich würde ihr gern die letzte Ehre erweisen«, sagte er, immer noch um Höflichkeit bemüht. Die Frau trauerte um ihre Tochter.

»Ich kann mir schon denken, warum du hier bist«, sagte sie, eine Hand an der Tür. »Ich habe gerade eine Tochter verloren. Ich will nicht noch eine verlieren.«

»Warten Sie.«

»Sie ist alles, was mir geblieben ist«, zischte sie. »Und du hast ihr nichts zu bieten.«

Peter wusste, dass sie recht hatte, dass Valerie etwas Besseres verdiente. Aber er konnte sie nicht aufgeben. »Ich habe einen Beruf. Denselben Beruf wie Ihr Mann.«

»Ich weiß genau, was ein Holzfäller verdient.«

Peter wollte protestieren, doch Suzette kam ihm zuvor. »Henry Lazar ist ihre einzige Hoffnung auf ein besseres Leben. «

Peter sah in ihre leidvollen Augen, von ihren Worten tief getroffen. Es stimmte: Er konnte Valerie kein gutes Leben bieten.

»Wenn du sie wirklich liebst«, sagte Suzette mit überschnapper Stimme, »dann lass sie in Ruhe.«

Sie starrten einander an und ihre Augen funkelten von widerstreitenden Gefühlen. Peter sah zuerst weg und ging, zornig über die Zurückweisung und über sich selbst, weil er Suzette verstehen konnte.

Sie ging wieder hinein, schloss die Tür und lehnte sich dagegen. Den Gästen würde sie sagen, es sei nur ein Arbeiter gewesen, der ihr sein Mitgefühl habe aussprechen wollen.

Als Peter die Leiter wieder hinunterkletterte, erkannte er, dass es trotz seines Schmerzes etwas Gutes hatte, wenn er von ihr ließ.

Er war ein Mann mit Überzeugungen, der die Dinge, die ihm etwas bedeuteten, heilig hielt.

Nur hatte ihm noch nie etwas so viel bedeutet.



Kapitel 10

Peter ging durch das stille Dorf. Der Schnee dämpfte jeden Laut, Schmerz und Leid lagen in der Luft. Die Männer waren in der Schenke, die Frauen trauerten noch zu Hause. Das Dorf war geeint, sogar schön in seiner ersten Stille.

Als er die Schenke durch die Hintertür betrat, sah er, dass von einem Kandelaber Wachs in dieselbe Ecke herabtropfte wie schon vor Jahren und auf dem Fußboden mittlerweile zu einer hohen Burg angewachsen war. Niemand machte sich die Mühe, es wegzukratzen, am wenigsten Marguerite, die so schon alle Hände voll zu tun hatte.

Als er die Fässer mit den rostigen Eisenbändern sah, musste er daran denken, wie er einmal mit Valerie einen ganzen Nachmittag in einem solchen Fass zugebracht hatte. Er fragte sich, ob sie sich noch daran erinnerte.

Er schlüpfte gerade an der hinteren Wand entlang, als er Pater Auguste sagen hörte:

»Ich habe Hilfe angefordert.« Der Dorfpfarrer war von großer Gestalt und ängstlicher Natur. Er war so aufrecht und nützlich wie der Stängel eines Gänseblümchens, aber auch so dünn und leicht zu knicken.

Der Vogt betrachtete den Priester und erwartete, mehr zu hören. Er biss in eine Zwiebel, die er soeben geschält hatte.

»Von jemandem, der Gott näher ist«, fuhr der Geistliche fort. Pater Auguste trug an einer Kette stets eine Ampulle mit Weihwasser bei sich, die ihn vor dem Bösen schützen sollte. Jetzt hielt er sie in der Hand, als bringe sie ihm seinem Vorbild näher.
»Vater Solomon.«

In der Gaststube wurde es still. *Vater Solomon*. Er war eine lebende Legende, ein Priester und bekannter Werwolfjäger, der überall im Königreich Bestien vernichtet hatte. Er war ein tapferer, listenreicher und schlauer Mann, der vor nichts zurückschreckte, um das Böse auszumerzen. Fliegende Händler erzählten, dass er mit einer kleinen Armee durch die Lande ziehe, deren Krieger aus Spanien, Nordafrika und dem Fernen Osten stammten.

» Wer hat Sie dazu ermächtigt?« Der Vogt trat vor ihn hin.

»Gott. Der Allmächtige.«

»Sie können fürs nächste Leben planen«, knurrte der Vogt und krempelte die Ärmel hoch. »Ich plane für dieses.«

»Aber der Herr ...«

Adrien stieß seinen Stuhl zurück und stand auf. »Das ist Sache des Dorfes«, sagte er entschieden. » Wir werden ihn selbst zur Strecke bringen.«

Der Vogt kaute auf seiner Zwiebel und nickte. Cesaire sog pfeifend die Luft ein, als hätte er etwas zu Heißes getrunken und wollte seinen Gaumen kühlen. Die Dorfbewohner blickten zu ihm. Es war seine Tochter, die getötet worden war. Mit einem Nicken bekundete er seine Zustimmung zu Adriens Worten.

»Vater Solomon würde uns unserer Rache berauben«, fuhr Adrien fort.

»Sie war Ihre Tochter, aber ...« Pater Auguste sah Cesaire flehentlich an.

» Wir sind hier«, sprach Adrien ungerührt weiter, »um ein Unrecht wiedergutzumachen. Wir müssen jetzt zusammenstehen und erklären, dass wir kämpfen wollen, und nicht allein, um Vergeltung für die Vergangenheit zu üben, sondern auch um den Grundstein für eine neue Zukunft zu legen.

Wir müssen der Bestie zeigen, dass wir nicht gewillt sind, weiter in Angst zu leben.« Er schritt hinter die leere Theke und lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Schanktisch.

»Vielleicht hat Pater Auguste recht«, begann Henry nachdenklich und erhob sich von seiner Bank. »Vielleicht sollten wir warten.«

Im hinteren Teil der Schenke unterdrückte Peter ein Lachen. Henrys Hand umkrampfte die Tischkante.

Mit einem vernichtenden Blick wandte sich Adrien an Henry. »Vielleicht«, sagte er ganz ruhig, »solltest du dich wieder auf deinen Mut besinnen, mein Sohn.«

Henry atmete hörbar ein. »Ihr wollt also den Wolf jagen?« Er kniff verächtlich die Augen zusammen. »Na schön. Dann jagen wir ihn eben.«

Der Vogt, breit und stämmig, mit Händen wie Bratpfannen, knallte kampflustig seinen Krug auf den Tisch. »Wir haben das alles viel zu lange tatenlos hingenommen. Wir sind hier, um unsere Freiheit wiederzuerlangen!«, rief er den anderen zu, zog den silbernen Dolch aus seinem Hosenbund und rammte ihn in den Tisch.

Die Männer warfen jubelnd die Fäuste in die Luft.

»Machen wir diesem verdammten Wolf den Garaus!«, rief er.

»Darauf trinke ich«, sagte Cesaire und schüttete hinunter, was noch in seinem Krug war. Es war jetzt früher Abend, und die Männer begriffen, dass sie sich am besten gleich ans Werk machten. Die ersten stapften bereits zur Tür hinaus, um Vorbereitungen für die Jagd zu treffen.

Pater Auguste taumelte hinter ihnen her. »Wartet! Wir sollten auf Vater Solomon warten!«

Aber seine verzweifelten Mahnungen gingen im Chor der tiefen Stimmen und klirrender Krüge unter.

Cesaire ließ noch einmal seinen Krug nachfüllen und auf dem Weg nach draußen kippte er dem Pfarrer den Inhalt über den Kopf und machte seinen Protesten eine Ende.



Die Männer drängten aus der Schenke ins graue Licht. Der frische Schnee knirschte unter ihren Stiefeln und kampfeslustig warfen sie ihre Hüte in die Luft und schwenkten ihre Jacken über den Köpfen. Sie fühlten

sich größer, als sie waren, und platzten vor Tatendrang.

Ihre Frauen hörten das Geschrei und liefen ihnen nach, eilten wieder nach Hause und kamen mit Wegzehrung und warmen Schals wieder. Der Schneefall wurde immer heftiger. Der richtige Winter begann früher als gewöhnlich.

Ich werde derjenige sein, dachte jeder Mann bei sich. *Ich werde derjenige sein, der es tut*. Sie hatten kaum einen Blick für ihre Frauen oder ihre Kinder übrig und übersahen geflissentlich die bange Sorge in ihren Gesichtern.

Auch Valerie war vom Lärm nach draußen gelockt worden und hielt nach Peter Ausschau. Sie war ihm böse, weil er nicht ins Haus gekommen war, um sie zu trösten, aber sie wollte ihn auch nicht gehen lassen, ohne von ihm Abschied zu nehmen.

Sie entdeckte ihn sogleich in der Menge. Seine dunklen Haare und sein schwarzer Mantel stachen vom hellen Schnee ab. Die Worte ihrer Mutter klangen ihr noch in den Ohren. Sie fragte sich, ob es falsch von ihr wäre, anders als ihre Mutter aus Liebe zu heiraten und dadurch eine größere Liebe zu

erfahren, als ihre Mutter jemals gehabt hatte.

Peter schlüpfte in einen Schuppen, als er sie sah. Es war schwer zu sagen, ob sich sein Gesicht bei ihrem Anblick verfinstert oder ob es nur an dem trüberen Licht gelegen hatte. Sie schob diesen Gedanken beiseite, kletterte nach unten und folgte ihm in den schmutzigen, mit Spinnweben verhangenen Verschlag.

»Pass auf dich auf«, sagte sie und fasste nach seiner Hand.

»Ich habe gerade meine Schwester verloren. Ich kann nicht auch noch dich verlieren.«

Sie spürte, wie er zurückwich.

Seine Hand verharrte in der Luft und sank dann herab, obwohl es ihn in den Fingern kribbelte. Peter sah sie an, sehnte sich danach, sie zu berühren, versuchte aber, stark zu bleiben. »Ich weiß. Aber das alles ist nicht richtig, Valerie.«

»Was?«

»Wir dürfen das nicht tun.«

Valerie verstand nicht. Sie sah nur Peters gequältes Gesicht. *Ich werde ihn erlösen*, dachte sie.

»Du musst es tun. Du musst Henry heiraten.«

Verwirrt schüttelte sie den Kopf, als hätte sie etwas Bitteres im Mund, das sie nicht hinunterschlucken konnte.

»Ich möchte aber mit dir zusammen sein.« Sie kam sich bei diesen Worten albern vor, aber was sie gesagt hatte, meinte sie ernst. Sie konnte nicht auch noch ihn verlieren.

»Deine Schwester ist gerade gestorben ...«

»Nein. Nein, wie kannst du es wagen, dich darauf zu berufen! « Peter hatte es nicht einmal für nötig befunden, einen Beileidsbesuch abzustatten. Und jetzt versuchte er, sich auf Lucies Tod hinauszureden.

»Valerie, mach nicht mehr daraus, als es ist«, sagte er und versuchte, ihr gegenüber hart zu bleiben. »Es war, was es war. Mehr nicht.« Er sagte es ruhig, aber bestimmt.

Valerie trat zurück, tief getroffen von seinen Worten. »Das glaubst du doch selber nicht«, beharrte sie und schüttelte den Kopf.

Doch er blieb unnachgiebig, seine Miene reglos und streng. Er sah sie nicht einmal an. Doch mit einem Finger berührte er eine Strähne ihres blond gelockten Haars. Er konnte nichts anders.

Von Wut und Schmerz überwältigt, stieß sie ihn grob von sich und stürzte wieder hinaus in die Menge. Sie schlug den Weg nach Hause ein, innerlich wie abgestorben.

»Valerie, dich habe ich gesucht!«

Es war Henry Lazar. Sie blickte ihm widerwillig in die braunen Augen und erkannte, wie verschieden die beiden Jungen doch waren. Henrys hatte offene, ehrliche Augen, die nichts verbargen ... aber vielleicht war da auch gar nichts, was sie verbergen konnten.

Valerie warf einen Blick zurück, entdeckte von Peter aber keine Spur. Sie versuchte, sich wieder zu fassen.

»Ich habe etwas geschmiedet. Für dich.« Henry spürte, dass sie mit den Gedanken woanders war, ließ sich davon aber nicht beirren. »Verzeih, ich weiß, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Bei dem, was du im Moment durchmachst ... Ich hätte warten sollen ...« Er spähte ihr über die Schulter und sah Peter in der Menge verschwinden. »Aber für den Fall, dass ich nicht zurückkomme, möchte ich, dass du dies hier hast.«

Valerie war fest entschlossen, Henry nicht zu lieben, ja nicht einmal gern zu haben. Sein Charme, seine rührende Aufrichtigkeit

konnten ihren Entschluss nicht ins Wanken bringen.

Doch er fasste in die Tasche und zog einen schmalen Armreif aus Kupfer hervor. Er war von einer schlichten Eleganz, filigran verziert mit winzigen Punkten und feinen Rillen.

»Mein Vater hat mir beigebracht, so etwas zu schmieden und zu vervollkommen, damit ich es eines Tages der Frau schenken kann, die ich liebe.«

Valerie war gegen ihren Willen gerührt. Alles wurde ihr heute genommen und jetzt bekam sie etwas geschenkt.

»Du wirst wieder glücklich werden«, sagte er mit bedeutungsvoller Miene und legte ihr den Armreif ums Handgelenk. »Das verspreche ich.« Valerie fühlte sich sonderbar getröstet.

Adrien nahte, legte Henry eine Hand auf die Schulter und deutete auf die Schar der Männer, die jetzt lautstark aus dem Dorf hinausmarschierten. Henry drückte ihr die Hand, straffte die Schultern und schloss sich dem Haufen an.

Valerie trat zu den anderen Frauen und sah den Männern nach. Sie konnte sich nicht helfen, aber diese Trennung zwischen Männern und Frauen machte sie ganz zornig. Es

juckte sie in den Fingern, ebenfalls eine Waffe in die Hand zu nehmen, etwas zu tun, in ihrer Wut zu töten.

Sie entdeckte ihren Vater, der still hinter den anderen her trottete, ein Häuflein Elend in seinem schweren Mantel. Sie eilte zu ihm. Sein Blick war gebrochen und leer. Er tat ihr leid. »Ich komme mit«, sagte sie zu ihm.

»Nein.«

»Aber sie war meine Schwester.«

»Nein, Valerie.« Er schwang sich die Axt über die Schulter. »Das ist nichts für Frauen.«

»Du weißt, dass ich mehr Mut habe als die meisten von diesen Männern. Ich kann ...«

Sie hielt verdutzt inne, als sie spürte, wie seine Hand sie am Arm packte. Sie hatte diese Kraft nicht mehr gespürt, seit sie als kleines Mädchen ehrfürchtig zu ihm aufgeschaut hatte.

»Ich kümmere mich darum«, sagte er mit wildem Blick. »Du kannst nicht mitkommen. Du bist alles, was ich noch habe. Verstehst du?«

In diesem Augenblick erkannte sie wieder ihren Vater in ihm und sie bewunderte ihn wie früher. Er war zurückgekehrt, in seiner ganzen Stärke. Und das gab ihr ein gutes,

beruhigendes Gefühl, ein Gefühl der Sicherheit.

Sie nickte.

»Gut.«

Er ließ sie wieder los.

Dann sah sie, als beobachte sie das Verlöschen einer Kerze, wie die väterliche Stärke von ihm wich – und der traurige Mann, der zurückblieb, zuckte mit den Schultern und lächelte das Lächeln, mit dem er seit Jahren zu verstehen gab: *Ja, ich bin der Angeschmierte, aber wenigstens weiß ich es.*

»Falls ich nicht wiederkomme, wirst du, meine Tochter, meine Bettpfanne erben«, scherzte er.

Sie konnte nicht lachen. Und dann war er in der Gruppe verschwunden.

Er kann mit seiner Axt ja nicht einmal eine Kerbe in einen Baum hauen, dachte sie. Wie will er da einer blutrünstigen Bestie gegenüberreten?

Valerie machte sich auf den Heimweg, in Gedanken bei dem Salbeitrunk, den sie noch ihrer Umhängetasche hatte.



Als alle Frauen nach und nach in ihre Häuser zurückgekehrt waren und ihre Mutter dank

einer Dosis von Großmutter's Tee tief und fest schlief, tat Valerie, was sie tun musste. Sie warf sich ihren groben grauen Mantel über, den mit dem ausgefranstem Saum und dem zusammengestückelten Lederkragen.

Sie wusste, wo die Männer hinmarschier-ten, wo der Wolf sein Versteck hatte. Sie hatte auf dem Weg, der zum Mount Grim-moor und in die Black Raven Woods führte, selbst schon Knochen gesehen. Sie folgte den letzten Nachzüglern durchs Dorf, wich aber, um nicht entdeckt zu werden, in die dunklen Gassen aus.

Sie belauschte und beobachtete sie von Weitem – und sah, was Männer taten, wenn sie unter sich waren wie ein Rudel wilder Tiere.

Bewaffnet mit einer Mistgabel und einem Küchenmesser, stieß plötzlich Claude zu ihnen. Er trug eine Art Kriegsmontur, die er sich aus alten Töpfen und Pfannen gebastelt hatte.

»I-i-ich komme mit«, sagte er mit ernster Miene, und beim Sprechen flogen seine Arme zur Seite wie aufgeschreckte Vögel.

»Tiere dürfen nicht mit«, rief einer der Männer. Die anderen lachten und schubsten Claude weg. Valerie wäre am liebsten zu ihm

gelaufen und atmete erleichtert auf, als plötzlich Roxanne auftauchte, um ihn nach Hause zu bringen. Valerie hatte Mitleid mit Claude, fand aber auch, dass er zu Hause besser aufgehoben war.

Sie sah, wie Cesaire zu Adrien aufschloss, der mit wackerem Schritt an der Spitze des Zugs marschierte. Adrien sah imponierend aus in seinem Zorn.

»Ein Schlückchen gefällig?« Brantwein schwappte aus der offenen Flasche, die Cesaire ihm hinhielt.

Adrien hob abwehrend die Hand.

Cesaire zuckte mit den Achseln und nahm selbst einen tüchtigen Schluck. »Danke, dass Sie für meine Lucie eintreten«, sagte er.

»Wir sind ja bald eine Familie.« Adrien nickte. »Sie würden dasselbe für mich tun.«

Valerie hatte die beiden nie so kameradschaftlich miteinander gesehen. Wer hätte gedacht, dass der reichste Mann des Dorfes und der größte Trunkenbold jemals zueinanderfinden würden? Sie vermutete, dass selbst ein Trinker etwas besaß, was ein reicher Mann begehrte und gern seinem Familienschatz einverleiben würde. Valeries Wangen röteten sich, als die Erkenntnis sie

traf — *Ich bin nur eine Sache, mit der gehandelt wird.*

Ihre Augen folgten einem vorbeihuschenden weißen Kaninchen, das im Schnee kaum zu erkennen war. Sie sah kurz ein feuchtes schwarzes Augenpaar aufleuchten. Doch für Ablenkungen war jetzt keine Zeit.

Sie sah, dass Peter und Henry links und rechts ganz am Rand des Weges mürrisch nebeneinanderher stapften. Sie lagen gleichauf, denn keiner wollte hinter den anderen zurückfallen.

Sie beschnupperten einander argwöhnisch, wagten aber nur, zu dem anderen hinüberzulugen, wenn sie sich sicher waren, dass er gerade wegsah.

Valerie musste schnell ausschreiten, um den Anschluss nicht zu verlieren, trat aber vorsichtig auf, um kein Geräusch zu verursachen. Sie hob den Blick zu dem vollen blutroten Mond, der unheilschwanger am Nachthimmel prangte.

Sie könnte es nicht ertragen, heute Nacht noch jemanden zu verlieren.



Kapitel 11

Großmutter sah, wie eine dunkle Krähenschar vom weiß schimmernden Waldboden aufstieg, und wusste, dass die Männer im Anmarsch waren. Sie trat auf die Veranda hinaus und wartete.

Bald darauf waren die Männer da. Sie schauten zu ihr hinauf wie zu einer Furcht einflößenden Göttin, und die Flammen ihrer Fackeln kräuselten die Luft, wenn sie vorbeigingen oder stehen blieben, um einen Blick von ihr zu erhaschen. Sie war eine sagemumwobene Gestalt, die sich außerhalb der Grenzen der Zeit bewegte. Sie war schön und jugendlich für ihre Jahre, wenngleich sie heute vor Gram etwas gealtert war. Ihr Haar war mit grauen Bändern zu Zöpfen geflochten und ihre tränenverschmierten Wangen wiesen keinerlei Falten auf. Kein Wunder, dass die Leute sie der Hexerei bezichtigten. Sie kam heruntergeklettert, in der Hand eine Kerze, deren Schein die Stufen beleuchtete.

»Mein Sohn«, sprach sie zu Cesaire und umarmte ihn. »Ich habe gehört, was unserer Lucie zugestoßen ist.« Sie sagte nicht, von wem.« Versprich mir, dass du vorsichtig bist, mein Sohn.« Sie reichte ihm ein Bündel, das sie für ihn gepackt hatte.

»Sei unbesorgt«, erwiderte er und lächelte in seinem Schmerz. »Auf mich hat es der Wolf nicht abgesehen. Ich bestehe ja nur aus Haut und Knochen.«

Traurig stieg Großmutter wieder die Treppe hinauf. Von ihrer Veranda aus sah sie zu, wie die Männer weiterzogen, als einer, der Letzte in der Reihe, plötzlich ausscherte und die Leiter heraufkam. Sie spürte, wie jedes Mal das Holz knarrte, wenn er sein Gewicht auf eine Stufe setzte. Er kletterte schnell – tapp, tapp, tapp. Großmutter erschauerte, als der ungebetene Gast auf der Veranda auftauchte.

Er trat auf sie zu, schlug die Kapuze seines Mantels zurück und ...

Es war Valerie.

Großmutter schüttelte den Kopf und ihre Anspannung entlud sich in einem Lachen. »Mein Schatz, Kleines, was tust du denn hier?«

Valerie runzelte die Stirn. »Warum sollte ich nicht mit ihnen gehen? Sie war schließlich meine Schwester.«

Großmutter seufzte und nahm sie in die Arme. »Du bist in dem dünnen Mäntelchen ja schon jetzt ganz durchgefroren. Ich glaube nicht, dass du das durchstehst.«

»Na ja, ich auch nicht«, sagte Valerie zitternd, als Großmutter sie unter dem Klimpern ihrer Amulette und Talismane nach drinnen führte.

Es tat Valerie gut, hier zu sein, in Großmutters verwildertem Baumhaus. Äste wuchsen durch das Dach, Winterlöwenzahn spross aus den Dielen und jede Ecke barg irgendein Nest. Das Baumhaus war vollgestopft mit merkwürdigen Dingen. Valerie ließ ihren Blick durch die kleine Stube wandern. Muschelschalen wie riesige Ohren, ein Nadelkissen mit eingelegtem Perlmutter, ein Trinkhorn, getrocknete Süßkartoffeln, eine Geierklaue. An den Wänden hingen schmutzige Pfauenteppiche in verblassten Rosa- und Blautönen und mit ausgefransten Säumen, und darunter reihten sich endlos Flaschen, auf denen schiefe Korken saßen. Auf dem Herd zitterte ein großer Teekessel.

Valerie liebte Großmutter's Art zu leben, auch wenn die Leute im Dorf sich darüber den Mund zerrissen und lustig machten. Und manch einer Großmutter sogar die Schuld daran gab, dass der Wolf das Dorf heimsuchte.

»Du brauchst deinen Schlaf.« Großmutter reichte Valerie eine dampfende Tasse mit ihrem Salbeitee.

Valerie ließ den Tee stehen, trat ans Fenster und beobachtete, wie die Männer durch den dunklen Wald marschierten. Sie blickte zu dem Felshang und beobachtete, wie der kalte Wind durch die schneenassen Bäume fegte, er starkte noch einmal auf und zerrte an den brennenden Fackeln der Männer, als sie hintereinander den steilen Hang hinaufstiegen und in der Höhle verschwanden. Eine Fackel gehörte ihrem Vater, eine dem Mann, den sie liebte, und eine andere dem Mann, den sie haben könnte. Alle waren nur noch kleine Lichtpunkte in der Ferne. Sie spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog, und wandte sich vom Fenster ab.

Wer wird zurückkommen? Wird überhaupt irgendeiner zurückkommen?

Ein plötzliche Böe ließ sie zusammenzucken. Mit Schrecken stellte sie fest, wie leicht

der Wind das Fundament des Baumhauses, den mächtigen Stamm und die dicken Äste, erschüttern konnte.

Alles war aus den Fugen.

Lucie war tot.

Valerie konnte es fühlen, alle Schönheit war aus ihrem Leben gewichen. Sie wusste, dass Lucie jetzt jenseits der Grenzen ihres Dachbodens, des Dorfes, des Landes und der Welt war. Dass sie nun an einem Anderort war, einem Nichtort.

»Ich bin ihre Schwester«, platzte es aus ihr heraus, und sie sank aufs Sofa. »Ich hätte bei ihr bleiben sollen.«

»Du darfst dir keine Vorwürfe machen«, erwiderte Großmutter, stellte ihr einen Teller mit Eintopf hin und streute zerriebene bittere Kräuter darüber. Sie schmeckten wie etwas, was man eigentlich nicht essen sollte.

»Wie meine eigene Großmutter zu sagen pflegte: ›Denn beim Brot ...‹«

»... ist geringer jede Not«, ergänzte Valerie ihre Hälfte des Sprichworts, das sie gut kannte.

Großmutter versuchte zu lächeln. Valerie machte sich die Mühe nicht.

»Ist dir noch kalt?«

Valerie nickte.

Wortlos verließ Großmutter den Raum. Valerie blickte aus dem Fenster. Die schnee-beladenen Wipfel schwankten im stürmischen Wind und malten Schlangen in die Luft. Dann spürte sie, wie Großmutter von hinten an sie herantrat und ihr etwas über die Schultern legte. »Ist es so besser?«

Sie schaute an sich hinab. Es war ein schöner hellroter Mantel. »Großmutter ...« Valerie hatte so etwas noch nie gesehen. Es war das Rot der Ferne, der Fantasie, ein Rot fremder Länder, ein Rot, wie man es in Daggorhorn noch nie gesehen hatte, ein Rot, das nicht hierher gehörte.

»Ich habe ihn für deine Hochzeit gemacht.«

Valerie blickte auf den Reif an ihrem Handgelenk. »Das ist nicht meine Hochzeit. Ich habe das Gefühl, dass ich verkauft werde.«

Peters Worte hallten in ihr nach, aber sie erwähnte sie nicht. Sie wusste, dass ihre Eltern nichts von Peter hielten. Aber was war, wenn er Lucies Tod rächte? Wenn er als derjenige zurückkam, der den Wolf erlegt hatte? Sie begann, sich auszumalen, wie er seinen Ruf wiederherstellte. Aber dann kehrte der brennende Schmerz über Peters

Worte zurück, und sie wusste, dass all das jetzt ohne Bedeutung war.

»Es gibt einen anderen, nicht wahr?« Großmutter beugte sich vor.

»Es gibt einen ...«, sagte Valerie langsam. »Aber vielleicht nicht jetzt.«

Großmutter nickte. Anscheinend verstand sie Valeries ungereimte Antwort.

»Ich kann nur nicht glauben, dass er mich so einfach aufgegeben hat.«

Großmutter nippte an ihrem Tee. »Vielleicht steckt mehr dahinter.«

Valerie schüttelte den Kopf. »Vielleicht. Aber darüber möchte ich jetzt nicht nachdenken, nach Lucies Tod.«

»Wie sehr würde ich mir wünschen, du könntest dein Herz sprechen lassen«, sagte die alte Frau schließlich. Zorn flackerte in ihren Augen auf.

»Das ist eher unwahrscheinlich«, erwiderte Valerie, und ihre Miene verfinsterte sich. »Mutter geht es nur ums Geld, und Vater ist immer so betrunken, dass er die Hälfte gar nicht mitbekommt.«

Ein Lächeln umspielte Großmutters Lippen. »Du hast noch nie ein Blatt vor den Mund genommen, Valerie.«

Darauf schwiegen die beiden und sannnen über die schweren Worte nach, die eben so leichthin ausgesprochen worden waren. Die Glöckchen, die Großmutter draußen aufgehängt hatte, bimmelten im Wind.

»Als ich jung war«, begann Großmutter und milderte mit ihrer Stimme die Spannung in der Luft, »griff der Wolf immer ganze Familien an. Er lockte sie in die Wildnis hinaus.«

»Wie?« Valerie dachte an die Papierschnitzel, die sie in Lucies Hand gefunden hatte.

»Das weiß niemand.«

»Aber das Morden hat aufgehört, als ihr angefangen habt, Tiere zu opfern und ihn zu besänftigen«, sagte Valerie. Die Teetasse lag schwer und warm in ihren Händen.

»Ja, aber erst nach einer langen grausamen Zeit. Damals haben wir begonnen, die Glocken zu läuten. Immer vier Schläge. Jeden Monat.« Sie senkte die Augen, aus denen Tränen quollen. »Ich dachte, diese Zeit sei vorüber.«

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte Valerie nicht verstanden, was die Kirchenglocken bedeuteten.

Wir waren zu viert oder fünft. Ich stand am Rand des Dorfplatzes und wartete auf Peter. Aber er kam nicht.

»Aufgepasst!«

Ich schaute nach oben. Peter war auf den Glockenturm gestiegen.

Ärgerlich, weil er vor mir auf die Idee gekommen war, kletterte ich an der Regenrinne der Kirche zu ihm hinauf. Ich wollte mir nicht von ihm helfen lassen. Wie ähnlich wir uns waren.

Wir waren noch so klein, dass wir unter die Glocke passten. Unsere eigene kleine Welt. Niemand, der einem Vorschriften machte. Im Schatten der Glocke sagte Peter: »Läute sie.«

»Einfach läuten?«

»Das Wolfstotengeläut. Vier Mal, vier Schläge.«

Peter brachte immer das Beste und das Schlimmste in mir zum Vorschein.

Ich ergriff den Klöppel und schlug ihn gegen die Seite der Glocke.

Bimm! Bimm! Bimm! Bimm!

Das Läuten stürzte das Dorf in ein Chaos. Mit versteinerten Mienen zwängten sich Väter an verzweifelten und verstörten

Frauen vorbei, Mütter zählten ihre Kinder, als sie sie in die Schenke brachten.

Peter und ich sprangen bei dem Lärm unter der Glocke hervor. Jemand bemerkte uns.

»Die Tochter des Holzfällers!«

Ich sah, dass meine Mutter unten nach mir suchte, ganz bleich vor Schreck. Ich sah, wie aus dem Schrecken in ihrem Gesicht Enttäuschung und dann Wut wurde. Meine Eltern brachten mich von Peter weg, der mit dem Fuß in den Staub trat, als der Platz sich leerte und die Leute ihr Tagwerk wieder aufnahmen.

Heute war alles anders. Valerie ließ sich in Großmutters Schoß sinken. Es war Mitternacht geworden, ohne dass sie es gemerkt hatten.

Valerie war fast eingeschlummert, als sie ein Geräusch hörte. Sofort war sie hellwach.

Tropf, tropf, tropf.

Es war nur ein triefnasser Lappen, der an einem Haken hing. Valerie atmete auf. Fußbodendielen verschoben sich von selbst und knarrten. Großmutter sah, dass Valerie nicht einschlafen konnte. Die Nacht, das wusste sie, war die Zeit, in der düstere Gedanken wie Fäden an der Seele zerrten.

»Trink das, mein Schatz.«

»Meine Schwester ist tot ...«, sagte Valerie und versuchte, sich damit abzufinden.

»Ich weiß, Liebes. Trink noch einen Schluck.«

Der Kessel war alt und der Tee schmeckte leicht nach Eisen.

Valerie konnte ihre trockenen Augen nicht mehr offen halten und schloss sie. Sie spürte das kalte Brennen ihrer feuchten Lider. Sie dachte an Lucies Tod, starrte ihn an wie etwas, was am anderen Ende eines Tunnels wartete.

»Der Wolf hat Lucie getötet ...«

Doch sie dachte den Gedanken nicht zu Ende, denn der Schlaf hatte sie geholt wie der Tod.



Kapitel 12

Im Inneren des Berges war das Wirtshausgeprahle bangem Schweigen gewichen.

»Da entlang, Männer«, flüsterte der Vogt, als sie an eine Gabelung gelangten, und nickte mit dem Kopf zu einem Gang, der in ein dunkles Loch hinabführte. Er hatte sich zu dem Haufen Mitstreiter umgedreht, den Peter und Henry flankierten wie Bücherstützen. Selbst im Fackelschein waren die Gesichter der Männer in der finsternen Höhle kaum zu erkennen. Ein abgestandener, säuerlicher Geruch hing in der Luft.

»Zu gefährlich«, murmelte ein Sattler zweifelnd. »Wir können nicht sehen, was hinter der Biegung ist.«

»Wir nehmen den anderen Gang«, erklärte Peter und deutete auf seine Hälfte des Haufens.

Henry blickte zu seinem Vater. Sie wollten es nicht zugeben, aber Peter hatte recht. Eine Gruppe von zwanzig Männern war zu

groß und in der dunklen Höhle nicht beweglich genug. Henry wünschte, er hätte es zuerst ausgesprochen.

»Ja«, sagte er, nur um etwas gesagt zu haben. »Wir sollten uns aufteilen.«

»Wie ihr meint«, erklärte der Vogt hochnäsiger und ging alleine weiter. Die anderen überlegten, wem sie sich anschließen sollten. Mehrere, die froh waren, dass der Vogt die Führung übernahm, beschlossen, ihm zu folgen. Peter, Henry und Adrien, die lieber selber führen wollten, als geführt zu werden, blieben zurück und schauten betreten. Aber Henry tröstete sich mit dem Gedanken, dass er auf diese Weise wenigstens Peter im Auge behalten konnte.

Er hoffte, sein Vater würde ihm die Führung überlassen, doch Adrien musterte die Gruppe und nahm dann selbst das Heft in die Hand. Die Holzfäller waren noch bei ihnen. Sie hingen an ihnen wie Kletten und würden dorthin gehen, wo Peter hinging. Cesaire hingegen, der zurückgeblieben war, um einen letzten Schluck aus seiner Flasche zu nehmen, beschloss widerwillig, sich der Gruppe des Vogts anzuschließen, und rannte los, um sie einzuholen.

Nun, auf sich allein gestellt, gingen Adrien, Henry, Peter und die Holzfäller vorsichtig weiter. Die Arbeiter bemühten sich, leise aufzutreten, aber sie waren groß und schwer und nicht geübt, auf Zehenspitzen zu gehen.

Henry pirschte sich an Peter heran und erschreckte ihn. »Hier unten könnte es gefährlich werden.« Er entzündete ein Streichholz. »Du solltest dich vorsehen.«

»Du solltest lieber auf dich selbst aufpassen«, erwiderte Peter und deutete auf die Flamme, die sich bis ans Streichholzende gefressen hatte. Der drohende Ausdruck in seinen Augen war selbst in der Dunkelheit nicht zu übersehen.

»Richtig«, sagte Henry und schüttelte die Hand, als die Flamme ihn zwickte.

Bevor sich die Rivalität weiter hochschaukeln konnte, gelangten sie an die nächste Gabelung. Ein Gang sah bedrohlicher aus als der andere, in beiden war es stockdunkel.

»Wir müssen jeden Winkel durchsuchen«, erklärte Peter und forderte die Holzfäller mit großer Geste auf, sich nochmals aufzuteilen. »Wir nehmen den abschüssigen Gang.«

»Nein«, fiel ihm Henry ins Wort, der unbedingt widersprechen und verhindern

wollte, dass Peter noch eine Entscheidung für sie traf. »Wir sollten jetzt zusammenbleiben.«

»Vielleicht solltest du auch nach Hause gehen und auf Vater Solomon warten«, rief Peter, der bereits auf dem Weg in den abschüssigen Gang war, über seine Schulter.

Während des Wortwechsels der beiden hatten die Waldarbeiter vielsagende Blicke getauscht. Wollten sie ihr Leben wirklich einem eingebildeten jungen Kerl anvertrauen? Sie blickten zu Henry und Adrien, die unschlüssig am Eingang verharrten, und folgten zögernd Peter. Henry, der ihnen nachblickte, fühlte die Augen seines Vaters auf sich ruhen. *Warum kam der Vorschlag nicht von mir?*



Peter grinste breit in sich hinein, zufrieden über seinen Sieg. Die Gruppe blieb dicht hinter ihm, während er mit der Fackel die Wände und den Fußboden ableuchtete und auf verdächtige Bewegungen lauerte.

Ängstlich setzten die Holzfäller einen Fuß vor den anderen und schlüpfen durch einen schmalen Gang, jede Sekunde darauf gefasst, von dem Wolf angefallen und in das

schwarze Loch des Todes gestoßen zu werden. Ein leichter Wind wehte, wie etwas Böses, das ruhelos durch die Dunkelheit säuselte.

Augenblicke später erschrak einer der Holzfäller über einen großen, vorstehenden Felsen und ließ seinen Bogen fallen. Das Klappern hallte durch die Gänge. Kopflose Angst befiel die Männer, doch zum Glück dachte Peter für sie. *Weitergehen*, dachte er. *Darauf warten, dass die Luft sich verändert, den Augenblick der Stille erspüren*, bevor eine Bewegung erfolgt.

Innerhalb eines einzigen beklemmenden Augenblicks veränderte sich die Luft. Ein kräftiger Windstoß fegte durch die Höhle und stürzte ihn und seine Männer in das Chaos des Nichts.



Henry sah von Weitem die Wände in einem angsterfüllten schwarzen Kokon verschwinden, als der Windstoß ihn erfasste, Staub aufwirbelte und ihm in die Augen blies.

Alles, was er hörte, waren Rufe. Schreie. Das Getrappel von Füßen.

Seine Fackel erlosch.



Der Vogt sah ihn zuerst. Dieses dunkle Dreieck, den Halbkreis aus vier runden Flecken und, am schlimmsten von allen, die vier kleinen Haken darüber. Der in den Boden getretene blutige Pfotenabdruck des Wolfs, angestrahlt von seiner Fackel. Der Vogt bückte sich zu ihm hinab, und seine Männer umringten ihn, als von irgendwo aus dem tiefen Inneren der Höhle ein Schrei ertönte.

Ein Mann war angegriffen worden.

Der Vogt war darauf gefasst, wusste sofort, woher der gellende Schrei kam.

»Lauft!«, rief er.

Die meisten Männer folgten ihm, doch ein paar stoben auseinander, liefen vor dem Schrei davon dem Eingang der Höhle zu. Der Berg hallte von ihrem Gebrüll wider.

Den Gang hinunter, immer weiter, befahl sich der Vogt. Bis zur Gabelung ist es jetzt zu weit. Es muss einen kürzeren Weg geben. Der Boden ist hier tückisch und schlammig. Pass auf, dass du nicht ausrutschst. Stolpere nicht über die Steine am Rand.

Seine Atemzüge waren laut, seine Schritte noch lauter. *Da ist ein Licht. Lauf zu dem Licht, vielleicht ist da etwas.* Jetzt konnte er

es erkennen. *Eine Öffnung, eine Kammer, da vorn!*

Der Vogt taumelte in den Raum, seine Männer hinterher, einer nach dem anderen. Schnee, rot gefärbt vom Mondlicht, wirbelte durch eine Öffnung im Felsen weit über ihnen. Sein Blick suchte den Raum ab, fiel auf verdrehte, hoch aufragende Schatten.

Gesteinsformationen?

Ganz langsam, auf etwaige verdächtige Bewegungen achtend, ging er auf sie zu.

Und erkannte, dass es keine Felsen waren.

Knochen. Menschenknochen. Drei Meter hoch aufgetürmt. Sie waren so grell weiß, dass sie fast wie gemalt aussahen. Ernüchtert blieb der Vogt vor dem Knochenberg stehen.

Er schaute nach oben. Wo war der Wolf? *Er konnte nicht herausgekommen sein ...* Die leeren Augenhöhlen der Schädel starrten auf ihn herunter, ihre Münder, zu einem Grinsen verzerrt, spotteten über seine missliche Lage, gaben aber keine Antwort.

Wieder suchte er den Raum ab ... und machte eine andere Entdeckung.

Adrien. Sein Körper lag kalt und leblos am Boden, grauenvoll zerfetzt vom Wolf.

Etwas wogte in der Brust des Vogts. Er spürte das entsetzte Schweigen der Männer hinter sich. Er würde den Wolf finden und dafür büßen lassen. Hasserfüllt ging er weiter, aber er trat nicht mehr vorsichtig auf. Es machte ihm Freude, mit schweren, dröhnenden und ausgreifenden Schritten den Raum zu durchmessen. Er würde ihn finden.

Er malte sich schon die Größe seines künftigen Ruhmes aus, als er hinter sich ein Geräusch vernahm.

Ein leises Knurren.

Er wirbelte herum und blickte in ein Maul voller Zähne. Speichel, der sich in den Winkeln sammelte. Riesige funkelnde Fänge.

Ehe er sich's versah, hielt er seinen Dolch in der Hand. Die Bestie sträubte die Nackenhaare und der ekelhafte Geifer troff schwer auf den Höhlenboden. Ihre Blicke begegneten sich. Die Zeit stand still. Und dann sprang das Ungetüm und stürzte sich auf sein nächstes Opfer.



Kapitel 13

Valerie erwachte aus einem schweren Albtraum. Trotz der Kälte im Zimmer, klebte ihr das Haar schweißnass am Kopf. Das erste Morgenlicht dämmerte blaugrau wie Schiefer.

Valerie versuchte, sich zu orientieren. Sie lag nicht in ihrem eigenen Bett. Sie war in Großmutters Haus – und ihre Schwester war tot. Der Lärm kam aus Großmutters Zimmer.

»Großmutter?«

Valerie tapste barfuß durchs Haus, spürte die kalte Luft, die durch die Ritzen zwischen den Dielen blies.

»Großmutter ...?«

Sie lag noch im Bett, das Gesicht abgewandt, die Decken fest um ihren schlanken Leib gezogen. Der Saum der seidenen pfirsichfarbenen Tagesdecke flatterte um sie herum im Luftzug. Ein Fensterladen schlug gegen den Rahmen. Ein Fenster war offen gelassen worden.

Oder war jemand eingestiegen?

Valerie ging hin, um es zu schließen. Der Wald draußen sah krumm und traurig aus, die Bäume kauerten im Schnee.

Sie drehte sich zu ihrer Großmutter um, deren Gestalt sonderbar länglich wirkte, wie gestreckt, fast so, als wären ihre Gliedmaßen aus den Gelenken gerissen worden.

Valerie trat näher. Die Gestalt regte sich, richtete sich langsam auf. Valerie wich entsetzt zurück, wollte davonlaufen ...

Doch es war nur Großmutter. Die alte Frau schenkte ihr ein Lächeln, während sie sich den Schlaf aus den Augen blinzelte.



Nachdem Valerie ein kaltes Frühstück hinuntergeschlungen hatte, wickelte sie sich zum Schutz gegen die Kälte in beide Mäntel, den alten und den neuen, und eilte durch den Wald nach Hause.

»Mutter?«, rief sie, als sie ins Haus trat.

Suzette saß auf einem Stuhl und starrte gramerfüllt in den kalten Kamin. Sie schaute auf.

Valerie fuhr ein Stich durchs Herz. Sie hätte bleiben und mit ihr zusammen warten sollen. »Ist Papa ...?« Sie wollte die Frage

nicht aussprechen, denn sie fürchtete sich vor der Antwort.

»Es geht ihm gut«, sagte Suzette und betrachtete ihre Hände. »Die Männer sind zurück. Sie sind jetzt in der Schenke.«

Valerie nickte, außerstande, nach Peter zu fragen.

»Du siehst schön aus«, wisperte Suzette mit Tränen in den Augen, als sie den roten Mantel bemerkte.

Valerie wandte sich ab und wollte in die Dachkammer hinaufklettern, da stand ihre Mutter auf und fasste sie am Arm. »Valerie, was hast du da am Handgelenk?«, fragte sie und beugte sich neugierig vor.

»Nichts. Ein Geschenk von Henry.« Valerie versuchte, es zu verbergen, weil es ihr peinlich war. Sie wollte noch nicht als Frau angesehen werden, war noch nicht bereit, von Männern Schmuck anzunehmen. Und niemand sollte sehen, dass sie Henrys Geschenk trug. Aber es war ihr fast noch peinlicher, dass es ihr peinlich war, und so zeigte sie es.

Ihre Mutter betrachtete es lange.

»Valerie«, sagte sie nach einer Weile, »hör mir zu. Du musst dieses Armband tragen.

Nimm es nicht ab. Du bist jetzt eine versprochene Frau.«

Valerie nickte unbehaglich und stieg die Leiter zum Dachboden hinauf. In der Geborgenheit ihres Zimmers zog sie sich um. Sie bewunderte ihren neuen roten Mantel, aufs Neue erstaunt, wie schön er war.

Die meisten Mäntel waren bieder und aus dickem, derbem Webstoff gefertigt. Aber dieser hier war weder steif noch kratzig. Der Stoff war unglaublich dünn und fließend weich, als wäre er aus Rosenblättern gemacht. Und er fühlte sich kühl an.

Wenn sie ihn auf den nackten Armen und zwischen den Fingern spürte, fühlte sie sich stärker als je zuvor. Er hatte etwas zu Natürliches, war wie eine zweite Haut, die schon immer zu ihr gehört hatte. Sie fühlte sich stark, und der Mantel weckte in ihr die Lust, wie ein Raubtier vom Dachboden zu springen und schnell durch das Dorf zu laufen, vorbei an dem Wald und hinaus auf die Felder, wo es nicht mehr regnete.

Leise schlich sie an der Mutter vorbei aus dem Haus und eilte zur Schenke.



Die Männer, die vom Mount Grimmoor zurückgekehrt waren, ohne zuerst zu Hause vorbeizuschauen, rochen nach Erde und Schweiß. Valerie spürte förmlich die Energie, die noch durch ihre Körper pulsierte. Sie ging außen um die Menge herum, lehnte sich an eine Wand und hörte zu.

Wie bei allen Zusammenkünften dieser Art hielt sich Valerie abseits und blieb für sich. Ein paar Dorfbewohner bemerkten sie – der rote Mantel stach hervor, aber das gefiel ihr. In ihrem roten Gewand fühlte sie sich sicher. Von heute an würde sie ihn immer tragen.

Die Schenke war wie eine altertümliche Fundstätte, die in ihrem Schmutz die Geschichte des Dorfes barg. Seit dem Tag, an dem die Wände der Gaststube zusammengeagelt worden waren, schnitzten Männer Zeichen in das Holz, Initialen natürlich, aber auch Spiralen und Gesichter, Pfeile und Kaninchen, Schlangen, Kleeblätter, ineinander greifende Kreise, Strahlenkreuze. Die Polster der Eckbänke starrten vor Schmutz, nachdem sie für die Bequemlichkeit so vieler verschiedener Besucher gesorgt hatten. Von großen Bienenwachskerzen flossen dicke Tropfen auf die Tische und erkalteten zu harten Klumpen, die häufig monatelang dort

kleben blieben, bis sie ein nervöser Zecher mit schmutzigen Fingernägeln abkratzte. Die Wildschädel, die sich an der Wand gegenüber reihten, schienen zu lächeln, als hätten sie ein süßes Geheimnis mit in den Tod genommen.

Valerie ließ den Blick durch die Gaststube schweifen. Sie entdeckte ihren Vater und dann Peter. Er sah schön aus nach seiner heldenhaften Rückkehr, auch wenn er nicht den Kopf hob. Ihre Erleichterung wich bald einem Gefühl der Wut. Es ärgerte sie, dass es ihr so viel ausmachte und dass sie jemanden lieben konnte, der ihre Liebe nicht erwiderte

...

Doch dann fiel ihr auf, dass Henry fehlte.

Der Vogt saß am Kopfende des Tisches, umlagert von Bewunderern, neben sich, auf eine Pike gespießt, den Wolfskopf. Die Männer, die in der Höhle gewesen waren, selbst die vielen, die geflohen waren, glaubten, dass ein Teil des Ruhmes ihnen gebührte, da auch sie einen Beitrag zu seinem Erfolg geleistet hätten. Der Vogt erzählte die ganze Geschichte, machte vor, wie er auf Zehenspitzen geschlichen war, und knallte im Augenblick höchster Spannung seinen Krug auf den Tisch. Die Frauen flossen über vor

Bewunderung, als das schäumende Bier in seinen dichten Bart tropfte. Valerie empfand Verachtung, als sie sein selbstgefälliges Lächeln sah. Die Verehrerinnen hingen an seinem Hals, priesen seine Selbstlosigkeit, weil er den Tod des armen Mädchens gerächt hatte, obwohl das eigentlich gar nichts damit zu tun hatte.

Der Wirt, ein Mann mit Glatze und einer Falte im Nacken, die von einem Ohr zum anderen lief, lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Seine Frau arbeitete am Schanktisch, während er verzückt dasaß. Sie war während einer Schwangerschaft dick geworden und es dann immer geblieben. Der Wirt selbst hatte eine solche Entschuldigung nicht.

Der Vogt schloss seinen lebhaften Bericht, indem er den Verlust, den sie erlitten hatten, beklagte und enthüllte, was Valerie noch nicht wusste ... Adrien war für den Ruhm gestorben. Valerie schloss die Augen. Jetzt verstand sie, warum Henry nicht hier war. Sie empfand eine gewisse Erleichterung darüber, dass es der Vater war, aber auch Mitgefühl mit dem Sohn, der jetzt elternlos war.

Sie blickte wieder zu Peter, aber der sah noch immer zu Boden.

Alle waren in die Schenke gekommen, weil keiner nach Hause wollte. Der Vogt schilderte nochmals seinen Triumph und das Dorf freute sich. Ein Mann und seine Frau tranken gemeinsam aus einem großen Krug. Zwei Dorfbewohner saßen zusammen auf einer niedrigen Bank am Kamin und genossen die Wärme.

Draußen vor der Schenke weidete jemand den Wolf aus. Kinder sahen mit wohligem Schauer zu, fassungslos über ihr Glück. Ihre Eltern waren zu versöhnlich gestimmt, um sie fortzuschrecken.

Die Sonne stieg hoch hinauf und schien hell, obwohl immer noch Schneeflocken durch die Luft wirbelten, und das Gefühl der Freiheit, das die Menschen jetzt verspürten, schien den Tod Adriens und Lucies beinahe zu rechtfertigen. Ein so schlechter Tausch war es nicht. Nur zwei Dorfbewohner in zwanzig Jahren und fortan keine Opfergaben mehr. Und die berechtigte Aussicht, dass sie künftig ihre fettesten Hühner selber essen und bis tief in die Nacht draußen arbeiten konnten. Nichts war mehr tabu und ihr Leben gehörte wieder ihnen.

Überdies stimmte es sie froh zu wissen, dass Geld nicht schützte, denn ausgerechnet der reichste Mann war gestorben. Sie waren verschont geblieben, und vielleicht sogar, weil sie es verdient hatten.

Mit zwei Toten schien der Sieg nicht zu teuer erkaufte.

Doch es war ein hoher Preis, dachte Valerie.

Claude erschien am Fenster und schnitt Grimassen, bis die blaue Scheibe beschlug. Sein Gesicht verschwamm, und Valerie sah, dass hinter ihm etwas vorbeigeschoben wurde.

Der Karren des Leichenbestatters, auf dem Adriens lebloser Körper lag.

Er war zugedeckt, und nur sein Kopf war zu sehen, die Augen, die sich nie wieder öffnen würden, geschlossen zum ewigen Schlaf. Blut war aus seinem Körper gesickert wie zäher Sirup und hatte einen Fleck im Tuch hinterlassen.

Madame Lazar ging wehklagend hinter ihm her. Sie schaute durchs Fenster, entdeckte Valerie und hielt ihren Blick fest, bis sie am Fenster vorbei war.

Männer zogen mit schmutzigen Händen ihre Hüte ab und hielten sie respektvoll vor die Brust, als der Tote vorbeirollte.

»Auf Adrien«, rief Cesaire, der begriff, dass ihre Zecherei geschmacklos war, und erhob sein Glas. »Auf das Opfer, das er gebracht hat.«

»Auf Adrien!« Die anderen folgten seinem Beispiel.

Valerie blickte zu Peter, um festzustellen, ob er hersah, dann schlüpfte sie aus der Schenke. Henry hatte ihr einen Beileidsbesuch abgestattet, und nun würde sie dasselbe tun. Sie wusste nicht, was sie sagen würde, aber sie wusste, wo er zu finden war.



Sie trat in die Schmiede. Die Tür zur Werkstatt stand offen und das Feuer in der Esse glühte rot durch den Rauch. Henry, der mit nacktem Oberkörper hämmerte, dass die Funken stoben, bemerkte lange nicht, dass sie da war. Valerie fühlte sich elend, denn der blasse, kräftige Oberkörper erinnerte sie unwillkürlich an Peters nackte Brust am Tag zuvor und daran, wie warm sie gewesen war.

Sie dachte an die Verlobung, die Suzette arrangiert hatte. Jetzt saß sie noch tiefer in der Falle als zuvor. Sie konnte jetzt unmöglich weglaufen und Henry in seiner Trauer allein lassen. Beim bloßen Gedanken daran bekam sie ein schlechtes Gewissen.

Valerie vermutete, dass Adriens Leichnam ins Haus gebracht worden war und jetzt oben auf dem Dachboden lag. Sie schaute nicht hoch. »Henry ... dein Vater war ein tapferer Mann.«

Er bearbeitete weiter das Stück Metall mit einem Hammer, schlug brutal auf den Amboss ein. Sie war sich nicht sicher, ob er sie gehört hatte. Dann hielt er plötzlich inne. Der Hammer schwebte schwer in der Luft, die Flammen loderten vor ihm empor. »Ich war ihm so nahe, dass ich ihn riechen konnte«, sagte er voller Wut, ohne sich umzudrehen. »Aber ich hatte Angst. Ich habe mich vor ihm versteckt. «

Ping!

»Ich hätte etwas tun müssen.«

Ping!

»Ich hätte ihn retten müssen.«

Valerie sah, dass er alle ihre halbfertigen Schmiedearbeiten zerstörte. Jetzt würden sie niemals fertig werden.

»Auch ich habe jemanden verloren, Henry – ich weiß, wie das ist. Bitte, komm vom Feuer weg.«

Er hörte nicht.

Ping!

»Henry, bitte.«

Ein Stück Glut schoss aus der Esse, landete auf seinem Arm und versengte sein Fleisch. Er hielt nicht inne und wischte es auch nicht weg, wie um sich selbst zu bestrafen. Erst als er mit einer unwirschigen Bewegung zur Tür zeigte, wurde es fortgeschleudert.

»Geh, Valerie«, stieß er grimmig hervor. »Ich möchte nicht, dass du mich so siehst.«

Sie wusste, wie es war, wenn man allein sein wollte, und ging, aber dieses Bild wurde sie nicht mehr los – Henry, rußgeschwärzt und rasend im roten Feuerschein der Esse.



Als Valerie aus der Schmiede trat, sah sie zu ihrem Erstaunen ihre Mutter auf einem Holzklotz vor dem Haus sitzen. Mit trüben Augen stierte Suzette zum oberen Stock hinauf, wo Adrien in einem Leichentuch lag. Valerie näherte sich ihr von der Seite und wollte gerade ihre Hand ergreifen, als sie

bemerkte, dass Suzette etwas Glänzendes zwischen den Fingern hielt.

Einen schönen gehämmerten Armreif ...

Er sah genauso aus wie der, den Henry für sie gemacht hatte.

Verwirrt tastete Valerie nach ihrem. Es saß noch an ihrem Handgelenk.

Sie fasste nach dem Armreif ihrer Mutter.

Die überraschte Suzette zog die Hand weg. »Ich habe gerade darüber nachgedacht, ob wir nicht eine neue Türangel brauchen«, murmelte sie, drehte sich weg und eilte davon.

Doch Valerie lief ihr nach.

Suzette begann zu sprechen, stockte aber, denn die Worte wollten nicht heraus.

In diesem Augenblick ging Valerie ein Licht auf. »Mutter, du hast gesagt, du bist in einen anderen verliebt gewesen, als du geheiratet hast.«

Suzette erwiderte nichts darauf, aber ihr Schweigen war Antwort genug.

Auf dem Platz ging sie schneller und auch Valerie beschleunigte ihre Schritte. Sie kamen an zwei Zimmerleuten vorbei, die aus Zweigen ein Zelt errichteten, in dem sie den Wolfskadaver verbrennen wollten, dann an Dorfbewohnern, die aus der Schenke

strömten und die Pike mit dem aufgespießten Wolskopf trugen.

»Sag mir, wer es war.«

Suzette ging langsamer, wandte sich ab. Die Worte blieben ihr im Hals stecken, wollten nicht heraus. »Ich glaube, du weißt es bereits.«

»Sag es. Ich möchte, dass du es sagst.« Valerie konnte nicht anders, sie musste weiterbohren, bis die ganze Wahrheit ans Licht kam.

Suzette weinte. Sie kaute auf ihrer Lippe.

»Ich bin dein Kind«, stieß Valerie heftig hervor. »Und du meine Mutter. Sag es, das ist das Mindeste, was du tun kannst.«

»Der Mann, den ich geliebt habe, war Adrien Lazar.«

Valerie erzitterte, als sie es laut ausgesprochen hörte. Sie fragte sich, was für Bilder ihre Mutter von Adrien im Herzen trug, was für Dinge er zu ihr gesagt hatte, was für Worte seitdem in ihrem Inneren widerhallten. Wie oft hatte sie an ihn gedacht? Denn an ihn gedacht hatte sie bestimmt.

Wenn Suzettes Augenlider im Schlaf gezuckt hatten, hatte sie dann davon geträumt, wie er ihr den Armreif überreichte,

wie er ihr beim Zuhaken half, wie er die Hand nach ihr ausstreckte? Wenn sie im Zuber ein Wäschestück auf dem Waschbrett gewalkt hatte, hatte sie dann seine Hände auf ihren gespürt? Die Seele war ein Irrgarten, und so hatte bestimmt das eine oder andere, was Lucie oder sie getan hatten, bei Suzette ein kristallklares Bild von Adrien heraufbeschworen. Valerie versuchte, sich die Erinnerungen vorzustellen, die ihre Mutter an ihren Geliebten hatte, jene, die sie in einem Geheimfach aufbewahrte, zu dem nur sie den Schlüssel hatte. Dinge, von denen nur sie und Adrien wussten und von denen Adriens Hälfte jetzt in den Höhlen von Mount Grimmoor geblieben war.

Valerie spürte, wie ihr das Blut in den Adern stockte. Das konnte nicht sein. Und doch war es möglich. Eins fügte sich ins andere.

Sie hatte den Beweis die ganze Zeit vor Augen gehabt und nur deswegen nichts bemerkt, weil sie nicht genau hingesehen hatte.

Und mit dieser Erkenntnis stieg ein neuer Verdacht in ihr auf. »Weiß Papa Bescheid?«, fragte sie, und die eigene Stimme kam ihr fremd vor.

»Nein.« Suzette sah ihre Tochter flehentlich an. »Versprich mir, dass du es ihm nicht sagen wirst.«

Sie blickte forschend in Valeries Gesicht und beruhigte sich. Sie sah ihrer Tochter an, dass sie alles tun würde, um ihrem Vater Kummer zu ersparen.

»Aber ich möchte, dass du eines weißt«, sagte sie und wurde sehr ernst. »Er war nicht so, dass ich deinen Vater nicht lieben konnte. Nur habe ich Adrien schon vorher geliebt.«

Valerie empfand Mitleid mit ihrer Mutter. Mit einem Mal fühlte sie sich älter – als hätte sie ihre Kindheit verloren. Ihr war, als könnte sie das Leben ihrer Mutter aus der Vogelperspektive sehen, als könnte sie eine Karte davon zeichnen und sehen, wo ihr Weg in die Irre geführt hatte. Sie konnte sich nicht helfen, aber sie hatte das Gefühl, dass ihre Mutter eine falsche Wahl getroffen hatte, als sie ihren Vater heiratete.

Tränen traten ihr in die Augen. Ihr Vater und ihre Mutter taten ihr leid.

Noch bevor Valerie etwas erwidern konnte, schoss eine prachtvolle schwarze Kutsche an ihr vorüber. Sie war elegant und hatte etwas Düsteres. Sie kam aus der Außenwelt.

Pater Auguste kam schreiend aus dem Kirchhof auf die Straße gelaufen.

»Er ist da!«



Kapitel 14

Brav!«, knurrte der Kutscher, als die Pferde der schwarzen Kutsche zum Stehen kamen.

Im nächsten Moment hörte Valerie donnernden Hufschlag und ein Dutzend finster dreinblickender Soldaten ritt auf mächtigen Hengsten heran. Ihre Waffen blitzten in der Nachmittagssonne. Ein maskierter Schütze saß auf einer herrlichen weißen Stute. Er trug einen schweren Helm und über der Schulter eine große Armbrust. Der Furcht einflößende Reitertrupp zog einen riesigen, mit Rollen versehenen Elefanten aus Eisen und mehrere Wagen hinter sich her, die mit ihrer Ausrüstung beladen waren: Waffen, Büchern, wissenschaftlichen Instrumenten und sonstigen Utensilien. Der Elefant war einfach gestaltet und klobig, mit schlangengartig eingerolltem Rüssel und drohend blickenden Augen. Valerie sah den anderen Dorfbewohner an, dass sie sich fragten, welchem Zweck er wohl diene. Es wollte nicht

zu diesen großen Männern passen, dass sie ein Spielzeug mitbrachten. Sie bemerkte eine Klapptür an seinem eisernen Bauch und erschauerte.

Valerie entdeckte ihre Freundinnen, doch bevor sie zu ihnen hinübergehen konnten, hatte der Trupp auf dem Platz haltgemacht. Sie nickte Roxanne zu, doch Rose und Prudence schienen sie nicht bemerkt zu haben. Oder sie nahmen ihr die Verlobung übel.

Der Kutscher wirkte etwas mitgenommen von der schnellen Fahrt über die holprige Straße. Offenkundig waren sie lange unterwegs gewesen, und die stolzen Rosse blickten, als seien sie der Welt überdrüssig, und stampften ungehalten. Das Klirren ihres Zaumzeugs war das einzige Geräusch, als die Menge, die bereits auf den Platz geströmt war, in erwartungsvollem Schweigen verharrte.

Frauen spähten von Veranden herunter und hinter Vorhängen hervor und versuchten zu erkennen, was sich hinter den kreuzförmigen Eisengittern an den Kutschenfenstern verbarg. Die Schenke hatte sich geleert, und die Männer warteten ab, ob der Neuankömmling seinem Ruf auch gerecht

wurde. In Daggorhorn war man Enttäuschungen gewohnt.

Peter stand ganz in Valeries Nähe, aber sie blickten einander nicht an. Es war gut, dass es so viel anderes zu sehen gab.

Sie war zu der Einsicht gelangt, dass es das Risiko nicht wert war. Nun, da sie von dem heimlichen Kummer ihrer Mutter wusste, von der Wunde, die ihr die Liebe geschlagen hatte, wollte sie nicht auf die gleiche Weise leiden. Liebe, Begehren – es war alles so schrecklich. Sie wollte Peter vergessen, sie wollte Henry vergessen. Sie wollte ein abgeschiedenes Leben führen, ein Leben draußen im Wald wie ihre Großmutter, allein, ganz auf sich gestellt. Schluss mit »Liebe«.

Ein geknechteter Dorfesel trappelte niedergeschlagen von dannen, wahrscheinlich weil er lieber ein Pferd gewesen wäre. Kinder hatten kleine Gegenstände wie Eicheln und Maisblattpuppen in die Furchen gelegt, welche die Kutschenräder in den Schnee gezogen hatten. Als sie aufschauten und die Armee erblickten, die aufmarschiert war, stoben sie auseinander.

Ein paar ungeschlachte Männer entluden die Kutsche, schnallten Holztruhen ab und

stapelten sie am Straßenrand. Die übrigen Soldaten standen regungslos da und warteten auf Befehle. Selbst der Affe, der mit scharfem Auge auf der Schulter eines Pikeniers hockte, schien auf ein Kommando zu warten.

»Darf ich vorstellen, seine Eminenz ...«, verkündete ein Soldat. Er war ein prachtvoll aussehender Mohr, wie Valerie noch keinen zu Gesicht bekommen hatte. Sein Haar war so kurz geschnitten, dass es auf den Schädel hätte gemalt sein können, und es war grau statt schwarz. Auf seinem Rücken baumelte ein Zweihandschwert. Seine Hände waren riesig und sahen so aus, als könnten sie mühelos einen Menschen erdrosseln. Eine ruhte beim Gehen auf dem Knauf einer schwarzen Peitsche, die aufgerollt an seinem Gürtel hing. Er war der Hauptmann.

»... Vater Solomon«, schloss ein anderer Soldat, der leicht der Bruder des Mohren hätte sein können. Die Stimmen der beiden Männer waren wie Samt auf der Haut.

Das Dorf staunte über Vater Solomons imponierendes Aufgebot. Es wäre eines Königs würdig gewesen. Frauen strichen sich die schmutzigen Röcke und die störrischen Haare glatt.

Mit angehaltenem Atem warteten die Schaulustigen darauf, dass der Kutschenschlag aufging. Als er es endlich tat, erblickten sie zu ihrem Erstaunen auf den Sitzen, die in Fahrtrichtung ausgerichtet waren, zwei kleine Mädchen. Die Dorfbewohner waren über ihren Anblick so verblüfft, dass sie fast vergaßen, wem eigentlich ihre Neugier galt. Noch nie hatten sie zwei kleine Mädchen gesehen, denen der Kummer so deutlich ins Gesicht geschrieben stand.

Solomon beugte sich, der Menge den Rücken zukehrend, über die Mädchen. »Bitte weint nicht. Seht ihr all die Kinder? Seht ihr, wie ängstlich sie sind?« Er deutete hinaus auf den Platz. Eines der Mädchen schlang seine kleinen Finger um einen Fensterstab und spähte heraus.

»Sie haben Angst, weil es hier einen bösen Wolf gibt. Jemand muss ihm Einhalt gebieten.«

Valerie gefiel die Art, wie er sprach, wie er Silbe für Silbe betonte, als wäre jede einzelne von Gewicht.

»Ist es die Bestie, die unsere Mutter getötet hat?«, fragte das ältere Mädchen im Tonfall einer erwachsenen Frau. Die Mädchen wirkten erschöpft von der Reise. Ihre

Haare waren zerzaust und ihre Kleider zerknittert. Solomon hingegen sah weder unordentlich noch abgespannt aus. Als er sich endlich umdrehte, gewahrte die Menge, dass er einen makellos glänzenden silbernen Harnisch trug, passend zu seinem silbergrauen Haar. Es sah genauso aus, wie ein Wolfstöter aussehen sollte.

»Das wäre sehr gut möglich«, antwortete Solomon ernst, und ein Schatten huschte über sein Gesicht.

Die Mädchen erschauerten, und er beugte sich steif zu ihnen hinab, nahm sie in die Arme und küsste jedes auf den Kopf. Seine Züge wurden sanfter, während er dem jüngeren mit dem Handrücken übers Haar strich. »Er wird Zeit.« Er nickte dem Hauptmann zu.

Eine schattenhafte Gestalt lehnte sich nach vorn und zog die schluchzenden Mädchen in das dunkle Innere der Kutsche zurück. Ihr Kindermädchen.

»Seid jetzt brav«, sagte er und schloss den Schlag mit väterlicher Bestimmtheit. Da drin konnte ihnen nichts geschehen. Valerie stellte zu ihrer Verwunderung fest, dass sie Solomons kleine Töchter fast beneidete, weil

sie hinter ihren Gitterstäben in Sicherheit waren.

Vater Solomon sah ihnen nach, als die Kutsche vom Platz und dann zum Dorf hinausrollte, um die Mädchen an einen sicheren Ort zu bringen. Auch die Dorfbewohner beneideten sie und wünschten, sie könnten sich den Kopf tätscheln und von hier wegbringen lassen. Vater Solomon brauchte einen Augenblick, um sich zu sammeln, dann wandte er sich der Menge zu, die zu spüren begann, dass sie einen bedeutenden Mann vor sich hatte. Mit seinen eleganten schwarzen Handschuhen und seinem Samtumhang in königlichem Purpurrot hatte er etwas Würdevolles und Gebieterisches. Die Dorfbewohner lasen in seinem Gesicht, dass er eine Welt gesehen hatte, die ihnen immer fremd bleiben würden.

Pater Auguste erkannte, dass sie nun seine geschätzte Aufmerksamkeit hatten. Er trat vor und ergriff im Namen der Bewohner das Wort. »Es ist uns wirklich eine große Ehre, Euer Exzellenz«, sagte er und verbeugte sich vor dem älteren Mann, der dem bescheidenen Dorf die Gnade seines Besuches erwies.

Valerie hätte am liebsten den weichen, schimmernden Stoff seines Mantels gestreichelt, der ihm über die Schultern fiel.

Solomon nickte leicht. Seine Bewegungen waren bestimmt und vollendet. »Glücklicherweise reisten wir gerade durch diese Gegend und konnten deshalb schnell hier sein. Wie ich höre, hat das Dorf ein Mädchen verloren.« Er schritt vor der Menge auf und ab. »Wo befindet sich die Familie des Opfers?«

Suzette rührte sich nicht, und ihren Vater konnte Valerie nirgends entdecken – wahrscheinlich war er noch in der Schenke. Die Anwesenden traten von einem Fuß auf den anderen. Mit einem Blick zu Peter, der schweigend am anderen Ende der Menge stand, hob Valerie resignierend die Hand.

Solomon kam zu ihr herüber, nahm ihre Hand herunter und hielt sie fest. Er roch nach geöltem Metall, nach Sicherheit.

»Hab keine Sorge«, sagte er in bescheidenem Ton und beugte den Kopf. »Ihr habt genug Schrecken erfahren, genug Leid erduldet. Wir werden die Bestie finden, die deine Schwester getötet hat. Es tut mir leid, dass du einen geliebten Menschen verloren hast.«

Sie wusste, dass alles Theater war, und dennoch fand sie einen gewissen Trost in dieser öffentlichen Beileidsbekundung, in der Bestätigung, dass sie, Valerie, diejenige war, die gelitten hatte.

Er machte nochmals eine leichte Verbeugung, und seine Züge verhärteten sich, als er sich wieder den Männern und Frauen zuwandte, die noch keinen Verlust zu beklagen hatten.

Valerie sah, dass der Vogt, der nicht länger an sich halten konnte, großspurig vortrat. Valerie empfand Abscheu vor ihm und den anderen Männern. In ihrer Hitzköpfigkeit und Eitelkeit waren sie wie Kinder.

»Sie und ihre Männer kommen zu spät«, sagte der Vogt und legte Vater Solomon eine große Hand auf die Schulter. »Aber Sie kommen gerade richtig, um mit uns zu feiern.« Der Schenkenwirt brummte beifällig, als der Vogt auf den aufgespießten pelzigen Kopf deutete, dessen glasige Augen ein weißer Schleier überzog.

»Wie Sie sehen, ist der Wolf bereits erlegt.«

Vater Solomon blickte auf die Hand des Vogts, auf die schwarzen Ränder unter seinen

Fingernägeln. Er trat beiseite und entzog sich ihrem festen Griff.

»Das ist kein Werwolf«, murmelte er geheimnisvoll und schüttelte den Kopf.

Valerie sah, wie Roxanne und Prudence einen Blick tauschten und dann fragend zu ihr herüberschauten. Sie antwortete mit einem Schulterzucken. Rose bekam davon nichts mit und verfolgte weiter wie gebannt das Geschehen vor ihr.

»Jetzt nicht mehr«, sagte der Vogt und erntete dafür Zustimmung aus der Menge. »Mag sein, dass er jetzt nicht mehr wie ein Werwolf aussieht, aber Sie haben ihn nicht gesehen, als er noch am Leben war.«

Die Männer aus Daggorhorn nickten.

»Sie hören nicht zu«, erwiderte Solomon ruhig und in einem Ton, der alle aufhorchen ließ. »Das ist nicht der Kopf eines Werwolfs.«

Es folgte eine kurze Pause, in der die Menge versuchte, sich auf seine Worte einen Reim zu machen. Sollte das ein Witz sein? Irgendein Scherz vornehmer Leute, den sie nicht verstanden?

»Bei allem Respekt, Vater, aber wie haben zwei Generationen lang mit dieser Bestie gelebt. Zu jedem Vollmond hat sie unser Opfer geholt.« Das breite Grinsen des Vogts

blieb unter seinem dichten Bart verborgen.
»Wir wissen, womit wir es zu tun haben.«

»Bei allem Respekt«, entgegnete Solomon unbeirrt, »aber Sie haben nicht die geringste Ahnung, womit Sie es zu tun haben.«

Valerie war fasziniert. Jemand wagte es, den Vogt in Frage zu stellen – das war neu.

»Ich kann verstehen, dass Sie vor der Wahrheit die Augen verschließen. Ich war früher genauso«, räumte Vater Solomon zögernd ein. »Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen – von meiner ersten Begegnung mit einem Werwolf. Ich würde alles darum geben, wenn ich jene Nacht vergessen könnte, doch ich will sie mir in Erinnerung rufen.«

Valerie spürte, wie die Menge den Atem anhielt.

»Meine Frau hieß Penelope. Sie hat mir zwei schöne Töchter geschenkt, wie Sie gesehen haben. Wir waren eine glückliche Familie und lebten in einem Dorf wie diesem. Und wie Daggornhorn wurde auch unseres von einem Werwolf heimgesucht.«

Mit schweren Stiefeltritten trat er vor seine Zuhörer hin.

»Es war vor sechs Herbst. Die Nacht war still, wie tot. Der Vollmond prangte am

Himmel und tauchte alles in sein Licht. Meine Freunde und ich verließen die Schenke spät in der Nacht nach einer ... Festlichkeit.«

Valerie sah, dass er bei der Erinnerung schmunzeln musste, ein Schmunzeln, das auf andere, nicht erzählte Geschichten hinwies.

»Wir beschlossen, Jagd auf den Wolf zu machen. Dass wir ihn tatsächlich finden könnten, wäre uns nie in den Sinn gekommen. Doch wir fanden ihn. Und es sollte sich als verhängnisvoll erweisen«, sagte er mit schonungsloser Offenheit. »Irgendwann stand ich der Bestie Auge in Auge gegenüber. Sie atmete – ich konnte es spüren. Sie blinzelte – ich konnte es hören. Energie strömte durch mich hindurch. Und ließ mich erzittern.«

Valerie war von der Geschichte genauso gefesselt wie alle anderen. Sogar ihre Mutter lauschte neben ihr gespannt.

»Aber der Wolf verschonte mich und fiel stattdessen über meinen Freund her, und ich musste zusehen, wie er ihn zerriss. Blitzschnell. Trotzdem konnte ich hören, wie sein Rückgrat brach.«

Valerie wurde übel. Sie musste an Lucie denken und fragte sich, was sie wohl gehört hätte, wenn sie dabei gewesen wäre.

»Ich schrie wie eine Frau und dann war er über mir. Ich sah nur gelbe Zähne. Ich hieb mit der Axt nach ihm und im nächsten Augenblick war er fort. Ich hatte ihm eine Vorderpfote abgetrennt. Im Glauben, sie wäre ein treffliches Andenken, nahm ich sie mit nach Hause.« Er sprach jetzt in einem vertraulichen Ton, als hätte er noch nie jemandem davon erzählt.

»Betrunken und torkelnd kam ich nach Hause. Ich war bester Dinge und stolz. Als ich in die Diele trat, bemerkte ich auf dem Boden Blutstropfen. Sie führten wie eine Spur zu unserem Küchentisch, auf dem etwas Schwarzes lag. Dunkle Flüssigkeit troff vom Tisch und bildete eine Lache auf den Dielen.« Das Sprechen strengte Solomon an, seine Augen glühten. »Als ich näher kam, sah ich mit Entsetzen, dass es meine Frau war. Ein blutiger Lappen war um ihr linkes Handgelenk gewickelt. Ihre Hand war abgetrennt. Und als ich meinen Beutel öffnete, lag *das* darin.« Er machte eine Pause, um die Spannung zu steigern.

Der Hauptmann zog einen Kasten hinter seinem Rücken hervor. Er hatte auf diesen Augenblick gewartet. Er schritt auf den Vogt zu, trat ganz nahe an ihn heran, unnötig nahe, und öffnete den Kasten, die Spannung auf den Höhepunkt treibend, mit einer langsamen Bewegung. Die anderen Dorfbewohner drängten näher, um besser zu sehen.

In dem mit Samt ausgeschlagenen Kasten lag, auf Blüten gebettet, eine mumifizierte Frauenhand, an der ein funkelnder Ehering steckte. Kinder schrien entsetzt auf und liefen weg, um gleich darauf wiederzukommen und noch einen Blick zu wagen.

»Rosen«, erklärte Solomon, »waren Penelopes Lieblingsblumen.«

Die Dorfbewohner reckten neugierig die Häuse, manche rückten sogar noch einen Schritt näher.

»Meinen Töchtern habe ich gesagt, der Werwolf hätte ihre Mutter getötet«, fuhr er mit gespenstisch leiser Stimme fort, »aber das war eine Lüge. *Ich* habe sie getötet.« Solomons Worte hingen in der Luft. »Denn *sie* war der Wolf. Weiß jemand von euch, was es heißt, den Menschen zu töten, den man am meisten liebt?«

Er blickte in ein Meer leerer Gesichter.

»Vielleicht werdet ihr es bald erfahren. Wenn ein Werwolf stirbt, nimmt er wieder seine menschliche Gestalt an.«

Er blickte zu dem Wolfskopf, dem einiges von seinem Glanz abhandengekommen war, seit er mit seiner Geschichte begonnen hatte.

»Das da ist ein ganz gewöhnlicher grauer Wolf. Euer Werwolf ist noch am Leben.« Er bekreuzigte sich. Der erste Akt war vorüber. »Kommt mit. In die Schenke.«



Als alle, die Platz fanden, hineinmarschiert waren, hielt Solomon ein silbernes edelsteinbesetztes Schwert in die Höhe, in dessen Parierstange ein Bildnis Christi eingraviert war.

Bei seinem Anblick begannen Pater Augustes Augen zu leuchten. »Das ...« Er versuchte, ruhig zu bleiben. »Das ist eines der drei silbernen Schwerter, die der Heilige Stuhl gesegnet hat. Darf ich es anfassen ...?«

Solomon sah ihn tadelnd an.

Pater Auguste trat ernüchtert zurück.

»Wir leben in gefährlichen Zeiten«, sprach Solomon zu den Bewohnern von Daggornhorn, die er nun vollends in seinen Bann geschlagen hatte. Claude lag bäuchlings oben auf

den Dachsparren, von wo er einen guten Blick auf das Geschehen hatte. Valerie, die eingezwängt zwischen anderen stand und kaum etwas sehen konnte, lächelte kurz zu ihm hinauf. Sie ärgerte sich, dass sie nicht selbst daran gedacht hatte, dort hinaufzuklettern.

»Natürlich wisst ihr, was der Blutmond zu bedeuten hat.«

Wussten sie es? Alle sahen sich nach einem Älteren um, der die Frage für sie beantworten konnte.

»Ich merke schon, ihr habt keine Ahnung, was er zu bedeuten hat«, fuhr er mit verkniffenem Mund fort.

Die Dorfbewohner spürten, wie ihnen die Schamesröte in die Wangen stieg.

»Das Orrery«, befahl Solomon und streckte die Hand aus. Mehr brauchte er nicht zu tun.

Der Hauptmann stellte ein Messinginstrument, das mit runden Glaskugeln versehen war, auf den Tisch.

»Die Perser haben es erfunden, aber dieses Exemplar habe ich selbst gefertigt, bis zum kleinsten Zahnrad«, erklärte er, drehte mit dem Finger sanft an einer der Kugeln und korrigierte die Position einer anderen. Er entzündete eine Kerze, die das Modell in

rotes Licht tauchte. »Seht ihr, der rote Planet nähert sich einmal alle dreizehn Jahre dem Mond an. Nur in dieser Zeit kann ein neuer Werwolf erschaffen werden.« Ein leichter Schlag aus dem Handgelenk, und die Kugel zerplatzte. Alle blinzelten bei dem Geräusch.

Solomon zeigte sein verkniffenes Grinsen. »In der Woche des Blutmonds kann der Werwolf seinen Fluch mit einem einzigen Biss weitergeben. Selbst am hellichten Tag ...«

»Verzeihen Sie, aber da befinden Sie sich im Irrtum.« Der Vogt blickte erfreut. »Im Sonnenlicht wird ein Werwolf zum Menschen ...«

»Nein, der Irrtum liegt bei Ihnen«, entgegnete Solomon und blickte in die Gesichter der Männer, die in den Höhlen ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten. Pater Augustes Augen strahlten.

Der Vogt verlagerte sein Gewicht.

»Ein Werwolf ist nie ein richtiger Mensch, ganz gleich wie er aussieht. Bei normalem Vollmond wird euch ein Wolfsbiss töten. Doch in den Tagen des Blutmonds geraten eure Seelen in Gefahr.«

Eine eisige Kälte legte sich über die Gaststube.

»Wie viele Tage sind es genau?«

»Vier.«

Bleiben noch zwei Nächte, dachte Valerie. Morgen ist der letzte Tag.

»Wie ich bereits sagte«, warf der Vogt selbstsicher ein und lächelte, sodass seine Hängebacken nach beiden Seiten strebten, »das alles ist jetzt nicht mehr wichtig. Wir sind außer Gefahr. Der Wolf ist tot. Ich habe ihn in seinem Versteck getötet, in der Höhle von Mount Grimmoor.« In der Hoffnung, dass die Sache damit erledigt sei, wandte er sich ab.

Solomon sah ihn an, als wäre er ein Kind. Die Dorfbewohner waren sich unschlüssig, welcher Herr ihre Ergebenheit verdiente.

»Die Bestie hat euch hinters Licht geführt.« Solomon ließ seine Fingerknöchel knacken, einen nach dem anderen. »Von Anfang an. Höchstwahrscheinlich hat sie einen hungrigen Wolf in die Höhle gelockt und dort eingesperrt, damit ihr ihn findet. Sie hat euch weisgemacht, sie hätte ihr Versteck im Mount Grimmoor, damit ihr nicht auf die Idee kommt, am nächstliegenden Ort zu suchen.«

Er hielt inne, damit sie nachvollziehen konnten, wie töricht sie gewesen waren. »Der Werwolf ist jemand aus diesem Dorf.« Er sah

die Bewohner an. »Er lebt unter euch. Er ist einer von euch.«

An einem Ende der Menge beginnend, sah er der Reihe nach jedem Dorfbewohner in die Augen. Auch der maskierte Schütze an seiner Seite ließ, die Armbrust auf dem Rücken, den Blick über die Versammelten wandern.

»Der wahre Mörder könnte euer Nachbar sein. Euer bester Freund. Sogar eure Frau.« Seine Augen funkelten wie geschliffene Edelsteine.

Valerie sah, dass die Gedanken der Männer in die Höhle zurückkehrten. Wer hatte gefehlt? Es war unmöglich zu sagen, bei dem Durcheinander in den dunklen Gängen. Sie begegnete den Blicken Madame Lazars, Peters, ihrer Eltern. In Gedanken ging sie noch einmal durch, was ihre Freundinnen über die Ereignisse beim Zelten berichtet hatten. Wie war es möglich, dass sie Lucie aus den Augen verloren hatten? Hatte eine von ihnen Lucie aufgehalten und in die Dunkelheit gezerrt ... oder ihr einen Brief geschrieben, um sie fortzulocken?

Ihr argwöhnischer Blick ruhte auf Menschen, die sie schon ihr Leben lang kannte. Dann bemerkte sie, dass die anderen sie auf die gleiche Weise anstarrten.

»Verbarrikadiert das Dorf«, befahl Solomon. »Postiert Wachen an jedem Tor in der Mauer. Niemand darf hinaus, bis wir den Wolf zur Strecke gebracht haben.«

Der Vogt fuhr sich mit der Zunge über die Zähne. »Der Wolf ist tot«, knurrte er. »Heute Nacht wird gefeiert.«

Solomon starrte ihn an und seine Augen loderten wie Feuer. »Nur zu, feiert«, sagte er und warf die Hände in die Luft, wie es nur ein Mann tat, der es gewohnt war, dass man auf ihn hörte. »Wir werden ja sehen, wer recht hat.«

Damit drehte er sich um und verließ mit großen Schritten die Schenke.



Vater Solomon war es gewohnt, schnell zu gehen, und Valerie musste rennen, um ihn einzuholen. Doch plötzlich blieb er stehen, sein Rücken straffte sich und seine Hand fuhr zum Schwert. *Kein Mann, dem man sich abrupt nähern darf.*

Er drehte sich um und der drohende Ausdruck wich aus seinen Augen.

»Verzeihung«, sagte sie.

»Aber nicht doch. Was gibt es, mein Kind?«

»Ich muss wissen ... meine Schwester ...«

»Ja?«

»Warum? Warum hat der Wolf bis jetzt gewartet, ehe er angegriffen hat? Und warum ausgerechnet sie?«

»Das weiß allein der Teufel.«

Er sah ihr an, dass sie sich damit nicht zufriedengab, dass sie kein einfältiges Dorfmadchen war, das sich mit frommen Gemeinplätzen abspeisen ließ.

»Geh und sprich mit meinem Schreiber. Er kann dir Dinge zeigen, die dir helfen, das Unfassbare zu verstehen.«

Damit ging er weiter.

»Das Unfassbare, ja ...« vernahm sie eine Stimme. »Aber verstehen? Wohl eher nicht.«

Sie drehte sich um, und der Schreiber, der Solomon gefolgt war, blieb vor ihr stehen und streckte ihr ein ledergebundenes Buch hin. Er hatte ein freundliches Gesicht und seine unteren Schneidezähne ragten über die oberen drüber. Valerie betrachtete die Buchschließe etwas genauer. Sie sah aus, als sei sie aus Pferdehufen gefertigt, und möglicherweise war sie das auch. Sie fragte nicht danach.

Es klickte, als sie das Buch aufschlug. Bei den Bildern handelte es sich um schöne Bleistiftzeichnungen der Bestien, die Vater

Solomon und seiner Männer zur Strecke gebracht hatten.

Der Schreiber setzte sich eine Brille auf die Nase. Eine saubere, gleichmäßige Handschrift füllte die Seiten.

»Das ist der Obour. Er ernährt sich von Blut und Milch. Reißt Kühen in der Nacht die Euter ab.« Der Schreiber sprach mit schleppender, belegter Stimme. »So einem möchte man lieber nicht in seiner Speisekammer begegnen.«

Sie blätterte weiter, bewunderte die eleganten, sorgfältig gezogenen Linien, bemerkte, dass die Seiten vom vielmaligen Umblättern und Durchsehen mit Graphit verschmiert waren. Sie strich mit den Fingern vorsichtig über die wundersamen Abbildungen.

»Schön, nicht?«

»Ja.«

»Die verfolgen einen bis in den Traum.«

Die Pergamentseiten waren mit roten und blauen Bildunterschriften versehen, eingefasst in goldene Blumenranken, und zeigten seltsame Wesen mit Krähenköpfen, Meeresungeheuer mit Echtenleibern und Menschengesichtern, die auf großen Buchstaben hockten und roten Rauch spießen. Sie

konnte nicht glauben, dass es sie wirklich gab.

Doch ihr blieb fast das Herz stehen, als ihr Blick auf die Zeichnung eines ungeschlachteten, zweibeinigen Werwolfs fiel. Sie musste an ihre geliebte Lucie denken und klappte das Buch zu. Sie konnte den Anblick nicht ertragen.



Kapitel 15

Was von meiner Schwester geblieben ist, wird bald nicht mehr sein, dachte Valerie, als sie den abschüssigen Pfad zum Fluss hinunterging. Es war jetzt später Nachmittag, und sie trugen ein schmales Floß, auf dem Lucies Leichnam lag, Cesaire am einen Ende, Suzette und sie am anderen. Sie erreichten das Ufer, wo der Boden unter dem Schnee so weich war, dass sie das Gefühl hatten, auf Asche zu laufen. Hier und dort waren schwache Abdrücke von Füßen und Pfoten im Schnee zu sehen.

Die Familie Lazar – oder was noch von ihr übrig war – hatte sich bereits eingefunden und hielt Totenwache an dem Floß, auf dem Adrien aufgebahrt war. Madame Lazar stand steif und aufrecht da, als wollte sie sich nicht beugen lassen. Henry stand hinter ihr.

Die beiden nickten Valerie und ihrer Familie zu, als sie näher kamen. Henry hob die Augenbrauen und entschuldigte sich bei

Valerie stumm für sein Verhalten in der Schmiede. Sie setzten Lucies Floß neben dem Adriens ab. Valerie blickte unwillkürlich zu ihrer Mutter, doch Suzette war in ihrer doppelten Trauer versunken.

Cesaire kauerte sich nieder und begann, die beiden Fackeln vorzubereiten. Während er mit Feuerstein und Zunder Funken schlug, blickte er prüfend auf den Fluss.

Valerie konnte die tiefe Traurigkeit ihres Vaters nicht ertragen.

Sie zog sich bis an den Wald zurück. Der Sturm von letzter Nacht hatte einen großen Baum umgeworfen, dessen Wurzeln jetzt in die Luft griffen und nach der verlorenen Erde suchten.

Cesaire hob den Kopf. Die Fackeln brannten.

Henry stieg die holprige Böschung zu ihm hinab und nahm eine der Fackeln in Empfang. Bevor er zu lange nachdenken konnte, warf er sie auf Adriens Floß und stieß den schwimmenden Sarg hinaus auf den Fluss, der sich kräuselte wie rauchfarbene Seide. Das Auf und Ab der Wellen war so gleichmäßig, dass er die ganze Zeit gleich aussah. Es schien, als ob sich das Wasser gar nicht bewegte. Es würde die Flammen löschen,

aber erst, wenn das Feuer sein Werk getan hatte.

Henry stellte sich neben seine Großmutter, als die Flammen von dem Floß Besitz ergriffen, und rollte mit dem Fuß einen Kieselstein vor und zurück. Madame Lazars Lider senkten sich wie Vorhänge, und Valerie konnte sehen, dass ihre Augen von Tränen überzufließen drohten. In diesem Augenblick war sie nur eine Mutter, die ihren Sohn geliebt hatte. Valerie war, als tue sie einen flüchtigen Blick in das Herz der alten Frau.

Valerie konnte sich Madame Lazar nicht als junges Mädchen vorstellen, als jemanden, der anderen vertraute. Es war schwer zu glauben, dass sie menschliche Bedürfnisse wie Schlafen und Essen hatte. Und doch war Madame Lazar nicht durch und durch schlecht. Valerie hatte Nachforschungen angestellt und herausgefunden, dass die Frau heimlich Schüsseln mit Milch für streunende Hunde hinausstellte.

Durch den Schleier ihres Schmerzes hörten die fünf Trauernden Füße durch den Kies stapfen. Es war Claude, der gekommen war, um von Lucie Abschied zu nehmen. Mit einem Blick auf Valerie stieg er die Böschung hinunter. Er versuchte, so gut es ging mit

dem Geschehenen zurechtzukommen. Claude glaubte an Vieles, doch bis gestern hatte er nicht an das Böse geglaubt. Erst musste er Lucie tot im Weizenfeld liegen sehen.

Das Böse war überall.

Madame Lazar rümpfte die Nase und wandte sich von dem Störenfried ab, doch Valerie schenkte Claude ein verhaltenes Lächeln. Sie hatte nichts dagegen, dass er mit der Familie trauerte.

Cesaire trat vor, als er sah, dass Adriens Floss nun weit draußen auf dem Fluss trieb. Valerie schüttelte den Kopf. Noch einen Augenblick.

Sie betrachtete ihre Schwester ein letztes Mal – ihre Haut, diese kleinen Füße, die nicht bereit schienen, für immer zu verschwinden. Sie sah hin und versuchte, Abschied zu nehmen.

Doch Abschiednehmen war nicht leicht.

Von Tränen geschüttelt, trat Suzette an das Floß. *Mütter sollten ihre Kinder nicht überleben*, dachte Valerie. *In der Natur sollte es ein Gesetz dagegen geben.*

Cesaire holte mit einem Blick die Erlaubnis ein, dann hielt er die Fackel an das Floß. Sobald es Feuer gefangen hatte, übergab er es dem Fluss.

Suzette stand hinter ihm, gerade so weit entfernt, dass klar war, dass sie nicht getrennt, aber auch nicht zusammen trauerten.

Valerie spürte eine Berührung und ließ sich, ihrem Gefühl folgend, an Henrys Brust sinken. Ein ruhiger Platz. Sie spürte, wie sich ein Arm um sie legte, und dann merkte sie, dass sie weinte und seinen Lederkragen mit Tränen benetzte. Als sie wieder aufschaute, war Madame Lazar verschwunden.

Sie löste sich aus Henrys warmer Umarmung, als die Flammen den Fluss berührten. Zu ihrer Mutter wollte sie jetzt nicht, und da sie auch nicht das Gefühl hatte, dass sie zu ihrem Vater sollte, ging sie am Fluss entlang. Ihre Schwester war jetzt kühles, klares Wasser. Sie fand eine Stelle, wo die Wellen sanft ans Ufer plätscherten und Kräuter aus dem Schnee lugten. Wie war es möglich, dass Pflanzen noch wuchsen? Sie setzte sich hin und ließ sich von der Strömung, deren eisige Kälte ihr den Atem nahm, die Füße umspülen, bis der Wind Claudes Stimme an ihr Ohr trug. Er rief nach ihr.

Sie drehte sich um und sah, wie ihre Mutter den beiden Flößen nachschaute und sich

zu fragen schien, warum nicht auch sie geholt worden war.

Lucie war tot – daran bestand jetzt kein Zweifel mehr.

Auf dem Heimweg gingen Valerie und ihre Eltern an der dunklen Baumreihe entlang, die sich an der Dorfmauer hinzog. Sie betraten den verstärkten Schutzwall unter den strengen Blicken von Solomons Soldaten, die zu Pferde patrouillierten. Die Soldaten waren mit Waffen behangen und aßen, während sie Wache hielten. Sie bissen von dicken Brotlaiben ab und leerten ihre Bierkrüge mit großen Schlucken, aber sie ließen die Familie nicht aus den Augen.

Die neu errichtete Barrikade war unheimlich. Sie bedeutete, dass sich jetzt alles nur noch um eins drehte: das Dorf gegen den Wolf. Doch sie machte Valerie aus einem anderen Grund Angst, den sie sich nicht eingestehen wollte.

Die Barrikade bedeutete, dass sie im Dorf eine Gefangene war.

Wo der Wolf steckte, so wurde ihr in einem klaren Moment bewusst, war ihr gar nicht so wichtig. Ihr war nur wichtig, dass es ein Draußen gab und dass sie nicht zu diesem Draußen gehörte. Sie hatte das Gefühl, in

einen tiefen Brunnen zu fallen und gleichzeitig zuzusehen, wie oben jemand den Deckel schloss.

Ein ohrenbetäubender Lärm drang aus der Dunkelheit, und dann brach etwas aus dem Gebüsch hervor und stürzte sich auf die Familie, unwirklich und furchterregend.

Ein Wolf mit Menschengesicht.



Kapitel 16

Der Mann im Wolfskostüm hatte unnötig an Valeries ohnehin schon strapazierten Nerven gezerrt. Sie hatte fast vergessen, dass die »Feier« des Vogts trotz allem stattfand. Als sie mit überreizten Sinnen den Platz betrat, fühlte sie sich von Augen angestarrt. Ängstlich spähte sie nach links und sah, dass sie einem Wildschweinkopf gehörten, der auf einem Zinnteller vorbeigetragen wurde. Er hatte einen roten Apfel im Maul und Weintrauben statt Augen, die ihm einen seltsam entrückten Blick verliehen.

Aus einer Pyramide von Wurzeln, angespitzten Stöcken und Abfällen war eine hoch aufragende Wolfspuppe errichtet worden. Sie brannte am anderen Ende des Platzes und spie Funken aus ihrem schwarz verkohlten Maul.

Der Blutmond stand prall an einem leeren Himmel.

Eine Bühne war zusammengezimmert worden, bestehend aus ein paar durchhängenden Brettern, auf denen der Ziegenhirte und ein paar Waldarbeiter auf Lauten klimperten und an Drehleiern kurbelten. Simon, der Schneider, dudelte auf einer Sackpfeife, die schrille, hohe Töne von sich gab wie ein verendendes Tier. Die Hornisten stießen mit aller Macht in ihre Instrumente, bis ihnen die Puste ausging, genehmigten sich rasch noch einen Schluck und bliesen dann weiter.

Trotz all der köstlich aussehenden Speisen, lag noch der Gestank nach fauligem Abfall und Männerschweiß über dem Platz. Valerie drehte sich der Magen um.

Sie hielt nach Solomon und seinen Leuten Ausschau, konnte sie aber nirgends entdecken. Sie hatte gesehen, dass sie in der geräumigen Scheune hinter dem Getreidespeicher Quartier bezogen hatten, und vermutete, dass sie sich dort verkrochen hatten, um nicht an dem Treiben teilzunehmen.

Alle schienen umso fester zu feiern, als sie sich einreden wollten, dass sie überhaupt einen Grund zum Feiern hatten. Sie tanzten wild und ausgelassen, um im Freudentaumel zu vergessen. Ein paar Männer, sonst

anständige Leute, krochen auf allen vieren im Schnee und ruinierten sich die Hosen. Direkt vor Valerie geriet eine Frau ins Straucheln und fiel in den Matsch, doch bevor sie ihr aufhelfen konnte, wurde sie von einem Tänzer fortgezogen. Rotgesichtige Männer schwangen ihre Partnerinnen und bewunderten, sie an den erhobenen Händen fassend, ihre Rundungen. Mädchen tanzten mit ihren jüngeren Brüdern, schielten aber nach den Jungs auf der anderen Seite der Bühne. Stimmen hallten über den Platz und erweckten den Anschein, als wären Hunderte von Feiernden mehr da.

Valerie war von lauter Menschen umgeben, die sie kannte, und dennoch fühlte sie sich ganz allein.

Suzette schlug die Augen nieder und verschwand wortlos in der Menge. Valerie entdeckte den Vogt. Sein kahler Schädel glänzte vor Schweiß. An einer langen Festtafel, die man vor der Schenke aufgebaut hatte, führte er das große Wort. Er winkte sie zu sich. Sie beachtete ihn nicht. Doch es fiel ihr schwer, ihre Verbitterung und Empörung beizubehalten. Hier waren zu viele Menschen, die sich dem Rausch des Festes hingaben, um einem

Einzelnen die Schuld zu geben. Trübsal zu blasen, war kräftezehrend. Sie gab auf.

Ihr Vater hing sorglos an einem Ast, blies kräftig in ein Ochsenhorn und signalisierte unsinnigerweise den Beginn eines Festes, das längst begonnen hatte. Das lange tiefe Tröten, das dem Horn entschlüpfte, klang wie das Schnäuzen einer Nase.

»He! He, alle mal herhören!«

Valerie und die Leute in ihrer Nähe blickten in die Richtung, aus der die schrille Stimme kam.

Marguerite hatte, um sich größer zu machen, einen rostigen Eimer umgedreht hingestellt, den sie nun, schreiend und mit den Armen fuchtelnd, erklomm. »Seid alle mal still!« Das behelfsmäßige Podest stand auf unebenem Boden und kippte langsam nach hinten. Henry sprang herbei und hielt es fest, bevor die Schankfrau herunterfiel.

An den beiden Enden der Tafel unterhielt man sich weiter, entweder weil man sie nicht gehört hatte oder nicht hören wollte. Marguerite erhob ihren Zinnkrug. »Auf den Vogt!«, rief sie und setzte, als sie merkte, dass sie alle zum Zuhören genötigt hatte, hinzu: »Für ... äh ... seine Tapferkeit und seinen Mut und seine Furchtlosigkeit.«

Valerie fragte sich, ob sie noch mehr sagen wollte. Anscheinend war sich Marguerite unschlüssig und hatte von Anfang an gar nicht gewusst, was sie sagen sollte.

»Und dafür ... dass der Wolf jetzt so tot ist wie ein Sargnagel. Wie einer von den Nägeln, die unser kleiner Henry hier macht.«

Henry lächelte und versuchte, eine höfliche Miene aufzusetzen.

»Obwohl er ja gar nicht mehr so klein ist.« Sie zwinkerte ihm zu und wackelte zur Verdeutlichung mit den Hüften. Claude und Roxanne standen mit roten Köpfen etwas abseits und wahrten gnädiges Schweigen. Es war nicht das erste Mal, dass ihre Mutter sie in Verlegenheit brachte. Valerie warf Roxanne einen mitfühlenden Blick zu.



Valerie hielt Abstand zur Menge. Kummer und Sorge erfüllten die Dorfbewohner und vermischten sich mit Wut, was ihnen das Gefühl gab, unbezwingbar zu sein, und sie dazu verleitete, über die Stränge zu schlagen. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden sie immer übermütiger.

Ein Kerzenzieher saß auf dem Brunnenrand, strampelte mit den Beinen und spritzte die Musikanten nass. Der Mandolinenspieler spähte in das Schallloch seines Instruments.

Prudence kam, mit beiden Händen den Saum ihres grauen Rocks raffend, auf Valerie zugetanzt. »Ich bin so froh, dass du gekommen bist!«, schrie sie gegen den Lärm an und warf ihre braunen Haare von einer Seite auf die andere.

Ob sie damit meinte, fragte sich Valerie, dass sie ihr die Verlobung mit Henry verziehen hatte? Sie hoffte es und beschloss, der Freundin ihre Bedenken anzuvertrauen.

»Prudence, der Wolf ist noch nicht tot, oder?«, fragte sie, und ihre Stimme klang hohl in ihren Ohren, als sie diese Frage stellte, die allen auf der Zunge brannte, die aber keiner über die Lippen brachte.

Prudence hörte auf zu tanzen und ließ ihren Rock fallen. »Wie kannst du so etwas sagen?« Sie runzelte die Stirn. »Du hast den Vogt doch gehört.«

»Aber Vater Solomon ...«

»Die Männer werden schon wissen, was sie tun. Komm jetzt!«

Valerie entdeckte Claudes roten Haarschopf in der wogenden Menge. Sie

hoffte, er konnte sich nach den Ereignissen am Tag zuvor ein wenig amüsieren.

Als er bemerkte, dass sie zu ihm hersah, legte er ein Tänzchen hin und schleuderte in den komischsten Winkeln die Beine in die Luft, um sie zum Lachen zu bringen. Sie rang sich für ihn ein Lächeln ab. Doch er unterschätzte seine Größe und geriet beim Tanzen in eine Gruppe griesgrämiger Frauen, die ihm nur sehr widerwillig Platz machten. Er bedankte sich mit einem sonnigen Lächeln, da kam William, ein Halbwüchsiger, angesaust und riss ihm den Hut vom Kopf.

»Wer hat Angst vor dem großen, bösen Wolf?«, rief William mit gespielter Unschuld.

»*Lass das!*«, schrie Valerie, doch der Junge war schon zu weit in die andere Richtung gelaufen.

Claude jagte ihm nach und verfolgte ihn um den Brunnen herum, bis er im Schlamm ausrutschte. Roxanne, die ihren Bruder nie lange aus den Augen ließ, eilte zu ihm und tröstete ihn. Dabei blickte sie schicksalsergeben zu Valerie und zuckte mit den Schultern.

Wem wollen sie etwas vormachen?, fragte sich Valerie. Bei der Wolfspuppe warfen ein paar Schwachköpfe ramponierte Möbel ins

Freudenfeuer. Die Menge jubelte, als jemand das Vollmondsymbol vom Wolfsaltar in die Höhe hob und in die Flammen schleuderte.

Sie sah, wie Henry Lazar um den Platz herum in ihre Richtung kam. Sie dachte an den Trost, den sie heute bei ihm gefunden hatte, und verspürte nicht den Drang, ihm aus dem Weg zu gehen. Sie fühlte sich durch das Band der Trauer mit ihm verbunden.

»Henry«, grüßte sie ihn.

»Ich finde das alles sehr unpassend«, sagte er. »Wir haben sie doch gerade erst bestattet.«

Valerie blickte in die lärmende Menge und entdeckte mit Schrecken, dass Rose mit Peter tanzte und sich verführerisch in ihren breiten Hüften wiegte. Er zog sie zu sich heran und drückte sie an seine Brust, während beide gleichzeitig die Schultern rollten.

»Nein«, sagte Valerie und wandte sich unvermittelt Henry zu. Ihr Mitgefühl mit ihm stieß an seine Grenze. »Lass sie doch feiern.«

»Jetzt ist nicht die richtige Zeit, finde ich.« Er schüttelte den Kopf.

Plötzlich wollte sie ihm wehtun, so wie ihr wehgetan worden war. »Du hast den Vogt doch gehört. Der Wolf ist tot. Das Leben geht

weiter.« Schon im nächsten Augenblick hasste sie sich dafür. Er hatte doch nur ausgesprochen, was sie selbst empfand, und sie hatte ihn dafür angegriffen. Anscheinend war sie nicht mehr recht bei Verstand.

Sie drehte sich um, um sich zu entschuldigen, aber Henry war bereits fort.

William flitzte vorbei, Claudes Hut auf dem Kopf. Valerie entdeckte Claude auf der anderen Seite des Platzes. Er wirkte verwirrt und unschlüssig, was er tun sollte. Es war kein leichter Abend für ihn gewesen. Sie eilte zu ihm. »William ist ein Esel. Wir holen dir deinen Hut wieder.«

Er wollte nicht kindisch erscheinen, konnte aber sein Stottern nicht unterdrücken: »M-meine Schwester hat ihn g-gemacht.«

Valerie tätschelte ihm den Arm und sah zu William, überallhin, nur nicht zu Peter. Dann wandte sie ihren Blick dem Feuer zu. Je lauter die Musik wurde, desto höher schlugen die Flammen in den Nachthimmel. Dann erblickte sie ihren Vater. Er war im Matsch ausgerutscht und konnte nicht mehr aufstehen. Ein Mädchen hüpfte über ihn hinweg und die Schnürsenkel ihrer Stiefel streiften unsanft sein Gesicht.

»Entschuldige mich, Claude.« Im Näherkommen sah sie, dass ein Mann in einem schäbigen Wolfskostüm bei Cesaire stand und ihm mit dem flachen Wolfsschwanz ins Gesicht schlug.

»Ich werde husten und prusten und dir dein Haus zusammenpusten ...«

»Lass ihn in Ruhe!«, schrie Valerie.

Als er nicht hörte, rannte sie hin, ergriff ein Scheitholz und drosch damit auf ihn ein. Ein paar Frauen, die feixend dabeistanden, verstummten und wichen erschrocken zurück.

»Du sollst ihn in Ruhe lassen, habe ich gesagt!«, schrie sie so laut, dass sie die Musik übertönte. Der Mann schlüpfte zurück in die johlende Menge.

»Willst du mein Trommelfell zum Platzen bringen?«, lachte Cesaire, mit dem Gesicht im Matsch auf dem Boden liegend. Anscheinend wusste er nicht, was mit ihm geschehen war, und wie es aussah, hatte er den Abend dazu genutzt, sich sinnlos zu betrinken.

»Ich meine es ernst.« Für gewöhnlich ging Valerie auf seine Späße ein. Aber heute Abend konnte sie nicht. Angesichts der erhöhten Aufmerksamkeit, die ihre Familie heute erfuhr, wollte sie ihn lieber nach

Hause bringen. In diesem Augenblick empfand sie den Verlust ihrer Schwester noch schmerzlicher als zuvor. Lucie hätte ihr geholfen, sich um ihren Vater zu kümmern. Beschämt sah sie, dass er in einer Lache seines eigenen Erbrochenen lag. »Papa ...«

»Ich steh ja schon auf.« Es gelang ihm, sich aufzusetzen, aber weiter kam er nicht. »Ich glaube, ich habe mir ein Stück Zahn abgebrochen«, lallte er im Sitzen und rieb sich die Wange.

Valerie half ihm vorsichtig auf die Beine. Trotz seines Zustands gab er sich große Mühe. Sie hielt ihn an beiden Händen fest, während er hin und her schwankte und das Gleichgewicht zu finden versuchte.

»Was am Tag so leicht erscheint ...« Er stützte sich auf sie und sie zog ihn von der Menge fort in Richtung ihres Hauses.

Er schaute an sich hinab, sah das Erbrochene auf seinem Hemd. »Ich mach das nur kurz sauber, dann bin ich wieder wie aus dem Ei gepellt«, sagte er und versuchte, es wegzuwischen.

Sie kamen an einer Gruppe Halbwüchsiger vorbei.

»Ist die bärtige Dame in Ohnmacht gefallen?«, rief ein Junge in singendem Tonfall.

»Ein Fräulein in Nöten!«, trällerte ein anderer.

Valerie biss sich auf die Zähne. Das Gewicht ihres Vaters hing wie ein Mühlstein um ihren Hals.

»Kümmere dich nicht um die«, murmelte Cesaire und torkelte weiter neben ihr her.

Valerie schämte sich dafür, dass sie sich für ihren Vater schämte. Sie wusste, dass er es merkte, und sie wusste, dass es ihn verletzte.

»Du bist mein gutes Mädchen«, brachte er heraus und bekam, in seiner Trunkenheit empfindlich, feuchte Augen. Er wollte sie mit der freien Hand tätscheln, verfehlte sie aber. Er drehte sich zu ihr, und diesmal gelang es ihm, ihren Kopf zu finden. Sie wusste, dass sie ihn von diesem abscheulichen Fest, das trotz des Todes seiner Tochter gefeiert wurde, fortbringen musste.

Er schaute sich um, überlegte, wo sein Haus war, und entdeckte es. Mit einem Ruck riss er sich von ihr los. »Geh zurück und amüsier dich«, befahl er ihr.

Mehr väterlichen Rat konnte er nicht aufbieten, und ohne noch einmal in ihre Richtung zu blicken, torkelte er los, machte aber den Eindruck, dass er vor dem Haus vielleicht

noch eine kleine Pause einlegen sollte, ehe er die Leiter zu erklimmen versuchte.



Auf dem Weg zurück zum Dorfplatz sah Valerie zwei kleine Mädchen, die Arm in Arm gingen und achtgaben, dass sie einander in der Menge nicht verloren. Das erinnerte sie an ein Fest, das ihre Familie besucht hatte, als Lucie und sie noch klein waren. Ihr Vater hatte sie in seinen Armen herumgewirbelt, und später hatte ihre Mutter sich zu ihnen heruntergebeugt und sie mit mundgerechten Bratenstücken gefüttert wie eine Vogelmutter ihre Jungen.

»Ich wünschte, ich könnte so aus mir herausgehen wie Rose«, schrie Prudence gegen die Musik an und kam auf sie zugetänzelt. Selbst beim Tanzen bewahrte sie ihre tadellose Haltung.

Valerie wusste sofort, worauf sie anspielte, und mit einem unbehaglichen Gefühl im Bauch drehte sie sich um, um nach Peter und Rose zu sehen. Sie schlang gerade die Arme um seinen Hals. Und er hob die Hände und griff in ihr dunkles Haar, das seinem ähnlich war, was seine Geste irgendwie noch intimer und zu einem noch größeren Verrat machte

als das, was ihre Körper taten. Die Kapelle spielte und feuerte die beiden johlend an, was Rose nur dazu ermunterte, sich noch mehr ins Zeug zu legen. Peter hielt den Kopf gesenkt. Valerie hatte das Gefühl, Rose wollte sie Henrys wegen bestrafen – obwohl sie doch gar nichts dafür konnte.

Valerie wünschte ihnen den Tod. Sie wusste nicht, wen sie mehr hasste, Peter oder Rose. Während sie die beiden beobachtete, verschwamm ihr plötzlich alles vor den Augen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Prudence und legte ihr die Hand auf den Rücken.

»Ja.«

»Ich frage mich, ob wir nicht einschreiten sollten. Sie ruiniert sich ihr letztes bisschen Ruf, wenn sie ausgerechnet mit ihm tanzt.« Prudence klemmte sich eine Strähne ihrer braunen Haare hinters Ohr.

Valerie sah, dass das Freudenfeuer noch größer geworden war. Die Flammen schlugen hoch empor und warfen zuckende lange Schatten über den Platz. »Nein«, erwiderte sie finster. »Soll sie doch tun, was sie will.«

In diesem Moment kam ein Glaser vorbei, der im Gehen aus einer Bierflasche trank und

wegen der vielen Blätter, die in seinem Gesicht klebten, kaum zu erkennen war.

Valerie riss ihm die Flasche aus der Hand, legte den Kopf zurück und schüttete sich das würzige Gebräu in den Mund. Sie ließ sich den gesamten Inhalt der Flasche durch die Kehle rinnen. Als sie absetzte, hatte sie das Gefühl, durch die Luft zu schweben.

Sie packte Prudence, zog sie in den Schein der ungezügelten Flammen und brach mit ihr in einen wilden Tanz aus.

Sie stellten sich einander breitbeinig gegenüber und beugten sich vor, tauchten tief hinab, wirbelten ihre langen Haare im Kreis und richteten sich wieder auf. Zwei stampfende Schritte vor, zwei zurück. Dann drei Schritte vor, sodass sie sich Auge in Auge, Brust an Brust wiederfanden. Valerie, die nie viele Gedanken an ihren Körper verschwendet hatte, tanzte unbefangener als Prudence und die anderen Mädchen, und sie schüttelte sich, als sei ein mächtiger Geist in sie gefahren.

Valerie und Prudence dachten nicht darüber nach, in welche Richtung sie sich drehen sollten oder in welche die andere sich drehen würde. Sie taten es einfach und es gelang. Leichtfüßig und beschwingt

wirbelten sie im Kreis, hoben ihre Röcke und ließen ihre Hände schweben, bis sie einander fanden. Ihre Blicke verschmolzen ineinander und Geheimnisse funkelten in ihren Augen. Die Verbundenheit mit ihrer Freundin heiterte Valerie auf.

Unterdessen wich Peter Rose nicht von der Seite und sie schürzte ihren Rock und zeigte ihre Beine. Obwohl Valerie und Peter unterschiedlich tanzten und ihre Körper auf verschiedene Weise bewegten, tanzten beide denselben Tanz. Es war der Tanz der Eifersucht, der so alt war wie die Welt.

Verstohlene Blicke flogen hin und her, vorbei an den Leibern eines tanzenden Paares, das zwischen ihnen kreiselte. Valerie beobachtete Peter und Peter beobachtete sie, und beide gaben vor, es nicht zu tun.

Zack!

Unbemerkt von Valerie, war Henry auf sie zugewankt, in der Hand einen Krug, aus dem Bier schwappte und der offensichtlich nur der Letzte einer ganzen Reihe war. Peter hatte sich schützend zwischen sie geschoben und Henry den Weg versperrt.

Mit Genugtuung registrierte Valerie, dass Peter sie offensichtlich genauso beobachtet hatte wie sie ihn.

In seinem betrunkenen Zustand begriff Henry nicht gleich, was los war, aber schließlich erkannte er, dass er gegen Peter gestoßen war. Wutschnaubend wirbelte er herum und stürzte sich, drei betrunkene Männer mit Schweinchenmasken aus dem Weg stoßend, auf den Rivalen.

Rose sprang zur Seite, als sie den irren Ausdruck in Henrys Augen sah, und klammerte sich an Prudence. Henry rammte Peter so hart, dass dieser rückwärts taumelte.

»Immer mit der Ruhe, mein Freund«, sagte Peter, der rasch das Gleichgewicht wieder fand und mit einem Blick erfasste, in welchem Zustand Henry war.

»*Freund?* Du hast uns im Stich gelassen, oben in den Höhlen.« Henry spannte die Muskeln an.

Peter wich vorsichtshalber noch einen Schritt zurück. Henry war wie von Sinnen.

»Manche Leute scheinen nichts zu vertragen«, sagte Peter, ging aber nicht weiter, da er fürchtete, er könnte Valerie an ihren Vater erinnern.

»Und jetzt ...«, führte Henry seinen eigenen Gedanken unbeirrt fort, trat auf ihn zu und blies ihm seine Alkoholfahne ins Gesicht, »... ist auch mein Vater tot.«

»Bitte, tu es nicht«, sagte Valerie und ging dazwischen. »Das ist es nicht wert.«

Henry drängte achtlos an ihr vorbei. Der Schwung ließ Valerie nach hinten straucheln. Peter packte Henrys Arm und verdrehte ihn. Da holte Henry aus und versetzte ihm einen Faustschlag aufs Auge. Die Menge lachte, als Peter hart zu Boden stürzte.

Im nächsten Moment war Henry über ihm, packte ihn am Kragen und zwang ihn, ihm ins Gesicht zu sehen, wie er es noch nie getan hatte. Peter sah in die Augen eines Mannes, der ihn für den Tod seiner Eltern verantwortlich machen wollte, weil er den schrecklichen Gedanken nicht ertragen konnte, dass an allem nur ein dummer Zufall Schuld gewesen sein sollte.

»Du Schwein«, stieß Henry hervor.

Das brachte die Dorfbewohner erst recht zum Lachen.

Doch Peter lachte nicht mit. Er zog ein Messer aus seinem Stiefel, sprang auf und hielt es Henry drohend vors Gesicht. »Lass die Hände von ihr, sonst schneide ich sie dir ab.« Die Klinge zitterte nur Zentimeter vor Henrys Gesicht, und Peter machte ganz den Eindruck, als könnte er seine Drohung wahrmachen.

Henry wirkte keineswegs eingeschüchtert.

»Peter, bitte ...«, sagte Valerie leise. Henry war auf eine Rauferei aus, aber Peter, das spürte sie, war auf Blut aus. Valerie versagte die Stimme, als ihr bewusst wurde, wie schön und aufregend es war, so sehr geliebt zu werden. Gefühle von Schuld und Stolz durchströmten sie bei dem Gedanken an ihre Macht, bei dem Gedanken, so mörderisch geliebt zu werden.

Als Peter ihre Stimme hörte, wich er langsam zurück, blieb stehen und richtete noch einmal das Messer auf Henry. »Das wird dir noch leidtun.« Dann verschwand er vom Platz.

Henry blieb sprachlos stehen. Valerie sah ihn einen Augenblick enttäuscht an, dann lief sie hinter Peter her.



Sie folgte ihm in eine dunkle Gasse. Zwischen den Häusern war der Lärm des Festes nur gedämpft zu hören.

Peter lehnte an einer Mauer. Seine Brust wogte und seine Augen blitzten gefährlich. »Lass mich in Ruhe!«

Doch dafür fühlte Valerie sich zu mächtig. Sie ließ sich nicht vorschreiben, was sie zu

tun hatte. »Du blutest.« Sie fasste zärtlich nach seinem Auge.

»Na und?«, erwiderte er und schlug grob ihre Hand weg. »Mein Gott, Valerie. Was ist nur los mit dir? Was muss ich tun, damit du aufgibst?«

Ein Nein wollte sie als Antwort nicht gelten lassen, denn sie wusste, wie schön ein Ja sein würde. Vorhin noch hatte sie ihren Gefühlen für ihn abgeschworen, doch sie konnte nicht bestreiten, was sie jetzt wirklich und wahrhaftig empfand. Sie spürte, wie der Alkohol sie durchströmte und auf seinen Wagen trug.

»Peter«, begann sie. Er schaute sie an und sie sah den Schmerz in seinen Augen. »Ich liebe dich«, sagte sie ganz offen. Vor Peter legte sie ihr Inneres bloß, er zwang es aus ihr heraus.

Peter wusste nicht, was er sagen sollte. Seine Augen loderten. Er zeigte sie Valerie nur einen Augenblick lang, dann wandte er sich ab. Er sog scharf die Luft ein.

»Was sollte das mit Rose?«, fragte sie ihn, sie musste es einfach wissen.

Seine Miene verfinsterte sich wieder. Er kehrte ihr den Rücken zu, ging einen Schritt tiefer in die Gasse hinein und sagte mit

ausdrucksloser Stimme: »Ich muss sie nicht mögen, um zu bekommen, was ich will.«

»Ich glaube dir nicht«, erwiderte Valerie und fasste wieder nach seinem Gesicht. Peter entzog sich ihr. »Du lügst.«

Valerie sehnte sich so danach, ihn zu berühren, seinen Herzschlag zu spüren, zu wissen, dass es da drin war, dass das ihr Peter war. Bevor er sie daran hindern konnte, schlang sie von hinten einen Arm um ihn und legte ihm eine Hand auf die Brust. »Dein Herz schlägt so schnell«, sagte sie. »Ich weiß, dass du dasselbe empfindest.«

Er fuhr herum und griff nach dem Armreif, den ihr Henry geschenkt hatte. Sie überließ ihm den Reif nicht.

»Valerie, du weißt, dass ich dir so etwas nicht schenken kann. Ich kann es jetzt nicht und werde es niemals können.«

»Glaubst du, ich mache mir etwas aus Geld?«

»Valerie«, sagte er und gab ihr eine letzte Chance, von ihm zu lassen. »Ich bin der Falsche für dich.«

»Das ist mir egal.«

Endlich wandte er ihr das Gesicht zu, wagte, ihr zu glauben, und ehe sie sich's versah, küsste sie ihn auf den Mund, fest und

schnell. Er zögerte, dachte an das Versprechen, das er ihrer Mutter gegeben hatte, doch als Valerie ihre kühlen Arme um ihn schlang und ihm mit ihren Fingern durchs Haar fuhr, kam er nicht mehr dagegen an. Er war bis jetzt hart geblieben, zitternd wie ein angeschlagener Baum, der kurz vor dem Umfallen stand. Doch dieser Kuss war der letzte, der entscheidende Hieb, und endlich gab er nach und fiel.

Seine Finger, rau von der Arbeit, streichelten ihre Wange, und sie atmeten zusammen.

»Ich hatte solche Sehnsucht nach dir.« Er sog die Luft ein und kämmte mit den Fingern ihr langes maisblondes Seidenhaar.

Doch genau in diesem Augenblick spürte Valerie wieder den Blick, den sie schon auf dem Fest gespürt hatte, diese Traubenaugen. Sie fühlte sich beobachtet. Sie vernahm ein Geräusch am Eingang der Gasse. Diesmal war es kein Wildschweinkopf.

»Hast du das gehört, Peter?«

Er machte sich nicht die Mühe zu antworten. Er hob sie mit seinen warmen Händen hoch, trug sie in den nahen Kornspeicher, die Treppe hinauf, und dann drückte er sie an die hölzerne Wand, und Valerie vergaß alles andere.

»Besser?«, brachte er heraus.

Valerie konnte nicht antworten. Sie spürte, wie jeder Zentimeter seines Körpers gegen ihren drängte, wie seine Hände über ihre Taille glitten. Er suchte nach den Schnüren ihrer Bluse. Als er sie gefunden hatte, zog er, bis sie sich lockerten.

Peters Gesicht war nicht glatt, seine Hände waren nicht weich.

»Peter ...« Ihre Hand wanderte, blieb auf seine Hüfte liegen. Er war da und sie war da und sein Körper presste sich fest gegen ihren. Sie wollte ihren Körper seinem für immer aufprägen, den Abdruck spüren. Seine Kleider, ihre Kleider, alles, was zwischen ihnen war, wurde ihr plötzlich unerträglich, und sie sehnte sich danach, ihn zu berühren, ihn wirklich zu berühren, mit ihren Händen, ihrem Wesen und all ihrem Sein.

Peter legte sie auf das Stroh, mit dem der Speicherboden ausgelegt war. Sie schaute hinauf in das hohe, schattige Kuppeldach. Es war schwindelerregend, und sie kam sich vor wie in den holzverkleideten Kammern eines riesigen Kaleidoskops.

Sie spürte seinen abgehackten und ungleichmäßigen Atem an ihrem Hals. Die Hitze schoss durch ihren Körper wie eine

entfesselte Flut. Fast hätte sie selbst das Atmen vergessen.

Er öffnete ihre Bluse, die aus ihrem Rock gerutscht war. Raue Finger strichen über ihre Haut und suchten einen Weg nach innen. Sie begriff, dass das zu weit ging. Sie schnappte nach Luft, sagte sich, dass sie fortmusste, dass sie auf sein ungestümes Verlangen nicht vorbereitet war, da drang von unten plötzlich ein Klappern herauf.

Sie fuhren auseinander.

»Schnell«, wisperte Peter, zog sie hoch und schob sie hinter einen Pfosten, damit sie von dem Eindringling nicht gesehen werden konnte.

»Peter!«, rief jemand.

Er spähte nach unten. Zwei Holzfäller luden ein Fass in eine Schubkarre.

»Peter, könntest du uns helfen?«

Peter warf Valerie einen verzweifelten Blick zu. Sie winkte ihn zu sich, und während er sich bückte und so tat, als schüttele er einen Stein aus seinem Stiefel, flüsterte sie ihm zu: »Ich möchte nur mit dir leben.« Dann zog sie ihn an sich und bedeckte ihn mit ungestümen Küssen. Peter taumelte, strich über ihre glühende Wange und eilte fort.

Sie lehnte sich gegen den Pfosten, spürte noch seine heiße Haut auf ihrer. Es war überwältigend gewesen und am liebsten hätte sie diesen Augenblick für immer festgehalten.

Wieder fühlte sie sich beobachtet. Unwillkürlich hob sie den Blick. Eine Krähe mit wachen schwarzen Augen hockte oben auf dem Turm. Sie warf einen suchenden Blick herab, breitete die Flügel aus und flog davon.



Hinter einem anderen Pfosten versteckt, sah Henry Lazar, dass Valerie seine Gegenwart spürte und aufschaute. Scham sammelte sich in seinem Inneren wie etwas Nasses. Seine Gefühle waren wie abgeschnitten, wie abgestorben. Eigentlich hatte er umkehren wollen, als er sie und Peter zusammen sah, doch er hatte einfach nicht wegsehen können. Und so stand er jetzt da, starr von Entsetzen und wie gebannt von der Intensität und Schönheit dieses furchtbaren Anblicks.

Er verharrte noch einen Augenblick, dann schob er das Kinn vor und schlich sich davon.



Kapitel 17

Valerie wartete, bis die Stimmen der Männer sich entfernten, immer leiser wurden und schließlich verklangen. Dann erst kam sie hinter dem Pfosten hervor, schlüpfte durch eine Seitentür und kehrte, froh, von dem Ort wegzukommen, zum Fest zurück.

Von Peter war nichts zu sehen. Eine Reihe von Gestalten, deren Rücken von den hohen Flammen beleuchtet wurden, bewegten sich zum Rhythmus der Musik. Wie es schien, hatte niemand ihre Abwesenheit bemerkt. Selbst Roxanne war beschäftigt und sah ehrfürchtig den Feuerläufern zu, die sich im Kreis drehten, Rückwärtssaltos vollführten und auf Händen über die Glut liefen und dabei mit den Beinen strampelten. Auf einmal war alles so schön.

Von einer ungeahnten Wildheit gepackt, wurde Valerie übermütig. Der Schenkenwirt trottete vorbei. Er trug auf dem Kopf ein Ziegengehörn, das unter dem Kinn

festgebunden war. Valerie strich sich die Haare aus dem Gesicht und flocht sie mit flinken Händen zu losen Zöpfen. Dann riss sie dem Wirt die Hörner vom Kopf und setzte sie sich selber auf.

Überall auf den Heuballen lagen umgefallene Krüge und Bier sickerte langsam durch die dicht gepackten Bündel und tropfte auf den Boden. Valerie hörte über sich Gelächter und hob den Kopf. Ein paar Männer saßen auf einem Baum und gossen ihre Getränke zwischen den Ästen hindurch auf die Leute, die unten vorbeigingen. Eines der Opfer überlegte, ob es in Zorn geraten sollte, zog es dann aber vor mitzulachen. Jemand kippte ins Gebüsch und eine tapfere Seele sprang ihm nach. Ein paar Bauern hieben betrunken auf Äste ein und von Zeit zu Zeit krachte ein dicker herunter. Andere hörten es, doch bei dem Lärm machten sie sich nicht einmal die Mühe hinzusehen.

Plötzlich stand die schwelende Glut des Freudenfeuers für alles, was Valerie durchgemacht hatte, für die Verluste, die Misserfolge, den Kummer. Sie huschte an Roxanne vorbei und lief über die rote Glut auf der Erde, tanzte zu der stampfenden Musik über sie hinweg. Sie fühlte sich

schwerelos, war nur noch Bewegung. Das Gefühl verflog in dem Moment wieder, als es ihr bewusst wurde, und sie sprang aus der Glut und drehte sich um.

Roxanne, die es ihr nachgetan hatte, kam auf sie zugestürzt, kreischend vor Lachen. Dann lagen sie einander in den Armen, drehten und drehten sich. Valerie konnte nichts mehr erkennen, die Welt verschwamm vor ihren Augen. Was da draußen war, war nicht wirklich. Wirklich war gewesen, Peters Hände zu spüren, das Gewicht seines Körpers, den Hauch seines Atems.

Eine Sache aber war anders ... Zwei Mädchen waren ihrem Beispiel gefolgt und liefen über die Glut, und als sie – ihre Körper eine zerfließende bunte Masse – an Valerie vorübertanzten, kam in der Gasse hinter ihnen etwas zum Vorschein, etwas, was aus allem Verschwommenen hervorstach und ihre Aufmerksamkeit erregte.

»Wo bist du denn gewesen?«, fragte Roxanne, die nichts bemerkte, und rang nach Atem.

Ein Augenpaar.

Valerie blieb plötzlich stehen, sodass Roxanne sie anrempelte.

»Was ist denn mit dir los? Ich habe dich gesucht.«

Sie schwiegen einen Augenblick, bis die Welt aufhörte, sich zu drehen. Roxanne wartete auf eine Antwort. Doch Valerie war in Gedanken woanders, weit weg in der Zeit.

Sie war wieder sieben Jahre alt, ein kleines Mädchen im dunklen Wald, starr vor Entsetzen, wie gebannt von einem Paar wilder Augen.

Die Augen sahen sie an.

Nicht auf gewöhnliche Art, sondern auf eine Weise, wie sie noch niemand angesehen hatte. Die Augen durchbohrten sie, erkannten sie.

Der Wolf.

Sie hatte gewusst, dass dieser Tag irgendwann kommen würde. Sie hatte es gewusst, wenn sie ihren alltäglichen Beschäftigungen nachging, doch sie hatte sich nie gestattet, darüber nachzudenken.

Aber sie hatte es immer gewusst.

Und jetzt war er da.

Zuerst kam von dort ein leises Knurren, das im Getöse des Festes unbemerkt blieb. Doch es war wie ein Tropfen Wasser, der eine Flutwelle auslöste.

Mit lautem Gebrüll und einem einzigen weiten Satz war der Wolf an Valerie vorüber und mitten auf dem Dorfplatz.

Der Vogt, der an der Ehrentafel gerade eine Rede schwang, blinzelte, als die gewaltige dunkle Gestalt vor ihm auftauchte, und verzog das Gesicht. Sein vom Alkohol benebelter Verstand versuchte zu verstehen. Erst gestern hatte er eine solche Gestalt gesehen, oben in der Höhle, aber dies hier konnte kein Wolf sein. Die Bestie, die ihn zum Helden gemacht hatte, war nur ein Schoßhündchen im Vergleich zu diesem ... *Ding*.

Aber diese Augen ... diese feurigen gelben Augen ... diese riesenhafte schwarze Gestalt ... dieses Fell, unter dem die Muskeln spielten ...

Grauenhaft.

Der Vogt erhob sich wankend. Seine Hand griff nach dem Messer in seinem Gürtel, denn er wusste alle Augen auf sich gerichtet.

Schnell wie ein Pfeil schoss der große schwarze Schatten auf ihn nieder und im nächsten Augenblick war er schon an ihm vorbei. Doch dieser eine Augenblick hatte genügt. Der Vogt stand reglos da, während eine dunkle Linie an seiner Kehle sich

weitete, und dann sank er zu Boden. Eben noch hatte er gegrinst und, seines Ruhmes gewiss, Hof gehalten, und jetzt war er tot.

»Wir werden angegriffen!«, rief jemand geistesgegenwärtig.

Panik schnitt durch das Dorf wie ein Schere durch feine Seide, als der Wolf über den Platz strich. Dorfbewohner stürzten von der Bühne, fielen in den Brunnen. Flaschen wurden umgeworfen, Körbe mit Äpfeln umgestoßen, weggeworfene Musikinstrumente lagen schaukelnd am Boden – ihre Saiten schwingen noch. Männer blieben nicht stehen, um Frauen, die in den Schneematsch gefallen waren, aufzuhelfen. Die Frauen rappelten sich selber wieder auf und schürzten ihre triefenden Röcke mit Händen, die nicht einmal zitterten, so entsetzt waren sie.



Claude hatte abseits gestanden und in der Hoffnung, dass William ihm irgendwann den Hut zurückbringen würde, seine Karten gemischt. Als die Panik losbrach, fuhr er vor Schreck herum, und dabei rutschten ihm die Karten aus den Händen. Sie fielen langsam

wie Blütenblätter und landeten sanft im Schutze. Claude ging auf alle viere und machte sich daran, seinen verstreuten Schatz einzusammeln. Er wusste, dass er eigentlich wieder aufstehen sollte, aber er wusste auch, dass er keine einzige Karte liegen lassen durfte, denn sonst würde sich nichts von all dem Bösen wiedergutmachen lassen und das Böse würde wuchern wie ein Pilz, bis es die ganze Welt verschlang.

Als er unter einen Wagen kroch und die Hand nach der Turmkarte ausstreckte, erstarrte er. Auf der anderen Seite des Wagens rutschte auf dem Rücken ein Mann vorbei, den der Wolf durch den Schnee schleifte, und sein Kopf und seine Gliedmaßen holperten wie ein Sack Äpfel über den Boden. Als sie vorüber waren und Claude nicht mehr die Sicht versperrten, erblickte er die Schneiderin, die zwei Monate zuvor mit ihrer Version des Bildes »Des Geliebten Rückkehr von der Jagd« als Siegerin aus dem Stickwettbewerb des Dorfes hervorgegangen war. Jetzt lag sie zusammengesackt auf der Erde und ein dunkler, warmer Blutschwall schoss aus ihr hervor.

Und während Claude wie ein Hund auf allen vieren dahockte, traf ihn die Erkenntnis,

dass er die Flut des Bösen niemals würde eindämmen können. Das Leben war so winzig klein, und ganz gleich, was er tat, das heitere Kartenspiel des Lebens würde immer verstreut werden und in den Schmutz dieser leidenden Welt fallen. Claude kauerte sich zusammen, und sein Körper wurde von Schluchzern geschüttelt.



Valerie stand mitten in dem Wahnsinn, an einem Ort jenseits der Angst.

Warum rennen sie alle? Was hat ihnen das Leben denn jemals gegeben? Sie haben die ganze Zeit dem Wolf gehört. Und jetzt ist er zurückgekommen und holt sich, was immer schon sein war.

Aber dann eilten mit großen Schritten vier Dorfbewohner an ihr vorbei, eingehüllt in ihre Mäntel und seltsam unerschrocken.

Der Grund wurde klar, als sie ihre Verkleidung abwarfen und die Waffen zückten – ein tückisch blitzendes Silberschwert, zwei furchterregende Streitäxte und Peitschen so dick wie Stahltrossen. Es waren Vater Solomons Soldaten. Sie hatten einfach

hinter den Kulissen gewartet, bis der richtige Tanz begann.

Einer von ihnen, der Hauptmann, bedachte Valerie mit einem abgebrühten Lächeln. »Lauf und versteck dich, Mädchen«, flüsterte er.

Sie betraten die Stätte des Grauens und aus den anderen Ecken des Platzes rückte der Rest von Solomons Männern heran.

Valerie blickte sich suchend nach der Kreatur um.

Der Wolf hatte gerade seine Krallen in den Rücken des Dorffleischers gebohrt, spitzte aber die Ohren, als ein wilder Schlachtruf ertönte, und schaute sich um, einen noch zuckenden Arm in seinem gewaltigen Maul. Es sah zwei Streitäxte niedersausen, die ein Hüne von einem Wikinger in seinen Händen wirbelte. Der Wolf schien beim Anblick des Eisenhagels in eine Starre zu verfallen, doch als die Äxte sich senkten, um zweifachen Tod zu bringen, ertönte ein Knurren, gefolgt von einer Bewegung, so schnell, dass kein Auge sie zu erfassen vermochte, und der Furcht einflößende Schlachtruf wurde jäh zu einem Schrei des Entsetzens. Die Äxte flogen durch die Luft. Eine bohrte sich in den verschneiten Boden, die andere traf einen

bedauernswerten Dorfbewohner auf der Flucht im Gesicht, dass das Blut spritzte.

Mit einem einzigen gewaltigen Satz war der Wolf sieben Meter weiter und jagte, während der Wikinger auf die einarmige Leiche des Fleischers fiel, einem anderen von Solomons Männern nach.

Valerie, die wie durch einen Albtraum irrte, machte eine unfassbare Beobachtung: Der Schreiber stand ganz nahe beim blutigen Geschehen und zeichnete eifrig, was er sah. Seine Hand bewegte sich schnell, seine Augen noch schneller, erfassten die Bestie in Teilen: Flanken, Fell, Zähne, Zunge. Er blickte nicht auf sein Pergament. Er erübrigte eine Sekunde, um Valerie anzusehen, und bedachte sie mit einem traurigen Lächeln, das zu verstehen gab, dass der Künstler über das, was er sah, entsetzt war, dass er aber von irgendeinem abartigen menschlichen Bedürfnis dazu getrieben wurde, es festzuhalten.

Valerie beobachtete, wie er sich näher an den Wolf heranschob, so nahe, dass er das elektrische Flirren seiner Nackenhaare und den aus seiner Schnauze triefenden Geifer sehen konnte. Seine Feder kratzte über die Seite, braune Tinte sprengte den

Pergamentbogen. Er schüttelte die Feder, als der Tintenfluss stockte, und diese kleine Bewegung genügte, um den Blick des Wolfs auf ihn zu lenken. Valerie schlug entsetzt die Hand vor den Mund, als sie sah, wie der Schreiber die Feder in die Höhe hielt – zu seiner Verteidigung? Oder wollte er damit zu verstehen geben: *Sieh her, ich bin nur ein Künstler?*

Es spielte keine Rolle. Es war die letzte Geste seines Lebens.

Valerie eilte zu seiner Leiche und hob sein letztes Werk vom Boden auf, ehe es von Blut und Schmutz besudelt wurde. Ein mächtiger Hengst preschte an ihr vorbei und wieherte, als ihm der Wind die Mähne in die Augen peitschte. Vater Solomon saß auf seinem Rücken.

»Flieht in die Kirche!«, brüllte er gegen das panische Geschrei an. »Der Wolf kann heiligen Boden nicht betreten!«

Als er sein Schwert zückte und über die Leiche des Vogts hinwegsprenge, spürte Valerie, dass er Genugtuung empfand. Er hatte die Dorfbewohner gewarnt, aber sie hatten nicht hören wollen, und jetzt hatten sie den Preis dafür bezahlt. Er war ein gutes Gefühl, recht zu behalten, das wusste

Valerie, selbst dann, wenn man sich lieber geirrt hätte.

»Dein letztes Stündlein hat geschlagen, du Bestie!«

Der silberne Harnisch blitzte im Feuer-schein, als der Jäger in den Kampf ritt. Valerie fragte sich, ob Solomons Schwert gegen das verfilzte dichte Fell des Wolfs ankommen würde. Gab es überhaupt eine Waffe, die mächtig genug war, um eine solche Kreatur niederzustrecken?

Die hochaufragende Wolfspuppe hatte sich in einen orangerot lodernden Fleck vor dem Himmel verwandelt.

Solomons Männer näherten sich dem Wolf in geduckter Haltung. Das Gesicht der Bestie ließ weder Angst noch Wut erkennen. Valerie hatte eher den Eindruck, dass sie leicht ver-ärgert blickte. Fast schon belustigt.

Ein Soldat schwang eine Kette mit einer spitzenbesetzten Metallkugel an jedem Ende. Die Waffe erschien fürchterlich in ihrer Einfachheit. Und mit ebensolcher Einfachheit tötete der Wolf den Soldaten.

Als Nächster stürmte ein dunkelhäutiger Soldat mit einem Krummsäbel vor, streng und schön in seinem Zorn. Er schien verblüfft, als die Klauen des Wolfs ihr Ziel

fanden, seine durchbohrte Haut aufplatzte und aus dem Schlitz zwischen der oberen und unteren Brustplatte ein langer Blutstrahl herausschoss.

Und noch immer griffen die Soldaten, einer nach dem anderen, an und ließen dem Wolf keine Ruhe.

Schließlich kam der Hauptmann gelaufen und knallte grimmig mit seiner Peitsche. In seinem eng sitzenden, blitzsauberen Harnisch erinnerte er mehr an eine schöne Statue als an einen Menschen. Sein Bruder stieß mit stolzem Schritt zu ihm. Auch er zog seine Peitsche hervor, die fest aufgewickelt war. Er entrollte sie in Vorbereitung auf den Kampf.

Die beiden Männer näherten sich dem Wolf von zwei Seiten. Ein dritter Soldat ging hinter ihnen, schwer atmend, eine Lanze im Anschlag. Die Brüder bewegten sich geschmeidig auf und ab wie Delfine, während sie mit ihren Peitschen knallten. Die meisten Dorfbewohner hatten Solomons Warnung inzwischen beherzigt und waren in die Kirche geflüchtet. Doch Valerie stand da und sah zu, innerlich so gespannt wie jetzt die Lederpeitschen.

Sie dachten schon, sie hätten ihn.

Doch der gefangene Wolf stemmte seine Läufe gegen den Boden und begann, rückwärts zu gehen und die Brüder an ihren gespannten Peitschenriemen mitzuziehen.

Die riesigen Männer rutschen durch den Matsch und kämpften mit dem Gleichgewicht, indem sie versuchten, sich weder zu weit nach vorn noch zu weit nach hinten zu lehnen. Ihre Beine zitterten vor Anstrengung. Doch der Wolf hatte mit ihrer beider Gewicht keine große Mühe.

Dann kam es zu einem Bruch, zu irgendeiner unvermeidlichen Entladung von Spannung, und Valerie blieb fast das Herz stehen, als sie sah, wie der Wolf den Hauptmann auf der einen Seite durch den blutgetränkten Schnee schleifte und dessen Bruder auf der anderen Seite über den Platz schleuderte, so dass sein Körper wie eine Sternschnuppe durch die Luft sauste.

Der Bruder des Hauptmanns versuchte, auf die Beine zu kommen, doch der Wolf riss ihn wieder zu Boden.

Valerie blickte zu Vater Solomon, der auf seinem mächtigen Ross saß, und was sie in seinem Gesicht sah, hätte sie niemals für möglich gehalten.

Verunsicherung.

Der Mann, der bei seinem Kommen auf alles vorbereitet schien, hatte sich über-rumpeln lassen.

Der Soldat mit der Lanze drehte sich um und schritt auf Solomon zu, der den Kampfplatz scharf im Auge behielt. »Er ist stark - stärker als alle, denen wir bisher gegenübergetreten sind!«

»Hab Vertrauen. Gott ist stärker«, erwiderte Solomon, blickte geradeaus und gab, den Griff seines Schwertes fest in der Hand, dem Pferd die Sporen.

Am anderen Ende des Platzes horchte der Wolf auf, als der Name Gottes fiel. Er wirbelte herum, blickte zu Vater Solomon und ließ ein leises Knurren vernehmen. Solomon sah der Bestie in die Augen. Er griff zu dem Kruzifix, das er an einer Kette um den Hals trug, und küsste es.

Valerie sah, dass Zweifel, Angst oder was immer Solomon befallen haben mochte, nun von ihm wich und dass er wieder der selbstgewisse Mann und Rächer wurde.

»Gott ist stärker!«

Und damit ließ er die Zügel schnalzen und drückte seinem Ross abermals die Sporen in die Flanken. Im vollen Galopp erhob er sein Schwert - das Schwert des Gotteszorns.

Aber der Wolf wich nicht von der Stelle. Furchtlos. Herausfordernd.

Und dann öffnete er das Maul und stieß ein schauerliches Brüllen aus, das den Boden unter Valeries Füßen erzittern ließ.

Solomons Pferd scheute, bäumte sich auf, überkreuzte die Hufe, stolperte über die eigenen Beine und schleuderte seinen Reiter durch die Luft. Mitten in der Glut des Freudenfeuers schlug er auf dem Boden auf. Eine Funkengarbe schoss in die Höhe und das Pferd jagte mit trommelnden Hufen davon.

Solomon schrie vor Wut und Schmerz und der Wolf schien sich darüber zu amüsieren. Valerie konnte seine Freude im Spiel seiner Muskeln spüren, als er in Richtung Glut stürmte, um seinem hilflosen Feind den Garaus zu machen. Solomon, der sein Schwert verloren hatte und versuchte, dem Feuer zu entrinnen, wusste, dass sein Ende gekommen war.

Zischhhhhhh! Wie aus dem Nichts huschten schräge Schatten über den Platz.

Nein, nicht wie aus dem Nichts – der maskierte Schütze saß auf dem Balkongeländer der Schenke und verschoss mit einer Repetierarmbrust Bolzen mit silbernen Spitzen. Die

Bolzen flogen in Richtung des Wolfs, der ein empörtes Knurren ausstieß und mit einem mächtigen Satz auf ein Haus sprang. Pfeil um Pfeil schickte der Armbrustschütze dem über die Dächer hüpfenden Schatten nach.

Dann verschwand die Bestie mit einem letzten Sprung in der Nacht.

Aber noch war der Tanz nicht vorüber. Valerie beobachtete, wie eine Gestalt der rauchenden Glut entstieg und sich heiße Asche aus dem Gesicht wischte. Er hatte sich verbrannt, war fürs Leben gezeichnet. Aber getrieben von Schmerz und Hass, von bitterem Zorn und Rachedurst, erhob sich Vater Solomon.

Er war wiederauferstanden.



Kapitel 18

Er verfolgte zwei Gestalten. *Menschliche Gestalten. Wehrlos.* »Claude«, wimmerte eine der beiden, kaum fähig, ein Wort herauszubringen.

Klächlich. Doch ein klägliches Wimmern klingt laut in den Ohren eines Jägers.

So laut wie das Klopfen eines Mädchenherzens.



Der Rauch brannte Valerie in den Augen, als sie zwischen den Trümmern umherging. Sie fühlte sich losgelöst, getrennt von den Ereignissen, die sie soeben miterlebt hatte, als wäre sie hinter einer Glaswand. Sie fragte sich, warum sie nicht unter den Toten war. Warum war sie verschont geblieben und ihre Schwester nicht? Und warum war sie nicht ebenso zu Tode verängstigt wie Roxanne, die neben ihr zitterte?

»Claude!«, rief Roxanne wieder mit Panik in der Stimme. »Wo bist du?«

Roxanne machte sich Sorgen um ihren Bruder. Aber sie und Valerie hatten Claude nicht unter den Dorfbewohnern gefunden, die sich in der Kirche drängten. Sie hatten nur ihre Eltern gefunden und gleich wieder verloren, als sie weitergingen.

Und bis jetzt hatten sie Claude auch unter den Toten nicht entdeckt.

Bis jetzt.

Auch nach Peter suchte Valerie. Am liebsten hätte sie einfach nach ihm gerufen, aber Daggorhorn war ein Dorf, das vom Klatsch lebte. Und so hütete sie ihr Geheimnis, selbst unter diesen tragischen Umständen.

Aber da war noch etwas anderes, was sie davon abhielt, laut nach ihm zu rufen. Ein Verdacht, der sich in ihrem Inneren regte und den ihr Verstand bislang nur vage in Erwägung gezogen hatte, ohne ihn sich ganz zu eigen zu machen. *All das hat angefangen, als Peter ins Dorf gekommen ist ... Das muss ein Zufall sein ...*

Sie spürte eine Bewegung in der Nähe und schaute sich, um Roxanne nicht zu erschrecken, vorsichtig um. Aber das genügte bereits.

»Was ist? Ist da was?«

»Nein, nichts.«

Sie legte der Freundin beruhigend eine Hand auf den Arm und überlegte, was sie als Nächstes tun sollten.

»Da lang«, sagte sie und führte Roxanne in die Färbergasse.



Als der Wolf den Gestalten um die Ecke folgte, mischte sich der stechende Geruch von Farbe in den Angstgeruch des einen Mädchens.

Aber was war mit dem anderen Mädchen?

Wie seltsam, jemanden zu verfolgen, der nicht nach Angst riecht.



Valerie dachte gerade an Lucie. Diese Gasse hatten sie immer geliebt, diesen schmalen, zauberhaften Weg mit den Färbebottichen und seinem Teppich aus Blütenblättern, die aussahen wie vom Himmel gefallene Flocken. Valerie war ihre ganze Kindheit über hierhergekommen und hatte immer davon geträumt, mit den Händen über die

einladende Oberfläche der tiefblauen Flüssigkeit zu streichen oder ihre schmutzigen Füße hineinzustecken. Einmal hatte sie es sogar getan. Aber Lucie, die große Schwester, hatte sie gepackt und ihre blau-beerblaue Hand aus dem langen, niedrigen Bottich gezogen. Als Wiedergutmachung hatte Lucie für sie eine Handvoll Blumen aus den Speichertürmen gestohlen und ihr noch am selben Abend sorgfältig ins Haar geflochten.

Wenn Blumen doch ewig leben könnten.

Und Schwestern auch.

Etwas hatte Roxanne erschreckt. Sie stieß einen schrillen Schrei aus und taumelte vorwärts. Valerie bekam sie am Handgelenk zu fassen und zog sie vom Rand eines Bottichs mit blauer Küpe weg, die im Mondschein granatrot schimmerte.

»Vorsicht!«

Hinter ihnen ertönte ein Klappern. Sie wirbelten herum. Valeries Herz setzte einen Schlag aus.

Der Wolf kam durch den Rauch auf sie zu. Er knurrte gierig und fletschte die blutverschmierten, messerscharfen Fänge.

Valerie drehte sich wieder herum und zog die vor Furcht erstarrte Roxanne mit sich

fort. Beim Rennen wirbelten sie mit ihren Füßen Blütenblätter hinter sich auf.

Doch die Gasse hatte keinen Ausgang. Sie führte nirgendwo hin. Valerie verfluchte sich dafür, dass sie nicht daran gedacht hatte. Da war nur die Wand der Speichertürme, die mit Schnittblumen zum Färben gefüllt waren. Zum Hinaufsteigen waren Steigstifte in das Holz getrieben. Valerie sprang hoch, bekam einen zu fassen und zog sich daran hinauf. Sie schaute nach unten. Der Wolf war nirgends zu sehen. Vielleicht hatte er das Interesse verloren.

Roxanne stand da wie gelähmt. Valerie fasste nach unten. »Nimm meine Hand.«

»Ich kann nicht.«

»Nun mach schon!«

Aber Roxanne rührte sich nicht. Valerie ließ den Stift los und landete neben Roxanne. Sie wollte sie gerade aus ihrer Erstarrung rütteln, da sprang der Wolf vor sie hin.

Er war riesengroß, so groß, dass er überall war, größer als jeder Mensch, der je auf Erden gewandelt war. Das also war das Ungeheuer, das seine Zähne in das Fleisch ihrer Schwester geschlagen hatte. Valerie spürte, wie der Mut sie verließ und der Angst Platz machte.

Aber sie konnte ihren Blick nicht von dem gleißenden Gold der Wolfsaugen wenden.

Der Wolf blinzelte nicht. Sie atmeten gleichzeitig aus und ein.

Die Welt wurde still. Dann vernahm Valerie eine Stimme, die wie ein Durcheinander von männlichen und weiblichen, menschlichen und tierischen Lauten klang. Ein Mischmasch aller Stimmen, die sie jemals gekannt hatte, vibrierte tief in ihrem Inneren. Die Stimme des Teufels.

»Hast du geglaubt, du könntest vor mir davonlaufen?«

Valerie hatte das Gefühl, dass der Himmel sich drehte und die Erde unter ihr nachgab. »Wie ...«, erwiderte sie. »Du kannst sprechen?«

»Wichtig ist nur, dass du mich verstehst, Valerie.«

Valerie roch die schwere Süße der Blumen, die sich mit dem holzigen Moschusgeruch des Wolfs vermischte.

»Du weißt, wie ich heiße«, erklärte sie wie betäubt.

»Was tust du denn da, Valerie?«, fragte Roxanne mit zitternder Stimme.

Der Wolf drehte sich zu Roxanne herum und knurrte, bis ihre Beinen unter ihr

einknickten und sie lautlos zu Boden sackte. An Roxannes Schicksal war er nicht interessiert und richtete seine Augen wieder auf Valerie. Wieder erklang die Teufelstimme, erfüllte ihren Körper und Geist.

»Wir sind uns ähnlich, du und ich.«

»Nein«, erwiderte Valerie rasch, deren Innerstes sich gegen diesen Gedanken sträubte. »Nein. Du bist ein Mörder. Ein Ungeheuer. Ich bin überhaupt nicht wie du.«

Sie fasste hinter sich und tastete nach etwas, woran sie sich festhalten konnte. Da war nichts.

»Auch du hast getötet. Ich kenne deine Geheimnisse. «

Valerie spürte, wie ihr Atem in den Körper zurückwich und sich mit ihrem Herzschlag vermischte, der in ihrer Brust hämmerte. Die Worte des Wolfs hatten tief in ihr drin eine Saite zum Schwingen gebracht.

»Du bist eine Jägerin«, fuhr der Wolf, sie neckend, fort. **»Selbst jetzt kann ich es an dir riechen.«**

Valerie fragte sich unwillkürlich, was der Wolf wohl zu Lucie gesagt hatte. Ihre Gedanken explodierten alle gleichzeitig und lähmten sie.

Der Wolf kam näher. Valerie betrachtete seine wunderschönen gelben Augen.

» Was ... hast ... du ... für ... große ... Augen ...«, sagte sie leise.

»Dass ich dich besser sehen kann.«

Valerie war von diesem unfassbar eindringlichen Blick wie hypnotisiert und konnte nicht wegsehen, als die nächste Ungeheuerlichkeit geschah. Die Haut auf beiden Seiten der Wolfsstirn teilte sich, brach auf wie eine scheußliche Blüte und enthüllte ... *ein zweites Augenpaar.*

Ein Augenpaar, das noch eindrucksvoller war als das erste. Empfindsam und intelligent. Allwissend.

Menschlich.

Bevor Valerie reagieren konnte, sprach der Wolf wieder, und sein mächtiger Schweif fegte den Staub von einer Seite auf die andere.

»Ich kann in dein Herz hineinsehen«, sagte er. Seine feuchten schwarzen Lippen glänzten violett, seine Zähne standen in zerklüfteten Reihen, mit dunklen Löchern dort, wo welche fehlten oder schief gewachsen waren.

»Du möchtest fort aus Daggorhorn. Du möchtest frei sein.«

Einen Moment lang dachte Valerie wie ein Wolf. Sie stellte fest, dass sie das konnte.

Sie fühlte, wie es wäre, frei zu sein, durch einen dunklen Wald zu laufen, das Blut in Wallung, der Beute dicht auf den Fersen. Ein Leben zu führen ohne Angst, frei von Fesseln und Banden. Zu tun, was ihr beliebte, nicht an einen Ort gebunden zu sein, nicht mehr wie ein Insekt zu leben und auf engstem Raum hin und her zu laufen. Sie spürte, wie diese Aussicht auf ein neues Leben sie überwältigte und ihre Verbindung zur Gegenwart kappte.

»Nein ...«, versuchte sie zu sagen.

Aber der Wolf, diese Augen sahen, dass er an einer Wahrheit gerührt hatte.

»**Geh mit mir fort**«, sagte er. Valerie zögerte, und der Wolf wiederholte in das Schweigen hinein: »**Geh mit mir fort.**«

Das habe ich schon einmal gehört.

Irgendwo in der Ferne ertönten Rufe, das Gebrüll von Soldaten, Waffengeklirr. Der Lärm half ihr, wieder einen klaren Gedanken zu fassen.

»Vater Solomon wird dich aufhalten.« Valerie hörte, wie sie klang. Wie ein kleines Mädchen, das hilflos und allein das Gesicht

in den Händen vergrub und darauf wartete, dass jemand kam und alles wiedergutmachte.

Der Wolf richtete sich zu seiner vollen Größe auf und zog seine Schulterblätter zurück. Sein Schatten fiel auf die Gesichter beider Mädchen.

»Vater Solomon weiß nicht, womit er es zu tun hat.« Der Wolf hatte einen neuen Ton angeschlagen. **»Geh mit mir fort, sonst töte ich alle, die du liebst.«**

Valerie erzitterte unter dem Gewicht seiner Forderung. Wie sollte sie sich da entscheiden?

Der Wolf zuckte ungeduldig mit den Ohren. **»Und mit deiner Freundin hier fangen wir an.«**

Er machte einen Schritt auf Roxanne zu und riss das große Maul auf.

Unglaublich, aber genau in diesem Augenblick tauchten zwei Gestalten aus der Dunkelheit auf. Der maskierte Schütze eröffnete sofort das Feuer auf den Wolf, als er und Solomon um die Ecke in die Gasse einbogen.

»Ich komme wieder zu dir.« Der Wolf beugte sich zu Valerie hinab. **»Bevor der Blutmond vorüber ist.«**

Als der Wolf über die Mauer setzte, schnappte sich Solomon die Armbrust und feuerte einen Pfeilhagel ab, doch der Wolf verschwand bereits in der Nacht.

Solomon kletterte ihm nach, kam aber oben nicht über die Mauer. Er schoss und lud nach, schoss und lud nach, ohne ein Auge von dem Wolf zu wenden, der mit federnden Sprüngen entschwand.

Solomon zitterte von der Anstrengung, seine Wut und seine Kraft zu bezähmen, als er katzenleich auf den Boden zurücksprang. Valerie sah, dass seine Wange schwarz, rot und gelb gefleckt war, wie farbiges Kerzenwachs, das zusammengeschmolzen war. Er fasste in die Küpe des Bottichs, schöpfte eine Handvoll heraus und roch daran. Er ließ die Flüssigkeit zurückfließen und schüttelte die Hand aus.

Er führte die Mädchen in Richtung Kirchhof, doch als sie den Platz überquerten, auf dem nur noch die Glut des Feuers übrig war, trat ihnen eine von Panik ergriffene Frau in den Weg. »Gott stehe uns bei!«

»Gott wird nur denen beistehen, die sich seine Liebe durch ihren Glauben und ihre Taten verdient haben«, erwidert Solomon und blickte in die Richtung, in die der Wolf

geflüchtet war. Er erinnerte Valerie an eine gereizte Hornisse – ein Anführer, der in seiner Eitelkeit verletzt worden war.

Valerie blickte zu Roxanne. Sie kaute an ihrem Daumen. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, sodass ihre Sommersprossen hervorstachen wie Sprenkel auf einem Rotkehlchenei.

Am Kirchhofort unterhielt sich der Hauptmann gerade in einer fremden Sprache mit einem Soldaten, wobei er mit tieferer Stimme als sonst sprach. Er unterbrach die Unterhaltung und führte sie in den Hof. Am Tor prangte ein Bild von Christus als Wolfstöter, der einem Wolf einen Dolch in die Brust stieß. Der Anblick verursachte Valerie Gänsehaut.

»Hier kann euch nichts geschehen.« Der Hauptmann wechselte mühelos zwischen den Sprachen.

»Aber mein Bruder!«, protestierte Roxanne. »Ich muss ihn finden.«

»Wenn er am Leben ist, wirst du ihn drinnen finden.«

»Warten Sie!«, schrie sie, aber er hatte bereits die schwere Eisentür hinter ihnen zugeschlagen.

Valerie sah ihre Freundin mitfühlend an. Und sie selbst machte sich immer noch Sorgen um Peter. »Ich bin mir sicher, dass es ihm gut geht, Roxanne. Er weiß sich auf seine Weise zu helfen.«

Roxanne starrte sie an, als wäre sie eine Fremde. »Du hast mit dem Wolf gesprochen«, flüsterte sie vorwurfsvoll mit angstverzerrter Stimme.

»Ich musste doch«, antwortete Valerie. »Er hat uns ja angesprochen. « Sie dachte, sie wären darin einer Meinung.

»Nein«, widersprach Roxanne. »Er hat uns *angeknurrt* ...« Die Angst in ihren Augen wuchs. »Du hast gehört, wie er zu dir *gesprochen* hat?«

Valerie begriff die ganze Trageweite dessen, was soeben geschehen war. Roxanne hatte kein Wort verstanden. Nur sie selbst hatte den Wolf verstanden. In einem Dorf wie diesem war die Gefahr, dass jemand von ihrer Gabe erfuhr, gewaltig. Sie schaute sich um, um festzustellen, ob jemand zugehört hatte.

Sie stellte sich vor, welche Gerüchte sich verbreiten würden, falls jemand davon erfuhr. Und dann stellte sie sich selbst die Fragen: Warum hatte der Wolf nur zu ihr

gesprochen? Warum hatte ihn nicht auch Roxanne verstanden? Valerie wurde es in der eigenen Haut zu eng.

»Sie werden mich als Hexe beschimpfen, sag niemandem etwas davon«, flehte sie mit heiserer Stimme.

Roxanne sah sie an. Sie schien Valeries Angst als Bestätigung ihrer eigenen zu akzeptieren. »Natürlich nicht. Ist doch klar.«

Valerie war froh, dass Roxanne nicht zu der Sorte Mädchen gehörte, die jetzt fragen würden, was der Wolf gesagt hatte. Sie warf einen verstohlenen Blick auf die Freundin, die mit blassem Gesicht und starrem Blick auf die Kirchentür zuing. Sie sah genauso aus, wie ein Mädchen aussehen sollte, das gerade von einem Werwolf gejagt worden war. Wieder fragte sich Valerie, warum sie selbst keinen Schock davongetragen hatte. Alles erschien ihr ... ganz natürlich, als liege es in der Ordnung der Dinge

Während sie Roxanne anschaute, sah sie einen Blutstropfen fallen, und dann noch einen.

Roxanne fasste sich ins Gesicht und spürte etwas Nasses unter der Nase. Nach dem Gemetzel, das sie gesehen hatte, war es nur ein

einfaches Nasenbluten. Sie schüttelte den Kopf und trat in die Kirche.

Valerie sah ihr nach, dann legte sie den Kopf schräg und blickte zum Himmel. Und während sie so allein dastand und am Kirchturm hinaufschaute, ging ihr etwas auf. Diese Augen. Das zweite Augenpaar, das der Wolf ihr gezeigt hatte.

Es war ihr bekannt vorgekommen.



TEIL DREI





Kapitel 19

Als Valerie im Morgengrauen erwachte, konnte sie die bittere Kälte wie Rost auf ihrer Zunge schmecken. Verlegen schaute sie sich um. Sie hatte von Peter geträumt, wie er sie berührte. Doch das Bild verflog, als die Erinnerung an das Blutbad wiederkehrte.

Wo ist er?

Valerie verscheuchte den Gedanken, erhob sich von der harten Kirchenbank und streckte ihren Rücken. Die Tür der Zufluchtstätte stand weit offen. Sie konnte sehen, dass Daggorhorn in Nebel gehüllt war wie in einen Gazevorhang, durch den das Dorf fahl und trostlos aussah.

Der Hauptmann hatte das Kirchhoftor geöffnet. Sie trat durch das Tor und sah, dass einige Männer damit beschäftigt waren, die verkohlten und blutigen Überreste, mit denen der Platz übersät war, einzusammeln.

Alles war still, nur das Kratzen der Schaufeln auf dem Winterboden war zu

hören. Der Nebel umschlang ein Gestrüpp. Die Luft war zu dumpf und die Menschen waren unruhig.

Sie sah Henry den Platz überqueren, aber er schien sie nicht zu bemerken. Vielleicht war es ihm peinlich, wie er sich bei dem Fest benommen hatte. Fast hätte sie ihn gerufen, verkniff es sich aber, als sie daran dachte, was danach geschehen war, wie Peters Hände sie berührt hatten. Henry ahnte gar nicht, dass sie diejenige war, die sich schämen sollte.

Sie vernahm Hufgetrappel und dann kam Solomons Pferd in Sicht. Seine Läufe verschwanden im tief liegenden Nebel, sodass es zu schweben schien. Sein Reiter, das Gesicht blutig und rauchgeschwärzt, hielt an und ließ den Blick über die Stätte des Grauens wandern. Er trug ein langes schwarzes Gewand mit Stickereien an den Schultern. Ein Handschuh klemmte zwischen seinen Zähnen, den anderen zog er gerade aus. Mit Erstaunen sah Valerie, dass seine Fingernägel mit Silber überzogen und spitz wie Dolche waren. Sie glänzten matt und sauber und die Nagelhaut war ordentlich bis ans Nagelbett zurückgeschoben.

Sein Gewand mit den Händen raffend, eilte Pater Auguste herbei und trat zu dem älteren Mann. Vater Solomon blickte auf ihn herab, ohne aus seiner Verachtung einen Hehl zu machen.

»Bitte verzeihen Sie«, sagte Auguste mit klammer Stimme. »Wir hätten niemals an Ihnen zweifeln dürfen. Diesen Fehler werden wir kein zweites Mal machen.«

Die versammelten Dorfbewohner warteten auf Vater Solomons Antwort. *Von nun an*, dachten sie im Stillen, *setzen wir unsere Hoffnungen in ihn*.

Er stieg vom Pferd und schritt bewusst langsam aus, da er die Augen des Dorfes auf sich gerichtet wusste. »Ich habe noch nie eine so starke Bestie gesehen wie diese. Der Fluch wird vererbt, und jede Generation ist mächtiger als die vorausgegangene, aber eine mit einer so langen Blutlinie ist mir noch nicht untergekommen. Ich möchte diese Bestie nicht einfach töten!«

Nicht einfach töten?

»Nicht mehr. Ich möchte sie leiden lassen.«

Er gelangte zu der Leiche des Vogts, die neben der umgestürzten Festtafel lag. »Ich hoffe, er hat sein Fest genossen«, sagte

Solomon und stieß dicht neben dem Toten mit dem Fuß in den Schnee. Der Leichnam sah zwischen den Trümmern so leblos aus, dass niemand auch nur zusammenzuckte. Alle waren sich sicher, dass der Vogt es nicht gespürt hatte, dass alles, was er gewesen sein mochte, längst aus dieser Welt gegangen war und nichts mehr von ihm auf dem hart gefrorenen Boden lag.

Solomon bemerkte, dass der Hauptmann sich über den Leichnam seines Bruders gebeugt hatte und ein Bein im Arm hielt, als wäre es ein Säugling. Von der Wunde aus rankten sich roten Schlieren nach allen Seiten. Der Körper sah aus, als wäre er vollgepackt, als wären die Muskeln unter der Haut zum Zerreißen gespannt.

Solomon ging zu ihnen. »Ein gebissener Mann«, sagte er kalt wie Marmor zum Hauptmann, »ist ein verfluchter Mann.«

Darauf zückte er sein Schwert und stieß es dem Bruder in die Brust. Der Hauptmann schloss die Augen, und als er sie wieder öffnete, war sein Blick härter geworden. Er ließ das Bein des Bruders los und drehte sich weg.

Solomon wandte sich ungerührt an die Menge. »Bewohner von Daggorhorn«, rief er

mit ungebrochener Stimme, »er wird Zeit, dass wir ernst machen.«

Sein gebieterischer Ton gefiel den Leuten. Sie wollten, dass man ihnen einen Plan vorgab. Was er soeben getan hatte, hatte sie beeindruckt: Der Bruder des Hauptmanns war ein Fremder und im Tod war er für sie zu einer Bedrohung geworden. Solomon hatte rasch und ohne falsche Gefühlsduselei das Notwendige getan.

»Es wird kein Fest mehr geben« – Solomon bückte sich und klaubte eine Schweinsmaske aus dem Schnee –, »bis der Werwolf in seiner menschlichen Gestalt gefunden und vernichtet ist. Und dabei werden wir keine Mittel scheuen.«

Solomon ließ die Maske wieder fallen. Seine Männer scharten sich um ihn. Diesmal versteckten sie ihre Waffen nicht.

»Es könnte jeder von euch sein. Aus diesem Grund werden wir überall nachsehen. Verdächtige Anzeichen sind eine abgeschiedene Lebensweise, Hexerei, schwarze Künste, sonderbare Gerüche ... Wir werden eure Häuser durchsuchen. Eure Geheimnisse lüften. Wer unschuldig ist, hat nichts zu befürchten. Aber wer schuldig ist,

und das schwöre ich beim Leben meiner Kinder, wird vernichtet werden.«

Solomon sah, wie die Dorfbewohner seine Soldaten und ihre Waffen musterten.

»Meine Frau ist gestorben. Eure Väter, eure Söhne, eure Töchter sind gestorben. Sorgen wir dafür, dass ein paar von uns übrig bleiben, um ihrer zu gedenken«, sagte er und schritt durch die herumliegenden Trümmer der letzten Nacht davon.

Ein Murmeln ging durch die Menge, und überall wurde entschieden genickt, während die Dorfbewohner ihre Nachbarn, Freunde, Ehemänner, Ehefrauen und Kinder ansahen.

Valerie verspürte ein seltsames Verlangen, etwas zu sagen, konnte sich aber nicht dazu überwinden. Der Eifer, mit dem ihre Nachbarn dem neuen Herrn gehorchten, stimmte sie bedenklich. Ihr Magen knurrte laut, und ihr fiel auf, dass sie noch gar nichts gegessen hatte. Sie duckte sich hinter die Menge und lief nach Hause, froh, dass sie einen Grund hatte, nicht länger zuhören zu müssen.

Ihr Vater und ihre Großmutter waren da, aber sie hatte nur Augen für ihre Mutter. Suzette sah klein und schmal aus, ihre Haut hing schlaff herab, als passe sie nicht mehr, als hätte sie sich ein Gesicht gekauft, das

eine Nummer zu klein war. Brust und Hals glänzten vor Schweiß, das wellige Haar klebte ihr am Schädel. Sie lag auf dem Bett und wirkte winzig unter der Steppdecke, die Großmutter Mutter gefertigt hatte.

Der Wolf hatte Suzette das Gesicht aufgeschlitzt.

Das Blut auf ihrer Wange war zu einer dicken Kruste getrocknet, und es war unmöglich zu erkennen, wie schwer sie verletzt war.

Cesaire schaute auf, als Valerie eintrat. Er zog sie an sich. Dann nahm Großmutter Valerie bei der Hand, und Cesaire kümmerte sich um das Wasser, das auf dem Herd kochte. Während Valerie ihrem Vater dabei zusah, reiste sie in Gedanken in eine andere Zeit.

Früher wussten wir immer, dass Badetag war, wenn wir vier Töpfe mit Wasser auf dem Herd stehen sahen. Irgendwann kam meine Mutter herein, zog sich das Kleid über den Kopf, löste ihr Haar. Ihr Körper war schön, das begriff ich schon als Mädchen. Er strahlte, als hätte sie etwas Magisches unter der Haut. Sie setzte uns beide immer zuerst in den Zuber, indem sie uns unter den Achseln hochhob und sanft ins warme Wasser

gleiten ließ. Dann rutschte sie selber herein und schob die Beine an uns vorbei, ganz vorsichtig, wobei meine Schwester immer direkt bei ihr saß, und dahinter erst ich. Wenn ich mit Lucie und meiner Mutter zusammen war, kam ich mir eigentlich immer etwas abseits vor.

Wir Mädchen lehnten uns abwechselnd zurück und tauchten die Köpfe unter Wasser. Wenn ich an der Reihe war, schwenkte ich mein Haare hin und her, vor und zurück, vor und zurück, sodass ich mich wie eine Meerjungfrau fühlte.

Diese Zeit war nun vorbei. Valerie befürchtete, ihre Seele könnte das Bild ihrer Schwester aus ihrem Gedächtnis verbannen, einfach nur, um die Situation für sie erträglicher zu machen. Erinnerungen verblassten irgendwann. Sie hatte schon so viele Erinnerungen, dass sie am liebsten aufhören würde, neue zu sammeln. Sie hatte schon so viele Erfahrungen, die es zu verstehen galt, und jeden Augenblick kamen neue hinzu.

Jetzt sah sie sich an, was geblieben war.

Ihr Vater kümmerte sich um seine Frau, brachte ihr heiße, nasse Tücher, damit sie sich das Gesicht abtupfen konnte. War das Zärtlichkeit?, fragte sich Valerie. Oder nur

Theater, das er Großmutter vorspielte? Oder hatte Lucie recht gehabt? War das Liebe?

Valerie sah, dass Cesaires Augen auf Suzette liegender Gestalt ruhten. Und sie fragte sich, ob er sie wirklich noch sah. Nach achtzehn Ehejahren schien Cesaire nicht mehr zu bemerken, wie sanft sie mit ihren Töchtern umging oder wie sie sich in den Sommermonaten das sonnengebleichte Haar kämmte. War das die Ehe? Die Unfähigkeit, den anderen zu sehen, uns selber zu sehen, weil wir zu dicht beieinanderstehen? Würde sie mit Henry so ein Leben haben? Mit Peter?

Valerie wusste, dass ihre Eltern dieselben Schicksalsschläge erlebt hatten, doch sie hatten sie nicht zusammen erlebt. Sie hatten sie getrennt voneinander durchlitten, zur selben Zeit.

Suzette, die möglicherweise spürte, was in Valeries Kopf vorging, machte eine ausholende Handbewegung und stieß gegen eine Zinnschale auf dem Nachttisch, die scheppernd zu Boden fiel. Als Valerie sich danach bückte, stöhnte ihre Mutter wieder.

In Erinnerung an Solomons Worte ging Valerie noch einmal die Ereignisse der Nacht durch. Hatte sie den Wolf gesehen, als ihr

das Gesicht aufgeschlitzt worden war? Wo war ihre Mutter gewesen?

Ist meine Mutter der Wolf? Valerie konnte den Gedanken nicht ertragen, und als Großmutter sie sanft in Richtung ihrer Mutter schob, ging sie ohne Zögern zu ihr.



Kapitel 20

Schwere Stiefelschritte kamen die Leiter herauf, dann klopfte es an die Tür. Sie waren also, wie sie es angekündigt hatten, gekommen, um ihr Haus auf den Kopf zu stellen, um sie auf Herz und Nieren zu prüfen. Die Inquisitoren würden in ihrem Leben herum-schnüffeln und ihre Geheimnisse ans Licht zerren.

Was haben wir zu verbergen?, fragte sich Valerie.

Poch! Poch! Poch! Das Klopfen wurde nachdrücklicher.

Valerie ließ die Kette eingehängt, als sie in der Erwartung, den Hauptmann oder Solomon selbst zu erblicken, die Tür einen Spaltbreit öffnete.

Stattdessen blickte sie in ein Paar glühende Augen, die sie eindringlich ansahen ... die ihr Angst machten. Wie die Augen, die sie in der dunklen Gasse gesehen hatte.

»Peter?«

»Valerie, mach die Tür auf.«

Valerie zögerte. Eine innere Stimme riet ihr davon ab. Er drückte gegen die Tür, und sie knackte unter dem Druck, aber die Kette hielt.

»Mach auf!«

Warum war er so ungestüm?

»Du hättest nicht herkommen dürfen«, hörte sie sich sagen.

»Wir sind alle in Gefahr«, zischte Peter. »Wir müssen von hier fort.«

Seine Pupillen waren nur stecknadelkopfklein, sie glommen, als würde ein Feuer in ihnen brennen. Sie dachte an den Jungen, der er einmal gewesen war, und sie musste sich eingestehen, dass er dieser Junge nicht mehr war.

»Hol deine Sachen. Schnell. Geh mit mir fort.«

Valerie dachte an den Kornspeicher, an seinen Atem auf ihrer Haut, an ihr Gefühl, dass er sie verschlingen wollte.

Geh mit mir fort, sonst töte ich alle, die du liebst.

Das hatte er nicht gesagt – oder? Nein, das war der Wolf gewesen.

Aber da war er, starrte sie mit seinen eindringlichen, gefährlichen Augen an.

Drückte gegen die Tür. Zerrte an ihrem Herzen. Versuchte, sie fortzulocken.

Sie trat zurück, so wie sie von einem Wagen zurücktreten würde, der in vollem Tempo vorbeiraste.

»Valerie, wir haben keine Zeit.«

Zwei Tage war er erst hier, und doch hatte sich viel verändert ... seit sie beschlossen hatte, mit ihm zu gehen, seit sie begonnen hatte, ihm zu vertrauen. Ihre Schwester war ermordet worden. Ihr Dorf war verwüstet, ihre Mutter angegriffen worden.

Seit der Wolf da war ... *Seit Peter da war.*

»Beeil dich, Valerie.«

Sie schüttelte den Kopf, um wieder einen klaren Gedanken fassen zu können, und zwang sich, etwas zu sagen, irgendwas.

»Ich kann nicht. Meine Mutter ist verletzt.«

»Wieso habe ich ihn nicht getötet, als ich die Gelegenheit dazu hatte?«, knurrte Peter, trat zurück und warf einen Stein auf die Straße, um seinem Zorn Luft zu machen.

Und im selben Augenblick, als er die Hände von der Tür nahm, sprang sie vor, knallte sie zu und schob den Riegel vor.

Seine Stimme drang durch die Tür. »Was tust du da?«

»Ich habe keine andere Wahl. Es tut mir leid.«

Sie lehnte sich an die Tür, lauschte darauf, dass er ging. Zweifel durchrieselten sie wie kalte, feine Sandkörner. Hatte sie die richtige Entscheidung getroffen? Oder hatte sie sich von Angst getrieben gegen den einen Menschen einnehmen lassen, den sie am meisten liebte?

Als sie Schritte hörte, die sich entfernten, spähte sie durch das Bleiglasfenster. Sie bemerkte etwas in seiner hinteren Hosentasche.

Ein Messer.

Peter hatte ein Messer gestohlen. Wir waren sieben Jahre alt und wir hatten in einer Falle ein Kaninchen gefangen. Wir sahen einander böse an. Diesen Blick werde ich nie vergessen. Ein wilder, erregter Blick wie von zwei jungen Wölfen, die ihre erste Beute geschlagen haben ...

Blut rann aus dem Hals des Kaninchens, ein roter Streifen, der sich auf dem blütenweißen Fell rasch ausdehnte, und doch so langsam, dass es grausam war. Ich hatte nicht tief genug geschnitten. Hatte ich sein Leben schonen oder seine Qualen verlängern

wollen? Ich habe die Antwort nie wissen wollen.

Wer von uns beiden hat den anderen zum Töten gedrängt, Peter oder ich?

Der Wolf hat gewusst, dass ich schon einmal getötet habe.

Der Wolf.

Peter.

Kann das sein?

Ihre Befürchtungen bestätigten sich. Und dennoch ...

Während der Wind im Kamin heulte, sah Valerie zu, wie sich Großmutter über die immer noch stöhnende Suzette beugte und ihr den Verband wechselte. Der flackernde Feuerschein verzerrte den Schatten der alten Frau und verwandelte ihn in etwas Groteskes und Monströses, das an der Wand tanzte. Valerie schlich näher und betrachtete die schrecklichen Krallenspuren im Gesicht ihrer Mutter, dann Großmutters Fingernägel. Wieso war ihr noch nie aufgefallen, wie lang diese Fingernägel waren ... und wie sehr sie Krallen ähnelten?

Valerie nahm ein Hirschhornmesser vom Nachttisch und schob es sich in den Ärmel.

Etwas krallte sich in ihr Bein. Ihr stockte der Atem. Doch es war nur ihre arme Mutter,

die gerade an den Augenblick dachte, als der Wolf ihr mit seinen rasierklingenscharfen Klauen das Fleisch zerschnitten hatte.

»Lasst mich nicht allein«, rasselte Suzettes Stimme.

Cesaire hatte ihr das Blut aus dem Gesicht getupft, bis es rot-weiß gestreift und zerfurcht zum Vorschein kam wie eine Muschelschale. Die zerbrechliche Schönheit war ihr genommen. Sie war entstellt.

Einen halben Zentimeter höher, und der Wolf hätte ihr Auge zerstört. Hatte er gut oder hatte er schlecht gezielt?

Suzette führte mit beiden Händen ihre Tasse mit Schlaftee zum Mund. Großmutter half ihr beim Trinken. Valerie sah aufmerksam zu. Komisch, aber irgendwie hatte sie sich nie klargemacht, dass Großmutters Schlaftees in Wirklichkeit schwache Gifte waren. Gifte, die einen wehrlos machten.

Suzette Lider zitterten und fielen dann zu.

»Ruh dich aus, Liebes«, flüsterte Großmutter, und ihre Stimme klang wie ein Schlaflied. Sie winkte Valerie vom Bett fort.

Seit Lucies Tod hatte niemand mehr im Haus aufgeräumt. Ein halbes Dutzend Pflaumen faulten in einer Schale, schmutzige

Tassen und verkrümelte Teller stapelten sich im Spülstein.

Großmutter reichte Valerie einen Brotkanten und wuselte dann herum und machte sauber. Großmutter kannte die Bedürfnisse und Wünsche Valeries besser als diese selbst. Das Brot kam frisch aus dem Ofen und war noch so heiß, dass es nach nichts schmeckte. Sie aß es trotzdem, gedankenlos. *Beißen, kauen, schlucken.*

»Irgendwas stimmt doch nicht. Was hast du, mein Schatz? Willst du es mir nicht sagen?«

Großmutter versuchte, etwas aus ihr herauszubekommen, sie aufzubrechen wie eine widerspenstige Walnuss, um sie durch und durch kennenzulernen. *Sie will alles wissen. Wieso?* Sie kannte doch schon alle ihre Geheimnisse.

Valerie sah Großmutter in die Augen. Dunkelbraune glühende Augen, die sie zwangen, eine Antwort zu geben.

»Der Wolf... er hat zu mir gesprochen.«

Ein Ausdruck von Fassungslosigkeit huschte über Großmutters Gesicht. »Und du hast ihn verstanden?« Sie lehnte sich an den Küchentisch und tastete mit der Hand hinter ihrem Rücken heimlich umher ...

»So klar und deutlich, wie ich dich verstehe.« Valerie bemerkte einen zögernden, herausfordernden Ton in der eigenen Stimme.

Großmutter's Hand fand, was sie gesucht hatte – *eine Schere*.

Und Valeries Hand umklammerte das Hirschhornmesser in ihrem Ärmel.

Sie standen sich Auge in Auge gegenüber und ein beklemmendes Schweigen legte sich über sie und schnürte ihnen die Kehle zu.

»Wem hast du davon erzählt?« Großmutter's Mundwinkel zuckten.

Das Unausgesprochene ließ ihre Körper verkrampfen.

»Niemand weiß davon außer Roxanne. Sie wird niemandem davon erzählen. Sie wollte nicht mal mit mir darüber reden.«

»Der Wolf hat dich nicht getötet ...«

Valerie hörte den Klang ihrer Stimme und plötzlich war sie sich ihrer Sache sicher. Es war nicht ihre Mutter, es war auch nicht Peter. *Sie* war es. Valerie fühlte es. Der Wolf war hier, in diesem Raum, im Körper ihrer Großmutter.

»... obwohl er es leicht hätte tun können«, rief ihr Großmutter in einem ruhigen Ton ins Gedächtnis.

»Ich glaube, er will, dass ich am Leben bleibe.«

Valerie hatte das Gefühl, dass die Luft aus dem Raum entwich. Sie glaubte zu ersticken und ging vorsichtig zum Fenster, um die Läden zu öffnen.

Das violette Licht des Morgens strömte ins Zimmer, und der Wind wehte den vertrauten Kieferngeruch herein, der alles veränderte. Beide Frauen erkannten, wie sehr sie sich getäuscht hatten. Großmutters ließ hinter ihrem Rücken die Schere los und wischte sich die Hand an der Schürze ab, als wollte sie sich so von ihrer Schuld reinwaschen. Auch Valerie schämte sich dafür, dass sie an dieser Frau, die sie schon ein Leben lang liebte, gezweifelt hatte. Beide atmeten auf.

»Aber warum ausgerechnet du, Valerie?«

»Ich weiß es nicht. Aber er hat gesagt, dass er alle, die ich liebe, töten wird, wenn ich nicht mit ihm gehe. Lucie hat er schon getötet ...«

Ihr Nacken schmerzte vor Anspannung, und sie beschloss, den Kopf auf Großmutters Schulter zu legen. Sie ließ ihn dort ruhen, spürte das Gewicht ihres Kopfes. Etwas knackte in ihrer Wirbelsäule und rückte

wieder an seinen Platz. Valerie spürte, dass Großmutter nach ihrer Hand fasste. Was war nur in sie gefahren, alle um sie herum zu verdächtigen? Sie musste den Verstand verloren haben.

Großmutter löste sich von ihr, zutiefst besorgt. Sie brauchte jetzt eine Beschäftigung und beschloss, Tee zu machen. Der Kessel zitterte in ihren Händen, als sie ihn vom Herd nahm.

»Er kommt mich holen«, sagte Valerie flüsternd. »Noch bevor der Mond schwindet. Was mit Lucie geschah, war meine Schuld. Der Wolf ist wegen mir gekommen ...«

Großmutter schwieg, und Valerie begriff, dass Großmutter nicht widersprechen konnte.



Valerie musste an die frische Luft. Als sie aus dem Haus trat, wunderte sie sich darüber, wie einfach es war fortzugehen, wie ein Einsiedlerkrebs, der aus seinem zu klein gewordenen Schneckengehäuse schlüpft und keine Anstrengung mehr spürt, weil das Gewicht des Zurückgelassenen nur noch ein Geist der Vergangenheit ist. Die Kälte war

wie ein Schlag ins Gesicht und weckte sie aus ihrer Benommenheit. Valerie ging rasch, aber ohne Ziel.

Auf dem Weg zum Brunnen begegnete sie Roxanne und ihrer Mutter, die vom Wasserholen kamen. Hinter ihnen durchsuchten Soldaten gerade ein Haus und warfen die spärlichen Habseligkeiten der Familie auf die Seite.

»Ist Claude nach Hause gekommen?«, fragte sie.

Roxanne hastete, in jeder Hand einen Eimer, vorüber, als hätte sie Valerie weder gesehen noch gehört.

»Niemand hat ihn gesehen«, antwortete Marguerite, bevor sie weiterging.

Valerie war gekränkt. Roxanne wusste, dass sie Claude gern hatte – sie war außer ihr der einzige Mensch, der sich um ihn kümmerte. Warum hatte Roxanne ihre Besorgnis einfach so abgetan? Valerie durchforstete ihr Gedächtnis, während sie in die leere Tiefe des Brunnens spähte. Ob sich Roxanne vielleicht dafür schämte, dass sie sich vor ihr so ängstlich benommen hatte?

Oder lag es daran, dass der Wolf nicht sie ausgewählt hatte? Tief in ihr drin spürte Valerie eine schändliche Genugtuung.

Vielleicht war Roxanne eifersüchtig. Vielleicht waren alle Mädchen eifersüchtig wegen ihrer Verlobung.

Der Hund eines Holzfällers kam auf Valerie zugelaufen, und sie ging in die Knie und streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln. Genau das brauchte sie jetzt mehr als alles andere auf der Welt. Ein unschuldiges Wesen, das zu ihr kam, um sich streicheln zu lassen, das ihr vertraute und ihr zu verstehen gab, dass sie gut war. Doch der Hund musterte Valerie argwöhnisch und wollte nicht näher kommen. Valerie blieb in der Hocke, wartete, hoffte, doch der Hund trollte sich, warf ein paar Mal den Kopf zurück und bellte, ehe er herumfuhr und mit eingezogenem Schwanz das Weite suchte. Als drohte ihm von ihr Gefahr.

Valerie war nicht mehr dieselbe. Sie spürte, wie Teile von ihr langsam abbröckelten, wie eine Klippe, die allmählich ins Meer stürzte.



Sie kniete noch am Brunnen und betätigte die alte Pumpe, als eine dunkle Gestalt zu ihr trat. Der Magen rutschte ihr in die Kniekehlen. Es war Henry, aber so hatte sie

ihn noch nie gesehen. Seine Augen waren freudlos und leer, wie die Fenster eines verlassenen Hauses.

»Ich löse die Verlobung«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Du löst die Verlobung?« Valerie wusste nicht, was sie davon halten sollte.

»Ja«, sagte er und blinzelte dabei langsam, als könnte dies seine Entscheidung begreiflicher machen. »Ich habe dich mit Peter gesehen.«

»Du hast uns gesehen?«

»Im Kornspeicher.«

Die Worte sickerten langsam in ihr Bewusstsein und durchtränkten sie mit der schrecklichen Wahrheit. Sie sah die Gedanken, die hinter Henrys Augen tobten.

Was für ein grausamer Streich, der ihm da gespielt wird, dachte sie, als sie begriff, wie tief er für sie empfand. Ein Mädchen so lange lieben, sich bereithalten, ohne sie zu bedrängen, ihr Bedürfnis nach Unabhängigkeit respektieren und dann zusehen müssen, wie diese Liebe innerhalb eines Augenblicks zerstört wurde – von einem Menschen, der nach jahrelanger Abwesenheit plötzlich auftauchte und sich einfach nahm, was er wollte.

Sie verstand, wie sehr es Henry wehtun musste, dass seine Hoffnungen ausgerechnet von demjenigen zunichtegemacht wurden, dem er die Schuld an seinem schmerzlichen Verlust gab. *Wenn doch nur Lucie hier wäre, wenn er doch sie geliebt hätte und nicht mich.*

»Ich will dich nicht zwingen, mich zu heiraten«, fuhr Henry fort, ohne von ihr eine Antwort zu verlangen, ein Ehrenmann bis zum Schluss.

Es brach ihr das Herz, zu sehen, wie seines brach. Wieder dachte sie daran, ihr Gesicht an seiner Brust zu vergraben, an das Gefühl der Geborgenheit, das er ihr gegeben hatte. Sie hatte genug von Gefahr, Verletzungen und Leidenschaft. Sie war wütend auf sich selbst. Warum konnte sie Henry nicht lieben?

»Ich weiß, dass du nicht mit mir zusammen sein willst.«

Seine Offenheit war ein Schock.

Da ihr nichts einfiel, was sie sonst tun konnte, fummelte sie am Verschluss des Armreifs herum, und als es ihr endlich gelang, ihn zu öffnen, gab sie den Reif zurück.

»Es tut mir so leid«, hörte sie sich die leeren Worte sagen, die sie eigentlich nie hatte benutzen wollen. Da sie nichts anderes zu

bieten hatte, benutzte sie sie trotzdem, obwohl sie wusste, dass es eine armselige Entschuldigung war.

Im nächsten Augenblick war er fort und das einzige Geräusch war das leise Plätschern des Brunnens. Sie blieb allein in der Vormittagssonne stehen und sann über Henrys Worte nach. Doch schnell zwang sie sich, diese Gedanken zu verdrängen, denn unwillkürlich spürte sie ein brennendes Gefühl des Scham in sich aufsteigen.

Sie hatte gerade den Schnee von ihrem roten Mantel geschüttelt und ihn wieder angezogen, als sie aus der Richtung des Kornspeichers Schreie hörte. Sie folgte der Menge, die dorthin strömte und immer größer wurde.

Bei Tage sah der Kornspeicher ganz anders aus. Sonnenlicht rieselte durch die Ritzen zwischen den Latten und strahlte die Spinnweben an, die zwischen Balken und Stützpfählen hingen. Pater Auguste stand bei Solomon und dessen Soldaten, die ihre Waffen gezückt hatten. Sie folgte seinem Blick nach oben ... und erblickte Claude.

Er lebte. Doch er hockte zusammengekauert auf einem Dachsparren und zitterte, als wäre er mit unsichtbaren Insekten

oder Krebsen bedeckt. Er war offensichtlich tief verstört. Oder besessen. Einer von Solomons Schützen hob die Armbrust.

Ein Schrei erscholl, und Roxanne kam hereingestürmt und warf sich auf den Schützen, wurde aber sofort von den Soldaten ergriffen.

»*Ne conjugare nobiscum*«, flötete der Schütze.

Valerie zwängte sich durch die Menge und trat neben Roxanne. »Ich habe ihn auf dem Fest gesehen«, rief sie und suchte Solomons Blick. »Es war es nicht. Er kann es nicht gewesen sein. Er ist nicht der Wolf.«

»Ich möchte, dass er verhört wird«, sagte Solomon zu seinen Soldaten, ohne Valerie zu beachten. »Seht doch nur, wie er da hockt ...«

Solomon hatte nicht ganz unrecht. Von da, wo sie standen, sah Claude zwar klein, aber er keineswegs harmlos aus. Er sah wild aus, wie ein flügge gewordener Geier, der verlassen in einem Nest aus Zweigen und Menschenhaar saß und sich von nun an alleine durchschlagen musste.

Aber, so fragte sich Valerie, was wäre eine angemessene Reaktion? Er reagierte so, wie sie eigentlich alle hätten reagieren sollen.

Wie konnten sie trotz der tragischen und blutigen Ereignisse, die sie heimgesucht hatten, so selbstgefällig bleiben? Wie war es möglich, dass diese Dinge so verharmlost wurden?

Doch nicht einmal die eigene Mutter trat für Claude ein. Marguerite saß auf einem Heuballen und schien verwirrt. Sie konnte nicht nach oben sehen. Sie konnte nur auf ihre Hände starren und sich fragen, was aus ihrem süßen, sonderbaren Jungen werden sollte. Sie hatte nie gewusst, was sie mit ihm anfangen sollte, hatte ihn nie haben wollen und sich so von jeder Schuld losgesprochen.

»Seine Sprache ist verdreht«, erklärte Solomon. »Er spricht mit Dämonen. Er übt die schwarzen Künste aus. Er ist ein Zauberer!«

Der große Solomon, so erkannte Valerie, hatte das grob vereinfachende Menschenbild eines Schuljungen. Er unterteilte die Menschen in Jäger und Gejagte, in Gute und Böse. Er konnte dem Mehrdeutigen keinen Platz einräumen. Was nicht rein war, musste unrein sein.

Aber erst heute war sie selbst solch einfältigem Unsinn erlegen und hatte ihre Großmutter verdächtigt, hatte Peter verdächtig. Ihre Wangen glühten vor Scham.

»Er ist nicht böse, ich kenne ihn!«, schrie sie und klagte sich selber an, indem sie Solomon herausforderte.

»Besser, als ich meine eigene Frau gekannt habe?«, erwiderte Solomon und wandte ihr endlich das Gesicht zu.

Darauf hatte Valerie keine Antwort.

Solomon hielt eine abgegriffene Tarotkarte in die Höhe: der Narr, ein barfüßiger Bettler. »Sieh her. Dies wurde neben der Leiche deiner Schwester gefunden.«

»Er zaubert«, warf Madame Lazar ein und löste sich aus der Menge. »Ich wusste gleich, dass es Teufelswerk war.«

Valerie sah Madame Lazar fassungslos an. *Wenn es jemals eine Hexe gegeben hat ...*

»Er ist anders«, sagte Valerie und schaute zu Claude nach oben. Seine Augen glitzerten wie Wasser. »Aber deswegen ist er noch lange nicht schuldig.«

»Unschuldige laufen nicht davon«, erwiderte die alte Hexe. »Er muss vor etwas davongelaufen sein.«

»Wenn die Unschuldigen ungerecht sind, möchte ich lieber zu den Schuldigen gehören.«

Mit finsterer Miene wandte sich Madame Lazare ab, plötzlich voller Misstrauen gegen Valerie.

Solomon blickte zu dem maskierten Schützen. »Hol ihn da runter.«

Roxanne wollte wieder zu Solomon stürzen, doch der maskierte Schütze verscheuchte sie wie eine Fliege.

Zwei Soldaten schnallten die Sporen von ihren Stiefeln ab und zückten ihre Sicheln. Sie krallten die Finger zwischen die Bretter und kletterten wie Insekten.

»Erschreckt ihn nicht«, rief Roxanne. Er würde tief fallen.

Claude schlüpfte unter der Kornschütte hindurch, als er sie kommen sah. Einen Augenblick schien es, als würde er tatsächlich fallen, doch er richtete sich nur auf, um festzustellen, dass man ihn auf der obersten Plattform in die Enge getrieben hatte.

Als die Soldaten ihn ergriffen, packte Roxanne Pater Auguste am Arm. Er wirkte nervös und unschlüssig wie ein Kind, das sich nicht entscheiden konnte. Er wusste nicht mehr, auf wessen Seite er stand.

»Tun Sie etwas«, flehte Roxanne. »Bitte!«

Doch Pater Auguste sah stur geradeaus und antwortete nicht. Er trat beiseite und

ließ die Soldaten vorbei, die einen sich windenden Claude abführten. Wie es schien, hatte er sich für die andere Seite entschieden.

Roxanne sank schluchzend zu Boden.

Valerie empfand etwas, was sie mit sieben das letzte Mal empfunden hatte.

Vollkommene Hilflosigkeit.



Kapitel 21

Die Soldaten schleppten Claude in eine baufällige Scheune hinter dem Kornspeicher und ließen seinen schlaffen Körper zu Boden gleiten. Als er die glitzernden grauen Augen aufschlug, erblickte er über sich eine groteske, hoch aufragende Gestalt. Den eisernen Elefanten.

Claude schrie, nur um des Schreiens willen, denn er wusste, dass es nicht ändern würde. Verzweifelt versuchte er, von der Foltermaschine fortzukrabbeln. Er kam bis zur gegenüberliegenden Wand, kauerte sich in die Ecke und brabbelte aufgeregt vor sich hin.

Solomon, der nachgefolgt war, betrat die Scheune. Er bezweifelte, dass Claude der Wolf war, aber er durfte keine Schwäche zeigen. Pater Auguste trat hinter ihm ein.

»Rührt ihn nicht an« – Solomon kniff die Augen zusammen, als er den Satz beendete –, »bis ich den Befehl dazu gebe.«

Claudes brabbelte immer aufgeregter.

»Jetzt ...«, fuhr Solomon fort, das Gesicht zu einem grimmigen Lächeln verziehend, hob den rechten Arm, sodass sein Gewand wie ein schwarzer Samtflügel herabhing, und deutete mit spitzem Finger auf den Elefanten. »Ihr dürft ihn anfassen.«

Jetzt konnten die Soldaten verstehen, was Claude zwischen seinen Schluchzern unentwegt vor sich hin murmelte: *»Es war ein Junge namens Claude, der anders war, doch nah bei Gott.«*

»Ruhe, du Ungeheuer«, bellte ein Soldat und schlug ihm auf den Hinterkopf. Wie versteinert hielt sich Claude die Faust vor den Mund. Seine Blicke huschten umher, doch es gab kein Entrinnen. Er stemmte seine Fersen fest gegen den Boden, doch das genügte nicht. Er wurde von riesigen Händen gepackt und zur Folterkammer gezerrt.

Vater Solomon trat zu ihm und starrte auf ihn herab. »Sag mir den Namen des Wolfs.«

Claude zitterte einfach nur, zu erschrocken um zu verstehen, was er gefragt wurde.

Solomon nickte und die Soldaten stießen Claude zu der klobigen Folterkammer. Doch irgendetwas klemmte. Die Kurbel, mit der

die Klappe am Bauch des Elefanten geöffnet wurde, ließ sich nicht drehen.

»Es geht nicht«, meinte einer der Soldaten, trat beiseite und ließ einen anderen sein Glück an der Kurbel versuchen.

Es klappte. Während die Klappe geöffnet wurde, packten die beiden Soldaten Claude an Armen und Beinen und wuchteten ihn hinein. Dann kurbelten sie die Klappe wieder zu.

»Sag mir den Namen«, sprach Solomon zu dem Bronzetier.

Keine Antwort.

»Was tust du denn da?«, fragte ein Soldat den anderen, als der unter dem Elefanten ein Feuer entzündete.

»Ich tue, was man mir befohlen hat«, zischte er. »Und dir würde ich dasselbe empfehlen.« Die beiden Soldaten traten zurück, der eine widerstrebend, der andere mit grimiger Entschlossenheit.

Als die Flammen zu dem Bronzebauch hinaufzüngelten, hämmerte Claude von innen gegen das Metallungetüm.

»Hört, wie er von seiner Liebe zum Satan singt ...«

Solomon spürte, dass Pater Auguste ihn entsetzt ansah. Wachsame Menschen wissen, wenn sie beobachtet werden.

Solomon holte tief Luft, lehnte sich dabei zurück wie eine Katze vor dem Sprung und trat neben den Dorfpfarrer. »Was Männer wie Sie und ich tun, tun wir für das Gemeinwohl. Als Geistliche haben wir die Pflicht, die Welt vom Bösen zu befreien.«

»Sagen Sie mir«, erwiderte Auguste mit kraftloser Stimme in dem Versuch, stark zu sein, »was soll daran gut sein?«

Vater Solomon beugte sich so weit zu Auguste hinüber, dass nicht der geringste Zweifel an seiner Entschlossenheit aufkommen konnte. »Ich habe meine Frau getötet, um meine Kinder zu schützen.« Er ließ seine Worte wirken. »Unsere Methoden, Gott gefällig zu sein, sind bisweilen mit Makeln behaftet, aber so ist nun einmal das Gewerbe der Werwolfjagd. Sie sollten besser eine Neigung dazu fassen.«

»Was soll das heißen, Vater?«, erwiderte Auguste in einem so bedenklichen Ton, so kraftvoll in seiner Ruhe – das Poltern und Schreien übertönend –, dass Solomon gar nichts anderes übrig blieb, als stehen zu bleiben und sich umzudrehen.

Er legte dem anderen einen Finger auf die Lippen. »Das soll heißen, dass Sie sich entscheiden müssen. Und zu ihrer eigenen Sicherheit empfehle ich Ihnen, sich mir anzuschließen. «

Er wandte sich an die Soldaten. »Lasst den Jungen erst frei, wenn er den Namen des Wolfs verraten hat.« Damit rauschte er aus der Scheune.

»Wie soll er denn sprechen?«, sagte Pater Auguste leise vor sich hin. »Er wird doch gefoltert.« Er konnte nur hoffen, dass Vater Solomon wusste, was er tat. Doch er befürchtete, dass dem nicht so war.



Solomon war der einzige Gast in der Schenke. Der Mann Gottes trank seinen Mittagsschoppen. Wie sonst sollte er seinen Ärger über diese Bauerntölpel hinunterspülen, die nichts weiter taten, als sich selbst zu schaden?

Er schaute von seinem Glas auf, als der Hauptmann eintrat, gefolgt von einem Dorfmadchen. Solomon kniff die Augen zusammen, überzeugt, dass er sie kannte.

Ah ja. Die Schwester des Jungen. Die Rothaarige mit dem hübschen Gesicht. Ein gottesfürchtiges Kind. Das gefiel ihm. Solomon hatte nichts dagegen einzuwenden, dass der Hauptmann sie zu ihm brachte.

»Ja, mein Kind?«, sprach er sie an.

»Ich bin gekommen, um über Claudes Freilassung zu verhandeln«, sagte sie ihren gut einstudierten Spruch auf.

Als Solomon nichts darauf erwiderte, schob sie die geschlossene Hand über den Tisch vor ihn hin. Sie öffnete die Faust, und es hörte sich so an, als hätte sie ein paar Geldstücke fallen lassen. Sie zog die Hand zurück wie von einem heißen Feuer, und Solomon sah, dass er sich nicht verhört hatte. Ein paar armselige Silbermünzen lagen auf dem Tisch.

Seine Lippen zogen sich zusammen. Doch es war unklar, ob er sich ärgerte oder ob er ein Lachen unterdrückte. »Was soll ich damit?«, fragte er.

»Ich ...«

»Damit könnte ich mir ein Roggenbrot oder ein halbes Dutzend Eier kaufen. Besten Dank für die milde Gabe. Aber jetzt heraus mit der Sprache«, fuhr er fort und rückte ihr so nahe, dass sie den Hauch seines kühlen

Atems spürte. »Was hast du wirklich zu bieten?«

Roxanne strich die Münzen vom Tisch und zurück in ihre Hand. Sie kamen ihr jetzt schmutzig vor. Ihr Gesicht glühte, als sie mühsam hervorstieß: »Ich habe mehr als Geld.«

Vater Solomon zog die Augenbrauen hoch.

Sie legte ihr Schultertuch ab und lockerte ihre Bluse, bis sie ihre erstaunlich üppigen Brüste entblößt hatte, die sie sonst immer so sorgsam verhüllte.

Beim Anblick des nackten Fleisches grinste Solomon höhnisch und beleidigt. »Damit willst du mich bestechen?« Solomons Brauen war noch immer erhoben.

Der Hauptmann lachte herzlich. Sie ließen sie so stehen und sie kam sich fürchterlich lächerlich vor.

»Wollen Sie mich nicht?«, murmelte sie, beinahe überzeugend in ihrer Rolle.

»Bessere dich, Mädchen«, stieß Solomon hervor.

Jetzt kam sie sich selbst schmutzig vor. Sie schaffte es, sich zu bedecken, ehe der Hauptmann Hand an sie legte, um sie nach draußen zu befördern.

»Warten Sie!«, rief sie.

Das Schlimmste, was Roxanne jemals hatte tun müssen, war, einen schmutzigen Betrunkenen zu schlagen, der ihre Mutter belästigte, während Claude daneben stand und bestürzt zusah. Dies hier war viel schlimmer. Dies hier ... würde sie immer verfolgen. Aber sie hatte keine Wahl.

»Warten Sie, bitte. Ich habe noch etwas.« Sie sprach so schnell, dass sie keinen Rückzieher mehr machen konnte. »Wenn Sie meinen Bruder verschonen«, begann sie, »gebe ich Ihnen den Namen einer Hexe.«

Jetzt hatte sie Solomons Aufmerksamkeit. »Na, das ist doch was.«



Kapitel 22

Valeries Vater wachte am Kamin, während Suzette im Bett lag und fantasierte. Das heißt, er war, eine Axt auf dem Schoß, auf einem Hocker zusammengesunken und schlief jetzt mit offenem Mund. Die Axt war genauso groß wie die aller anderen. Es war die, die er immer benutzt hatte, und dennoch sah sie jetzt zu groß für ihn aus. Valerie bemerkte die tiefen, pflaumenfarbenen Ränder unter seinen geschlossenen Augen und setzte sich neben ihn, um selbst Wache zu halten.

Als Valerie wie betäubt vom Kornspeicher nach Hause gegangen war, erblickte sie die drei kleinen Mädchen, um die sich Lucie immer gekümmert hatte. Sie saßen, blass und still, an einem Fenster und sahen mit stierem Blick und geschürzten Lippen zu, wie sie vorbeiging. Valerie fragte sich, ob sie sich in ein, zwei Jahren überhaupt noch an Lucie erinnern würden. Daran, wie freundlich und freigebig sie war, daran, wie sie sie

nacheinander im Kreis wirbelte, dann eine von ihnen ein zweites Mal dran nahm, weil es ihr Freude machte, und dann, aus Gründen der Gerechtigkeit, auch die anderen noch einmal herumwirbelte. Ob sie sich daran noch erinnern würden?

Mitten in dem Chaos breitete sich unter der Oberfläche tiefes Misstrauen aus wie Schimmel. Der Blick der Dorfbewohner trübte sich, sodass sie einander nicht mehr in die Augen sahen.

Ein paar Männer hatten sich zusammengetan und eine Bürgerwehr gegründet, die an Türen klopfte und nach allem forschte, was aus dem Rahmen des Üblichen fiel. Und in den wenigen Stunden, in denen sie suchten, wurden sie auch fündig. Eine Dorfbewohnerin bewahrte eine bunte Sammlung von Federn neben ihrem Bett auf. Ein anderer besaß ein Buch in einer alten Sprache, behauptete jedoch, er könnte es nicht lesen. Eine Frau hatte ein Kind zur Welt gebracht, obwohl sie dafür eigentlich schon viel zu alt war.

Ja, sie wurden fündig.

Doch sie hatten Mühe, bei Solomons Soldaten Gehör zu finden, denn die Jäger hatten anscheinend ihre eigenen Methoden. Und so

bewahrten die Männer ihre Erkenntnisse für später auf.

An solche Dinge denkend, war auch Valerie eingeschlummert. Doch jetzt schreckten Vater und Tochter aus dem Schlaf hoch, als es - *Bum! Bum!* - an die Tür hämmerte und gleich darauf die Tür zu splintern begann. Jemand drängte herein.

Valerie stellte sich vor, wie mächtige Klauen wütend am Holz kratzten und riesige Zähne ganze Stücke herausrissen.

Das splitternde Holz der Tür flog auseinander - aber nicht der Wolf stürzte ins Zimmer. Es waren zwei Soldaten, die hereinstürmten, sofort das Kommando übernahmen und sich wie die Herren im Haus gebärdeten. Einer stieß mit dem Fuß einen Stuhl um, der ihm gar nicht im Weg stand. Auch die Menschen behandelten sie wie ihr Eigentum. Sie stießen Cesaire beiseite, ergriffen Valerie und schleppten sie fort.

Suzette wachte nicht einmal auf.



»Erzähl ihnen, was du mir erzählt hast«, verlangte Solomon und lehnte sich über den Schanktisch in der Schenke.

Roxanne saß Valerie direkt gegenüber, sah sie aber nicht an, sondern durch sie hindurch auf die Wand dahinter.

Die Schenke war eilends zum Gerichtssaal umfunktioniert worden. Die Bänke waren zu Sitzreihen zusammengestellt worden, und wer darauf keinen Platz fand, benutzte Hocker. Valerie war für jedermann sichtbar vorn im Raum an einen Stuhl gefesselt. Schwer bewaffnete Soldaten hatten alle Ausgänge besetzt und wachten dort steif in ihren Harnischen.

Valerie hatte Peter hereinkommen gesehen, ihm angemerkt, wie schwer es ihm fiel, hier zu sein und sie so zu sehen. Er stand jetzt allein in der hintersten Ecke.

Roxanne wusste, dass sie antworten musste. Die Leute warteten darauf, dass sie ihr Versprechen einlöste und erzählte. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und begann mit zitternder Stimme.

»Sie kann auf die höchsten Bäume klettern«, wiederholte sie brav, was sie Solomon erzählt hatte und was sie für die Wahrheit hielt, eine Wahrheit, die ihr das Herz brach. »Sie kann schneller rennen als alle anderen Mädchen. Sie trägt diesen roten Mantel. Die Farbe des Teufels«, wie sie für diejenigen

hinzufügte, die eins und eins nicht zusammenzählen konnten.

Der Strick schnitt in Valeries Haut, während Roxanne fortfuhr. »Und sie kann mit Werwölfen sprechen. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.«

Dorfbewohner stöhnten laut auf, und Roxannes Gesicht wurde unter ihren roten Haaren rosig von Tränen. Der Kummer ließ Valerie erzittern, als ihre Freundin verstummte.

»Bestreitest du die Anschuldigungen?«, wandte sich Solomon mit gespielter Fassungslosigkeit an Valerie.

»Nein«, antwortete sie ausdruckslos.

Ein Raunen ging durch die Menge.

»Ich bestreite sie nicht.«

Prudence saß ruhig und gefasst da. Ihre Mutter hatte es sich am Ende der Bank gemütlich gemacht und kaute an einer Haarsträhne. Henry saß zwischen einem Freund und seiner Großmutter und trug schwarze Trauerkleidung. Rose hatte den Platz direkt hinter Henry und versuchte selbst jetzt, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Peter stand immer noch alleine.

»Und was war der Inhalt dieses Gesprächs?« Solomon legte die Fingerspitzen aneinander.

Valerie, die erleichtert feststellte, dass sie noch einen Funken Humor in sich trug, unterdrückte ein Lächeln. Sie würde ihm die Auskünfte geben, aber in der Reihenfolge, die sie wollte. »Der Wolf hat gesagt« – sie machte eine Pause, um die Spannung zu steigern – »dass Sie nicht wissen, womit sie es zu tun haben.«

Solomon spürte, dass sich alle Augen im Raum auf ihn richteten, und lächelte überlegen. Er war zu klug, um in diese Fall zu tapen. »Das glaube ich gern«, erwiderte er süßlich. »Und was hat er noch gesagt?«

Valerie brummte der Kopf wie sonst nur, wenn sie eine Erkältung bekam. Sie fühlte sich abgeschnitten vom eigenen Körper. »Er hat versprochen, Daggorhorn in Ruhe zu lassen. Aber nur, wenn ich mit ihm fortgehe«, dachte Valerie, nur um dann festzustellen, dass sie es laut ausgesprochen hatte.

Roxannes Körper reagierte. Der Schock stoppte die Tränen, die ihr Wille nicht hatte zurückhalten können.

Valerie spürte, dass Peters Augen sie aus dem hinteren Teil der Gaststube durchbohrten.

Eine beklemmende Stille legte sich über den Raum.

Solomon überlegte einen Augenblick. Das war besser, als er sich erhofft hatte. Er lehnte sich so dicht zu Valerie hinüber, als ob sie ganz allein wären. »Der Wolf ist jemand aus dem Dorf, der dich haben will, Valerie«, sagte er mit der aufgesetzten Stimme, die er für das Publikum reservierte. »Weißt du, wer es ist? Ich an deiner Stelle würde scharf darüber nachdenken.«

Valerie schwieg natürlich. Sie wusste nichts mit Gewissheit und konnte nicht sprechen. Sie blickte wieder zu Peter, um in seinem Gesicht zu lesen. Doch er war nicht mehr da.

Solomon war ein scharfer Beobachter. Er kannte Valerie inzwischen gut genug und wusste, dass er nichts mehr aus ihr herausbekommen würde.

»Er will *sie*, nicht euch«, rief er, es mit einer anderen Taktik probierend, den Dorfbewohnern zu. »Rettet euch. Es ist ganz einfach. Wir geben dem Wolf, was er will.«

Henry fuhr in die Höhe. Sein Freund schaute bekümmert zu ihm auf. Henrys rechthaberisches Festhalten an seinen Prinzipien war den Menschen in seiner Umgebung von jeher ein Dorn im Auge, denn ohne diese Eigenschaft wäre er lustiger und

unterhaltsamer gewesen. Er stibitzte nie die Unterwäsche einer alten Frau von der Wäscheleine und rannte damit davon. Und er tauschte beim Schach nie einen Bauern gegen einen Läufer. Aber diesmal brachte er sich selbst in Gefahr.

»Wir können sie nicht dem Wolf geben. Das wäre ein Menschenopfer.«

»Wir haben alle Opfer gebracht«, rief Madame Lazar auf ihre unverbindliche Art dazwischen, als ob sie nur eine Feststellung machte.

Henry ließ den Blick durch den Raum schweifen und suchte Unterstützung, wo keine war. Die Dorfbewohner waren sich nie so einig wie dann, wenn sie sich gegen jemanden verbündeten.

Verzweifelt drehte sich Henry um und blickte zu der Stelle, wo er Peter hatte stehen sehen. Er war fort, sein Platz war leer.

Valerie war gerührt über Henrys Bemühungen, obwohl sie spürte, dass es ihm dabei weniger um sie ging als vielmehr darum, das Richtige zu tun. Aber zumindest widersetzte er sich Vater Solomon. Nicht einmal ihre Familie hatte das getan.

Ihre Eltern und ihre Großmutter saßen beieinander und schwiegen aus Angst. Sie wollten sich jetzt nicht opfern. Was für einen Sinn hätte es, zusammen eingesperrt zu werden? Er musste einen anderen Weg geben.

Ihre Mutter sah immer noch sehr schlecht aus, und Valerie war sich nicht einmal sicher, ob sie ganz bei Sinnen war. Cesaire machte einen wütenden, aber auch hilflosen Eindruck, als hätte er endlich begriffen, wie ohnmächtig er war. Und Großmutter – nun ja, Valerie hoffte, dass sie einen Plan hatte, aber sie wusste auch, dass die alte Frau ihre Leben aufs Spiel setzen würde, wenn sie jetzt den Mund aufmachte. Sie war froh, dass Roxanne wenigstens Großmutter nicht mit hineingezogen hatte.

Solomon, immer ein Mann der Tat, nutzte die Gelegenheit, den Soldaten zuzunicken, die daraufhin mit stampfenden Schritten zu Valerie herüberkamen, sie losbanden und abführten. Die Verhandlung war beendet.

Die Dorfbewohner hatten es eilig, aus diesem Raum zu kommen, dem nach ihrer Entscheidung, ihrem Urteil – wonach sie es mehr verdient hatten zu leben als Valerie – etwas Bitteres anhaftete. Und so strömten sie wortlos hinaus und verkniffen sich jede

Bemerkung, bis sie im Freien waren. Niemand wagte, Vater Solomon anzusprechen, niemand wagte auch nur, ihn anzusehen. Niemand wollte auffallen.

Nur Pater Auguste richtete das Wort an Vater Solomon. »Ich dachte, Sie sind gekommen, um den Wolf zu töten, und nicht, um ihn zu beschwichtigen.«

Solomon sah ihn an, als stelle er seine Geduld auf eine harte Probe. »Ich habe nicht die Absicht, ihn zu beschwichtigen«, sagte er in verschwörerischem Ton. »Das Mädchen ist nur der Köder für unsere Falle heute Nacht.«

»Natürlich, aber natürlich«, murmelte Pater Auguste und trat zurück. Sein Vertrauen war wiederhergestellt und er selbst bereit, seinen Helden seine Heldenarbeit tun zu lassen. Daran hatte er überhaupt nicht gedacht! In dem Gefühl, seine Pflicht getan zu haben, wandte er sich ab, zufrieden, dass alles seine Ordnung hatte. Valerie sah ihm an, dass er keinerlei Schuld auf sich nehmen würde. Sie war ganz auf sich allein gestellt.



Die Dorfbewohner standen direkt vor dem Eingang der Schenke in kleinen Gruppen beisammen, und als Cesaire, Suzette und

Großmutter nach der Gerichtssitzung heraus-traten, verstummte das allgemeine Gemur-mel, insbesondere beim Anblick der Großmutter, die nicht oft zu besonderen Ereignissen ins Dorf kam.

Nur Madame Lazar, die sich gerade mit Rose und einigen Klatschmäulern unterhielt, sprach laut weiter. »... ihre Großmutter lebt ganz allein im Wald.«

Es war nicht das erste Mal, dass ihr der- gleichen zu Ohren kam, doch aus ir- gendeinem Grund blieb Großmutter stehen und hörte zu.

»Das erste Opfer war ihre Schwester«, fuhr Madame Lazar fort. »Das zweite war der Vater ihres Verlobten. Und vergessen wir nicht die arme Mutter, die für ihr Leben gezeichnet ist. Also wenn das Mädchen keine Hexe ist, was ist dann die Erklärung?«

Cesaire sah, dass Großmutter von Madame Lazars Worten in den Bann gezogen wurde. Anscheinend fanden sie bei ihr einen gewissen Widerhall.

»Hör gar nicht hin.«

»Sie hat nicht unrecht«, sinnierte Großmutter. »Valerie spielt bei alldem eine zentrale Rolle.«

Cesaire blickte besorgt, nickte aber nur und ging mit Suzette, die wieder ins Bett musste, weiter die Straße hinunter. Großmutter verharrte, um auch den Rest noch zu hören.

»Ich habe versucht, Henry seine Gefühle für sie auszureden«, fuhr Madame Lazar fort. »Aber es ist hoffnungslos. Er hat völlig den Verstand verloren. Also wenn da keine Hexerei dahintersteckt ...« Madame Lazar verstummte und ihre Zuhörerinnen nickten beifällig.



Niemand sprach Henry an, als er aus der Schenke stürmte, um Peter zur Rede zu stellen, der auf der anderen Straßenseite in einer dunklen Ecke lehnte und die Menge beobachtete. Peter richtete sich kampfbereit auf.

»Was war das denn eben?«, fragte Henry mit einer Stimme, die schriller klang, als ihm lieb war.

»Pst!« Peters Augen wanderten über den Platz.

»Ich dachte, du hast sie gern«, sagte Henry, diesmal bemüht, seine Stimme zu zügeln.

Peter rieb sich die Augen und öffnete sie dann wieder in der Hoffnung, Henry wäre inzwischen verschwunden. Er war es nicht.

»Das habe ich auch.« Peter seufzte, als er merkte, dass er eine ehrliche Antwort geben musste, weil sich Henry mit weniger nicht zufrieden geben würde. »Aber ...« Er nickte in Richtung Schenke, wo der Hauptmann stand. »... ich für meinen Teil versuche, es klug anzugehen.«

Henry spähte kurz hinüber und sah, dass selbst dieser flüchtige Blick der Aufmerksamkeit des Hauptmanns nicht entgangen war.

»Du willst sie befreien.« Endlich verstand Henry.

Peter machte sich nicht die Mühe zu antworten.

Henry musterte seinen Rivalen. Er spürte, dass er ihm vertrauen konnte, fand aber, dass er es lieber nicht tun sollte. Und doch war Henry nicht so stolz, dass er das Mädchen, das er liebte, deswegen opfern würde. Er beobachtete, wie ein Soldat Valerie aus der Schenke schleppte und woanders hinbrachte, wo sie eingesperrt wurde. Dort, wo die Fesseln gesessen hatten, war ihre Haut

rot und wund gescheuert. Der Anblick erleichterte ihm die Entscheidung.

»Ich werde dir helfen.«

»So verzweifelt bin ich nicht«, erwiderte Peter kühl. *Sein* Stolz war anscheinend noch ungebrochen.

»Ach tatsächlich? Und wie sieht dein Plan aus?«

Peter trat von einem Fuß auf den anderen.

»Du hast gar keinen, stimmt's? Hör mal, die Schmiede gehört jetzt mir. Ich habe Werkzeug und ich kann damit umgehen. Du brauchst mich.« Henry wollte die Genugtuung, dass Peter einlenkte. »Gib es zu.«

Die Sache gefiel Peter nicht. Aber noch weniger gefiel ihm die Vorstellung, Valerie vom Wolf holen zu lassen. Er wusste, dass es mit Henrys Unterstützung leichter sein würde.

»Also gut.« Peters Gesicht hellte sich kaum merklich auf. Er musste Henry nicht unbedingt vertrauen. Er musste nur darauf vertrauen, dass Henrys Liebe zu Valerie stark genug war.

Was aber, wenn sie zu stark war? Übernatürlich stark?

»Aber wenn du der Wolf bist, haue ich dir den Kopf ab und piss dir in den Hals.«

»Und ich werde dasselbe mit dir machen. Und mit Freuden. «

»In Ordnung.«

Die beiden Jungen sahen einander forschend an, verwundert über den Waffenstillstand, den sie erzielt hatten, so unbehaglich ihnen dabei auch zumute sein mochte.



Kapitel 23

Roxanne fühlte sich seltsam leer, wie von innen heraus verdorben. Sie trat auf den Hauptmann zu.

»Wo ist mein Bruder? Vater Solomon hat mir versichert, dass er freigelassen wird.« Sie schniefte in der kalten Luft.

Etwas Unmerkliches huschte über das Gesicht des Hauptmanns.

»Freigelassen?« Er nickte geistesabwesend. »Ja, ich glaube, das wurde er.«

Er drehte sich um und ging in die Schenke zurück. Roxanne vermutete, dass sie ihm folgen sollte. Sie eilte hinter ihm her, während er leichtfüßig drei Stufen auf einmal nahm. Er führte sie durch die Gaststube und durch die Hintertür auf den Hof, auf dem eine Schubkarre stand. Roxanne war verwirrt, blieb stehen und schaute sich um. Sie konnte ihren Bruder nirgends entdecken.

Der Hauptmann verscheuchte ein paar Krähen, hob die Schubkarre an den Griffen

hoch und drehte sie herum. Roxanne sah jetzt, dass ihr Inhalt mit einer Decke zugedeckt war. Als die Karre auf sie zurollte, rutschte eine Hand heraus. Claudes Hand.

Roxanne schüttelte den Kopf und prallte zurück.

Der Hauptmann blieb direkt vor ihr stehen und deckte die Leiche auf. Roxanne sank mit den Knien auf den matschigen Boden.

Claudes Haut war ganz blass, sodass seine Sommersprossen noch deutlicher hervorstachen als sonst. Seine Hände und seine Füße waren voller Blasen, sein Gesicht zerschrammt und geschwollen.

Nie wäre ihr in den Sinn gekommen, dass sie Claude nicht mehr lebend vorfinden würde. Sie war so tief gesunken, wie sie sich nie hätte vorstellen können, doch an etwas so Entsetzliches hatte sie nicht einmal im Entferntesten gedacht.

Zu Beginn der Woche hatten Dielen geknarrt. Schranktüren wollten nicht richtig schließen. Menschen waren arm und Nahrungsmittel knapp. Es gab Missgunst, Geiz und Eitelkeit.

Die Dinge waren nicht vollkommen gewesen. Aber sie waren erträglich gewesen.

Jetzt war das Böse über Daggornhorn gekommen.



Kapitel 24

Nur zwei Tage zuvor hätte sich Valerie nicht vorstellen können, dass es so weit kommen würde. Alle, die sie liebte, hatten sich gegen sie gewendet, oder sie selbst hatte sich gegen sie gewendet. Ihre Schwester war gestorben. Und heute Nacht würde auch sie sterben.

Sie war in eine Gefängniszelle geworfen worden. Es war feucht und dunkel wie in einem Grab. Normalerweise wurden hier Tiere gehalten, aber die verschlossenen Eisengitter hätten jedem Gefängnis zur Ehre gereicht. Ein paar spärliche Kerzen warfen harte Schatten an die Wände. Die Wärter hatten wenigstens für etwas Licht gesorgt.

Aber was bedeutete das schon? Sie hatte niemanden. Niemand hatte zu ihrer Verteidigung das Wort ergriffen.

Niemand außer Henry, dessen Liebe sie für die Liebe eines anderen verschmäht hatte. Und dieser andere war aus dem Raum

geflüchtet. Peter war nicht geblieben, um für sie einzutreten.

Henry würde eine andere zum Heiraten finden. Irgendwann würde er sich in Rose oder Prudence oder ein Mädchen aus einem Nachbardorf verlieben. Aber Peter würde keine andere finden, das wusste sie. Er würde immer an sie denken und die Erinnerung an sie, unerreichbar für andere, in seinem Herzen bewahren. Er würde diese Erinnerung schützen, so wie er es in den vergangenen zehn Jahren getan hatte, und sie, Valerie, für sich selber retten.

Sie wünschte, sie hätte ihn nicht abgewiesen, als er an ihre Tür gekommen war. Wäre sie doch nur mit ihm gegangen.

Sie vernahm ein Rascheln in der Dunkelheit, und dann spähte das Gesicht ihrer Großmutter zu ihr herein. Vielleicht war sie doch nicht ganz allein.

»Sag, Liebes«, fragte Großmutter mit sorgenvoller Stimme, »brauchst du irgendetwas?«

Das Hirschhornmesser kam Valerie in den Sinn. Sie hatte es sich in den Stiefel gesteckt, als Cesaire schlief. Sie wünschte, sie könnte es ihrer Großmutter zeigen, aber

der Wächter ließ sie nie lange aus den Augen.

Valeries Schultern zitterten, als ein Schauer sie befiel. Solomon hatte ihr den roten Mantel weggenommen, eine Maßnahme, die irgendwie noch grausamer war als alle anderen. Sie hätte Vieles brauchen können, aber sie wusste, dass es zwecklos war zu fragen. Der Wärter hätte nicht gestattet, dass ihr etwas gebracht wurde.

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf.

Valerie hatte noch immer die leise Hoffnung gehegt, dass ihre Großmutter sich im Gerichtssaal nur deshalb nicht zu Wort gemeldet hatte, weil sie etwas anderes im Sinn hatte. Nun aber musste sie einsehen, dass sie einfach nur Angst hatte wie alle anderen. Nicht vor dem Wolf, sondern vor einem Menschen. Solomon.

»Hör zu.« Großmutter senkte die Stimme. »Der Wolf hat früher nie offen angegriffen, wie er es bei dem Fest getan hat. Warum zeigt er sich jetzt?«

»Vielleicht hat es mit diesem Mond zu tun ...«

»Er will dich. Und er wollte deine Schwester.« Großmutter versuchte, laut denkend die Zusammenhänge zu ergründen.

Meine Schwester.

»Er könnte bei dem Fest wahllos gemordet haben, um davon abzulenken, dass der erste Mord alles andere als ein Zufall war«, mutmaßte Großmutter.

Valerie wusste nicht recht, worauf Großmutter hinauswollte. »Nein. Der Wolf hat sich Lucie nicht ausgesucht. Sie muss sich dem Wolf selbst angeboten haben.« Valerie schluckte, zwang sich, es laut auszusprechen. »Ich wusste es zu dem Zeitpunkt noch nicht, aber sie war in Henry verliebt. Rose glaubt, sie hat von meiner Verlobung erfahren und nur noch den einen Ausweg gesehen, sich das Leben zu nehmen.« Aber noch während sie sprach, erschien ihr diese Geschichte nicht glaubhaft.

»Lucie war in Henry verliebt ...« Großmutter hielt inne. »Aber dass sie sich das Leben nehmen würde, kann ich mir nicht vorstellen. Ausgeschlossen. Das hätte sie niemals getan.« Großmutter hatte anscheinend eine andere Theorie entwickelt. Sie schob sich näher an die Gitterstäbe heran.

Doch bevor sie weiterreden konnte, ertönte das Rasseln von Schlüsseln und die große Gestalt des Wärters baute sich vor ihnen auf.

»Die Besuchszeit ist zu Ende.«



Am anderen Ende des Dorfes nahm Cesaire eine Handvoll kalkige Getreidekörner und warf sie den Hühnern hin. Normalerweise war dies Suzettes Aufgabe, aber sie ruhte sich noch aus, da sie Angst vor einer Entzündung hatte. Cesaire war froh, dass er etwas zu tun hatte und sich anderweitig nützlich machen konnte, als bei einer kranken Frau zu sitzen, die er nicht mehr liebte. Seine Töchter waren fort, und alles, was ihm zu tun blieb, war, ein paar undankbare Hühner zu füttern.

Nach der Gerichtsverhandlung waren alle nach Hause gegangen, erschöpft von der Angst und der Anspannung. Nur wenige hielten sich im Freien auf, Frauen, die mit großen Bleueln Wäsche klopften, Männer, die Feuerholz transportierten. Der Tod, so schien es, hatte das Dorf noch nicht ganz im Griff, denn das Leben ging weiter. Noch war nicht aller Tage Abend.

Cesaire bemerkte, dass Peter die Straße herauf in seine Richtung kam und eine Schubkarre mit einem Fass darin vor sich her schob. Während er ihn beobachtete, wühlte er weiter in den Körnern, sodass sich

seine Hand mit einem weißen staubigen Rückstand überzog. Direkt vor ihm brachte Peter die Schubkarre quietschend zum Stehen.

»Ich werde Ihre Tochter retten«, sagte er und sah Cesaire prüfend an. »Und anschließend gedenke ich sie zu heiraten. Dazu hätte ich gern Ihren Segen, aber ich kann auch ohne ihn leben.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille. Peter hatte gesagt, was er zu sagen hatte, und wandte sich zum Gehen. Da trat Cesaire vor, und die beiden Männer fielen sich in die Arme, ermutigt von dem Funken Menschlichkeit inmitten dieses gespenstischen Chaos.



Kapitel 25

Der Wind blies die Tür zur Schmiede auf und Großmutter rauschte mit ihm herein. In der Werkstatt herrschte heillose Unordnung.

»Hallo, Henry.«

Henry machte sich nicht die Mühe, von den Flammen aufzuschauen. Nicht für eine Frau, die der eigenen Enkelin ihre Hilfe versagte.

»Wir haben geschlossen.«

»Ich möchte dir dafür danken«, sagte sie, ohne auf seine Worte zu achten, »dass du heute für sie eingetreten bist. Das war sehr mutig.«

»Ich habe nur gesagt, was ich denke.« Henry arbeitete am Feuer. Das Stück Metall, das er herauszog, glühte weiß wie ein heruntergefallenes Stück Mond. Er hielt es mit Hilfe einer Zange, legte es auf eine Ecke des Ambosses und begann, es zu schmieden.

»Du warst in keiner Weise verpflichtet, Valerie zu verteidigen«, sprach

Großmutter zu Henrys Rücken. »Du hattest die Verlobung bereits gelöst.«

»Sie liebt einen anderen.« Henry biss sich auf die Zähne, ärgerlich, weil sie ihn dazu gebracht hatte, das laut auszusprechen. Das Metall, das er bearbeitete, nahm eine spitze, längliche Form an. »Das bedeutet nicht, dass ich sie nicht mehr gernhabe.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass Lucie dasselbe für dich empfunden hat.«

Henry zuckte mit den Achseln. Die Erwähnung ihres Namens war ihm unangenehm. »Ich habe gehört, dass sie in mich verliebt gewesen sein soll.«

»Ja, Valerie hat es mir gerade erzählt.«

Henry zwickte die beiden Enden seines Werkstücks ab. Er hatte nicht viel Zeit.

»Anscheinend hätte Lucie alles für dich getan. Sie hätte sich sogar in einer Wolfsnacht mit dir getroffen, wenn du sie darum gebeten hättest.«

Er wischte sich die Hände an seiner Schürze ab. »Ich verstehe nicht, was das mit der ganzen Geschichte zu tun hat«, erwiderte er in schroffem Ton, aber bemüht, höflich zu bleiben.

Doch schon im nächsten Moment ging ihm ein Licht auf und aus seiner Verwirrung

wurde Zorn. Zum ersten Mal sah er sie an.
»Sie halten mich für den Wolf.«

Großmutter richtete sich auf.

»Ist Ihnen klar, was Sie mir vorwerfen?
Mord!«

»Ich werfe niemandem etwas vor«, erwiderte sie wider besseres Wissen. Die Hitze in der Werkstatt setzte ihr zu. Ihre Anschuldigungen verloren ihre Richtung, ihre Schärfe. »Ich versuche nur, die Wahrheit herauszufinden«, setzte sie hinzu.

Bei diesen Worten veränderte sich Henrys Miene. Der Zorn verflüchtigte sich, seine Züge wurden milder, nahmen einen Ausdruck des Erstaunens und schließlich des Entsetzens an – jedoch vermischt mit einer gewissen Freude darüber, dass er nun seine Anklägerin beschuldigen konnte.

»Sie sind es«, rief er und deutete mit dem Finger auf sie. »Mein Gott, Sie sind es. Ich kann es an Ihnen riechen.«

Großmutter wurde nervös, nun, da alle ihre Beweise gegen ihn aufgebraucht waren. »Was kannst du an mir riechen?« Sie bewegte sich in Richtung Tür.

»In der Nacht, in der mein Vater starb, konnte ich den Wolf riechen. Einen starken Moschusgeruch.« Er kam näher. »Denselben

Geruch, den ich in diesem Augenblick an Ihnen rieche.«

Er stand jetzt dicht vor ihr und seine Augen glühten. Sie spürte seinen Atem, und dazu die Hitze des Feuers, seine Anschuldigung – sie fühlte sich der Ohnmacht nahe.

»Was haben Sie denn da draußen in Ihrer Hütte gemacht? So ganz allein?« Henry ließ nicht locker. »In der Nacht, in der Ihre Enkelin ermordet wurde?«

In diesem Augenblick stieg ihr plötzlich der Geruch in die Nase, so wie einem ein längst vergessener Name wieder einfällt. Nur für einen Augenblick, aber das genügte. Der junge Mann hatte recht. Sie verspürte das dringende Verlangen, sich zu verteidigen. »Henry, ich habe gelesen, bis ich eingeschlafen bin.« Verwirrt klammerte sie sich an ihr Alibi.

»Und danach?«

Sie schwieg. Der Geruch stieg aus ihren Kleidern auf wie Nebel von einem Fluss. Er war bitter und penetrant.

»Sie wissen es nicht, stimmt's?«, bedrängte er sie.

Sie musste hier raus. Sie musste nach Hause und etwas nachprüfen. Sie musste

Gewissheit haben. Wir hatte ihr Verdacht so leicht auf sie zurückfallen können?

Sie schlüpfte zur offenen Tür hinaus und ließ sie hinter sich zuknallen.



Kapitel 26

Im Dämmerlicht arbeiteten die drei Männer auf dieselbe Weise zusammen, wie kleine Kinder spielen, nebeneinander, aber ganz für sich. Sie wollten keine Aufmerksamkeit erregen.

Peter schaute von seiner Arbeit auf. Mit Erleichterung nahm er zur Kenntnis, dass Cesaire die Schubkarre über den Platz schob und Henry fleißig in der Schmiede hämmerte. Die Vorbereitungen waren in vollem Gang.

Während Cesaire schob, tropfte farbloses Lampenöl aus der Karre in den schmutzigen Schnee. Er blieb kurz stehen, trank einen Schluck aus seiner Flasche und nutzte die kleine Pause für einen Blick in die Runde. Er zuckte leicht zusammen, als er bemerkte, dass der Hauptmann den Platz beobachtete. Er behielt seine unbefangene Miene bei und setzte seinen Weg mit der Karre fort. Doch

der Hauptmann steuerte auf ihn zu, mit zwei Soldaten im Schlepptau.

Cesaires Körper traf die Entscheidung für ihn. *Lauf*.

Er patschte durch Schlamm und Schneematsch, stieß ein paar Fasanenkisten beiseite und hüpfte über einen Teigtrog.

Der Hauptmann zückte eine lange Peitsche und schlug mit ihr nach dem flüchtenden Cesaire. Die Peitsche streifte ihn nur leicht, doch er ging zu Boden und landete mit dem Gesicht in einer Schneewehe. Er setzte die Flucht kriechend fort, kam aber nur ein paar Schritte weit, ehe er von fremden Händen gepackt und in Gewahrsam genommen wurde.

»Eine Vorsichtsmaßnahme«, zischte ein Soldat. »Wir wollen keinen Ärger von der Familie der Hexe.«



Schritte nahten und dann drang Vater Solomons Stimme aus der Dunkelheit.

»Zieh dein Hurengewand an.« Seine Stimme klang heiser. Er wartete, bis die Tür geöffnet wurde, und warf Valerie dann ihren roten Mantel zu.

Sie hängte sich den herrlichen Stoff um. Er fühlte sich weich und geschmeidig an. Ein Soldat erschien und legte ihr Handschellen an. Sie saßen lose an ihren dünnen Handgelenken. Dann sah Valerie jemand anders nahen. Es war ihr Vater, der wegen der niedrigen Decke den Kopf einziehen musste.

»Valerie.« Er blieb vor ihr stehen. »Ich habe versucht, dich zu schützen. Dich und Lucie ...«

Lucie. Sie kam ihr inzwischen wie ein imaginäres Wesen vor, beinahe wie eine erfundene Fabelgestalt.

»Ist schon in Ordnung, Papa«, sagte sie, und die Worte blieben ihr fast im Hals stecken. »Du hast uns beigebracht, stark zu sein.« Valerie begriff, wie einsam er sein würde, wenn sie tot war.

»Du bist mein gutes Mädchen. Bleib stark.«

Sie spürte den Griff dieser Hand, der so fest war wie immer, und sie wusste, dass sie ihn zum letzten Mal spürte.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Was konnte sie sagen? Sie war fast dankbar, als der Soldat Cesaire beiseiteschob und sie zu dem wartenden Solomon stieß.



Die Maske war aus Eisen und so schwer, dass es dem Träger kaum möglich war, den Kopf oben zu halten. Sie hatte nur zwei Öffnungen für die Augen. Ihre kegelförmige Schnauze war unverkennbar die eines Wolfs. Die Zähne in dem grinsenden Maul waren aus eingelegtem, geschliffenem Elfenbein. Die Wolfsmaske war ein Meisterstück menschlicher Grausamkeit, dazu bestimmt, die öffentliche Demütigung auf ein Höchstmaß zu steigern, und Valerie sah die Genugtuung in Vater Solomons Gesicht, als der Hauptmann sie ihr über den Kopf stülpte.

Dann war nur noch Dunkelheit um sie, und alles, was sie spürte, war das Gewicht des Metalls, das hin und her ruckte, als es mit Schnallen und Druckknöpfen befestigt wurde.



Zuerst hatte Valerie sich gegen die grausame Umklammerung der Kette an ihren Handfesseln gewehrt und daran gezerrt, doch sie schnitt bald in ihre Handgelenke. Und so kam es, dass sie nun schneller die Dorfstraße hinuntertaumelte, gezogen von einem Pferd

und nicht willens, den Dorfbewohnern die Genugtuung zu bereiten, sie stürzen zu sehen.

Es war heiß unter den Maske, und Valeries Stirn war dort, wo das Metall sie berührte, schweißnass und schlüpfrig. Die Maske verrutschte und wackelte, während sie stockenden Schrittes durch den Schneematsch stapfte.

Im schwindenden Tageslicht waren Dorfbewohner zusammengeströmt, um den makabren Zug zu begaffen, der sich langsam durch die Straße bewegte. Die letzte Blutmondnacht rückte näher.

Ein oder zwei Schaulustige zischten kaum hörbar: »Hexe!« Andere hoben unwillkürlich die Hände, um sich zu bekreuzigten, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Eine Stimme, in der Valerie die Stimme Madame Lazars erkannte, rief: »Jetzt ist sie nicht mehr so hübsch, wie?« Gleich darauf ertönte Roses Stimme, die sie als Hexe und Schlimmeres beschimpfte und Madame Lazar versicherte, dass ihr Enkel schon noch eine passende Frau finden würde. Sie redete, als hätte sie Valerie nie gekannt.

Valerie spürte, wie jemand sie an den Haaren packte und kräftig daran riss. Sie

versuchte, nicht zu schreien, und gleich darauf wurden ihre Locken von einem Soldaten, der den Zug der Schande unbedingt in Bewegung halten wollte, mit einem Ruck befreit.



An einen Pfahl gekettet und auf dem Opfaltar kniend, hörte Valerie über sich die Stimme Pater Augustes, der sie segnete und mit den Seiten seiner Bibel raschelte. Einen Augenblick später drang der erstickte Schrei einer vertrauten Stimme an ihr Ohr.

»Das ist mein Kind!«

Mühsam hob Valerie den eisenschweren Kopf. Durch die Augenlöcher der Maske sah sie ihre Mutter, barfuß, aufgereggt flatternd wie eine sterbende Motte. Ihr zerkratztes Gesicht sah aus wie mit Marmelade beschmiert, dort wo keine offenen Wunden prangten, war es voller Schwellungen.

Sie blieb vor Solomon stehen. »Lass sie gehen, du Schweinehund!« Suzettes Haar war strähnig und sie roch schlecht. »Lass sie gehen!«, zischte sie und wollte Solomon schlagen, doch der packte sie mühelos am Handgelenk.

Die Dorfbewohner waren fassungslos. Sie war wie von Sinnen, gebärdete sich wie eine Verrückte. Noch ein Opfer. Selbst Vater Solomon sagte eine Weile nichts und ließ sie toben.

Valerie konnte nicht länger hinsehen und ließ die eiserne Schnauze auf ihre Brust sinken.

»Du solltest nach Hause gehen«, hörte sie Solomon sagen wie einen enttäuschten Vater. »Ihr alle solltet nach Hause gehen.«

Dorfbewohner sprangen herbei, stützten Valeries zusammensackende Mutter und zogen sie fort. Suzette schlug die Hände vors Gesicht, als sie sich mit ihr auf den Nachhauseweg machten. Sie konnte das alles nicht mehr ertragen.



Stunden vergingen. Die Dunkelheit brach an.

Valerie hob den Blick zu dem Blutmond. Es war die letzte Nacht. Sie hatte gehört, wie man im Dorf Türen verschlossen und Fensterläden zugeschlagen hatte. Sie war inzwischen etwas benommen und hätte sich am liebsten hingelegt und die letzten

Stunden geschlafen, doch die Ketten hielten ihren Oberkörper aufrecht.

Ein dunkler Schatten schob sich über sie. Ein Ausruf des Schreckens entfuhr ihr. Er klang hohl in der eisernen Maske. Sie schloss die Augen und wartete auf das Ende.

»Valerie«, sagte eine Mädchenstimme.

Sie öffnete die Augen wieder und spähte durch die Augenlöcher.

Der Schatten beugte sich in ihr Blickfeld.

»Prudence?«

»Ich soll dir von Roxanne ausrichten, dass es ihr leidtut«, flüsterte Prudence. »Sie hat das alles nur gesagt, um ihren Bruder zu retten.«

»Das weiß ich.« Ein Schauder ließ Valerie erzittern und brachte ihre Ketten zum Klirren. »Würdest du ihr sagen, dass ich ihr verzeihe?«

»Natürlich. Aber ich wollte noch was sagen ... Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll.«

Es lag etwas Fahriges in Prudences Stimme.

»Du musst nichts sagen.«

»Nein, aber ich möchte.«

Valerie wollte sich vorbeugen, doch die Ketten strafften sich. Prudence bückte sich

noch weiter zu ihr herunter. Ihr braunes Haar fiel wie ein Vorhang vor ihr Gesicht.

»Ich möchte dir sagen, dass du vielleicht Roxanne zum Narren halten kannst, aber mich nicht«, stieß sie hervor, und ihre Worte zischten wie Feuer. »Du hast dich immer für etwas Besseres gehalten. Selbst für Henry warst du dir zu fein! Dein Schaden ist unser Nutzen. Jetzt bekommst du, was du verdienst.«

»Prudence!« Mit einem Mal konnte sich Valerie nicht mehr erinnern, wie es war, Prudence zur Freundin zuhaben. Sie versuchte, stark zu bleiben. »Du solltest jetzt besser gehen.« Ihre Augen fühlten sich trocken an, wie liegen gebliebene, ausgedörnte Früchte.

Prudence hob den Blick. Die Wolken hatten sich geteilt und der rote Mond stand wieder am Himmel. »Ja. Du hast recht. Jetzt wird es nicht mehr lange dauern. Der Wolf wird dich holen.«

Valerie war beinahe dankbar für die Maske, denn sie verbarg, was sie für ihre Peinigerin empfand. Sie schloss die Augen, und als sie sie wieder öffnete, war Prudence fort.

Ein Winterwind heulte und Valeries Zittern brachte ihre Ketten zum Klirren.

Sie konnte nichts weiter tun als warten. Der Wolf würde sie holen.

Aber was dann?



Kapitel 27

Am anderen Ende des Platzes stand Solomon auf dem Turm des Kornspeichers, umgeben von Waffen, Tauen und Köchern. Unter ihm in den Gassen waren Soldaten versteckt, bewachten die Pferde, schärften Pfeile mit Silberspitzen, lauerten in Fenstern. Alles war bereit. Es gab nichts weiter zu tun, als sich mit einem Messer die Fingernägel zu putzen und den Schmutz auf den Boden zu schnippen. Seine Haut, leicht abgeheilt, spannte wie die eines Bratapfels. Pater Auguste gesellte sich zu ihm.

»Wissen Sie, wie man einen Tiger fängt, Pater Auguste?«, flüsterte Solomon mit steinerner Miene und blickte hinab zu der jämmerlichen Puppengestalt der an den Altar geketteten Valerie. »Man bindet seine beste Ziege draußen an und wartet.«



Neben der bröckligen Dorfmauer kauerte eine dunkle Gestalt und suchte im Schein einer Fackel etwas im Schnee. Sie fand, was sie suchte, und senkte die Fackel. Einen Augenblick lang geschah nichts.

Dann fing der Boden Feuer, und eine Flammenlinie züngelte über den Platz, wurde immer schneller und raste über die Lampenölspur hinaus zu der leer stehenden Scheune und dem großen Haufen Anzündholz, der dort genau zu diesem Zweck gestapelt war. Peter duckte sich mit der Fackel und beobachtete, das Gesicht von den Flammen erhellt, mit Befriedigung, wie seine und Cesaires Arbeit Früchte trug.



In seinem Befehlsstand auf dem Kornspeicherturm blinzelte Solomon in den plötzlichen Lichtschein, sah, wie Flammen und Rauch sich auf dem Platz unter ihm ausbreiteten. Er stieß einen leisen Fluch aus. Ausgerechnet heute Nacht. Er gab dem Hauptmann ein Zeichen - und im nächsten Augenblick seilten sich seine Männer an der Mauer des Kornspeichers ab.



Das Innere der Maske füllte sich mit Licht, und Valerie spähte durch die Augenlöcher, verblüfft über die Flammen und den wirbelnden Rauch. Sie zuckte in ihren Fesseln zusammen, als sie dicht hinter sich ein Geräusch hörte.

»Ich hole dich hier raus.«

Trotz des Durcheinanders wusste sie sofort, dass es Henry war. Doch sein eindringlicher, fieberhafter Ton machte ihr Angst.

»Was ist geschehen?«, fragte sie verwirrt.

»Das gehört alles zum Plan. Ich hole dich hier raus«, wiederholte er und berauschte sich am Klang seiner eigenen Worte. Er war es, nicht Peter, der die eigentliche Befreiung durchführte. Er begann, mit den seltsamen Schlüsseln zu hantieren, die er am Nachmittag geschmiedet hatte – Dietrichen. Er hatte geübt und seine Finger arbeiteten für ihn. Der Dietrich knirschte im Schloss, erkundete die Zuhaltungen.

Als er sich über Valerie beugte, sah sie durch die Augenlöcher der Maske nur seine braunen Augen, die im Schein der Flammen glänzten. Feurige, intelligente Augen.

Genau wie die des Wolfs.

Valerie musste an die Worte ihrer Großmutter denken. Sie dachte an den Brief

in Lucies Hand. Jemand musste ihn geschrieben haben. Dann dachte sie an ihr Hirschhornmesser.

Klick. Ein Schloss sprang auf. Nur noch zwei.



Aus seiner geduckten Haltung an der Mauer sah Peter, wie die Soldaten die Flammen austraten und mit Schnee zuschütteten. Durch die Rauchschwaden konnte er zwei Gestalten am Altar erkennen. Henry hatte Valerie noch nicht befreit. *Warum dauerte das denn so lange?*

Henry musste die Rolle des Befreiers übernehmen. Valerie würde ihm ewig dafür dankbar sein, dass er ihr das Leben gerettet hatte, würde immer glauben, er hätte alles geplant.

Henry, der Held. Verflucht!

Wir stehen auf derselben Seite, rief er sich in Erinnerung. Er spähte zum Kornspeicher und erkannte, dass er Henry etwas mehr Zeit verschaffen musste.



Klick.

Das zweite Schloss sprang auf.

Valeries Hände waren frei.

Nur noch eines.

Henry machte sich an die Maske. Seine Finger wussten, was sie zu tun hatten, so wie die Finger eines Musikers die Saiten von alleine finden, wenn er ein Lied oft gespielt hat. Doch so verzweifelt er sich auch bemühte, er bekam den Verschluss nicht auf. Er knurrte ärgerlich.

Valeries freie Hand tastete heimlich nach dem Messer. War es möglich, dass der Wolf sie unter dem Deckmantel einer Befreiung holte? War das möglich?



Zack!

Peter hatte den Soldaten, der die Tür zum Kornspeicher bewachte, mit dem Stiel seiner Axt von hinten niedergeschlagen und warf jetzt ohne Zögern seine Fackel durch die Tür. Doch bevor er nachsehen konnte, ob die Flammen ihr Ziel fanden, gaben seine Beine unter ihm nach.

Verdutzt schaute er nach unten und sah, dass er in einer schweren Kette gefangen war, die jemand nach ihm geschleudert

hatte. Im nächsten Augenblick fiel der Kettenwerfer über ihn her.



Solomon wandte seine scharfen Augen keine Sekunde von dem in Rauch gehüllten Altar. Das Mädchen war noch da, soweit er erkennen konnte, aber vom Wolf war keine Spur zu sehen. War es möglich, dass ihn diese Dorftrottel zum Narren halten wollten?

Er hörte ein Schnalzen. Es war nur ein leises Geräusch, aber gleichwohl ein Geräusch.

Und dann hörte er noch eines.

Er schnupperte und wusste sofort Bescheid. Auch der Kornspeicher brannte. Jemand würde für die Schlampereien heute Nacht büßen müssen.

»Räumen!«, befahl er seinen Soldaten.

Er ging auf der Wendeltreppe voraus. Die dicke, rauchige Luft machte ihn ganz benommen. Als er um eine Kurve bog, erstarrte er – durch ein Fenster sah er am Altar eine zuckende Bewegung, kaum zu erkennen.

Genau das, was er befürchtet hatte.

Der Kornspeicher um ihn herum erzitterte. Erste Wände gaben nach, brennende Pfeiler fielen, Flammen schlugen in die Nacht.

»Dort!«, rief Solomon zu dem Armbrustschützen hinter ihm.

Der Schütze und Pater Auguste blickten in die von ihm gewiesene Richtung. Der Rauch hatte sich so weit gelichtet, dass zu erkennen war, wie ein Mann in einem Mantel bei Valerie kauerte und ihr die Wolfsmaske abnahm.

Der Schütze hob die Armbrust, zögerte aber, als ein Balken krachend zu Boden stürzte.

»Halt! Warte!«, rief Pater Auguste und presste die Hände ineinander, als halte er etwas Wertvolles fest.

»Tu es«, befahl Solomon.

Der Schütze legte durch das Fenster auf Henry an. Ein unbewegliches Ziel, ein leichter Schuss ...

Doch im selben Moment, als er abdrückte, huschte etwas so dicht vor seinen Augen vorbei, dass er zusammenzuckte und dem Bolzen eine falsche Richtung gab.

Pater Auguste, der Grausamkeiten enggültig überdrüssig, war vor den Schützen hingesprungen, sodass er den Schuss verriss.

»*Flieht!*«, rief Pater Auguste in Richtung Altar und fuchtelte mit seiner Bibel in der Luft.

Diese eine Silbe hallte durch die Luft wie ein Glockenschlag.

Solomon verlor keine Zeit. Er holte aus und stieß Auguste seinen Dolch in die Brust.

Die beiden Männer starrten einander an. Pater Augustes Augen weiteten sich vor Entsetzen und Schmerz, ehe das Leben in ihnen erlosch. Er sackte zusammen, und seine Bibel fiel neben ihm zu Boden, mit dem Deckel nach unten.

Solomons Blick flog zurück zur Opferstätte. Die Wolfsmaske lag verwaist neben dem Altar. Er begriff, dass es vorbei war. Wieder fiel ein Balken. »Wir sollten gehen«, sagte er ruhig.

Draußen stellte er fest, dass seine Soldaten einen Gefangenen gemacht hatten.

»Der da hat das Feuer gelegt.« Der kräftigere der beiden Soldaten stieß Peter nach vorn. Er trug Handschellen. Sie waren nicht zimperlich mit ihm umgesprungen, denn sie hatten es nicht gern, wenn sie von einem Rumtreiber lächerlich gemacht wurden.

»Unsere Männer haben ihn entdeckt, wie er mit einem Soldaten gerungen hat«, sagte der andere.

»Sperrt ihn in den Elefanten. Das untersuchen wir später. « Solomons Stimme war klar wie Kristall und wie mit Ekel geschliffen, als er auf den schwelenden Platz trat.



Kapitel 28

Die Hexe ist entflohen!«, hörte Valerie Stimmen rufen, als sie davonrannte.

Es war schwer zu verstehen, warum sie so viel Aufhebens um sie machten, unmöglich zu begreifen, was alles geschehen war. Tatsache aber war, dass sie jetzt eine Hexe war, auf der Flucht mit Henry Lazar, ihrem ehemaligen Verlobten, der möglicherweise ein Werwolf war.

»Vorwärts«, drängte Henry. »Peter erwartet uns in der Gasse mit Pferden.« Er sprach den Namen noch immer so aus, als hätte er etwas Ekliges oder Verschimmeltes im Mund.

Natürlich! Ihr Herz tat einen Sprung. Peter hatte sie also doch nicht im Stich gelassen. Er würde sie holen und zu Ende bringen, was Henry begonnen hatte.

Sie warf einen Blick auf Henry, der neben ihr durch die Nacht rannte. Ein Bild schoss ihr durch den Kopf, wie sie alle drei

gemeinsam flohen und von Stadt zu Stadt zogen. Sie würde nie zu wählen brauchen.

Peter erwartete sie. Aber Moment mal. *Ich hole dich hier raus*, hatte Henry gesagt. *Ich*, nicht wir. Wollte er ihr wirklich helfen, obwohl sie ihn abgewiesen hatte?

Sie rannten in die Färbergasse. Valeries Finger schmerzten, denn sie hielt das Messer unter ihrem Mantel krampfhaft umklammert. Sie sah die Färbebotte mit der blau schimmernden Küpe. Sie sah die Blütenblätter. Doch sie sah nirgends Pferde, als sie das Ende der Sackgasse erreichten.

»Wo ist Peter?«, hörte sie sich fragen.

»Ich weiß nicht. Er müsste längst hier sein. So war es ausgemacht.« Henry sah riesengroß aus in seinem Zorn.

Sie waren ganz allein an diesem dunklen, abgelegenen Ort. An genau demselben Ort, an dem der Wolf ihr gestern gesagt hatte, dass sie ihm gehöre. Und es war alles so eingetroffen. Sie war jetzt mit ihm zusammen.

Alle Teile fügten sich ineinander.

Peter wird nicht kommen, dachte sie.

Valerie war wie berauscht von der Erkenntnis, dass sie sterben würde. Sie würde einen letzten Kampf führen, sie würde nicht so einfach aufgeben. Wenn sie ihn im richtigen

Winkel erwischte ... vielleicht, nur vielleicht ... Noch während ihr dieser Gedanke durch den Kopf ging, ergab sich die Gelegenheit. Er bot ihr den Hals dar, als er sich über die Botliche beugte, um zum Eingang der Gasse zu spähen. Wahrscheinlich hielt er nach Solomon Ausschau, um sich zu vergewissern, dass ihm für sein Vorhaben genug Zeit blieb.

Er hatte ihre Schwester in die Nacht hinausgelockt und ermordet und heute versuchte er dasselbe mit ihr. Aber mit *ihr* würde er nicht so leichtes Spiel haben.

Zuerst blickte sie zu dem roten Mond, dann erhob sie das Messer. Sie sah die blitzende, blutdürstige Klinge in ihrer Hand. Sie wollte gerade einen Schritt zurücktreten, damit sie mit voller Wucht zustoßen konnte, da vernahm sie ein Knurren und erstarrte.

Es klang wie von einem Mann und einer Frau, wie von einem Menschen und einem Tier. Die Stimme des Teufels.

Es kam von weit her. Nicht aus der Gasse.

»Mein Gott, Henry.«

Er drehte sich und sah das Messer in ihrer immer noch erhobenen Hand.

Er zuckte zusammen. »Könntest du das Messer in deinen Stiefel zurückstecken?«,

fragte er und löste die Spannung mit einem kurzen Lächeln.

Verlegen steckte sie das Messer an seinen Platz zurück. Im selben Augenblick zerriss ein weiteres schreckliches Knurren die Luft. Näher diesmal.

Valeries Erleichterung war von kurzer Dauer, denn ihr kam ein neuer, schrecklicher Verdacht. »Henry, wann hast du Peter das letzte Mal gesehen?«

Aber Henry antwortete nicht. Soldaten drangen in die Gasse ein und riefen einander zu: »Die Hexe ist entflohen!«

Er zog sie in einen der Silos, die mit blauen Blütenblättern gefüllt waren. Augenblicklich hüllte sie schwerer Blumenduft ein, dessen Süße seltsam anmutete, wenn man dem Tod so nahe war. Henry schob sie durch die federweiche Masse, bis sie an die Rückwand stießen.

»Sie sind überall«, flüsterte er.

Sie standen so dicht nebeneinander, dass ihre Körper sich fast berührten. Und dann spürte Valerie plötzlich seine Hand auf ihrer Taille, sah das Verlangen in seinen Augen. Ihr Atem ging schneller. Seine Hand glitt an ihrem Bein hinab. Warum jetzt?

Sie verstand erst, als er hatte, was er wollte.

Das Messer aus ihrem Stiefel.

»Entschuldige«, sagte er nachträglich. Mit den Gedanken woanders, war ihm gar nicht klar gewesen, was er tat. Jetzt drehte er sich um und bereitete sich darauf vor, einen möglichen Angriff abzuwehren.

Aber Valerie wusste, dass Widerstand zwecklos war. Sie hatten keine Chance. Man würde sie im Handumdrehen gefangen nehmen. Und alles wäre vorbei.

Aber dann sah Henry sie an. »Die Kirche!«

Er hatte recht. Der Wolf konnte heiligen Boden nicht betreten und als Geistlicher sollte Vater Solomon die Kirche als Zufluchtstätte respektieren. Aber zuerst einmal mussten sie hinkommen ...

Henry betrachtete das Messer in seiner Hand und überlegte einen Moment lang verzweifelt.



Augenblick später stürmten Solomons Männer das Silo – und fanden nur blaue Blütenblätter, von denen einige zwischen den Brettern, die herausgebrochen worden waren, auf die Straße quollen.



Valerie und Henry blieb nichts anderes übrig, als ohne Deckung über den Platz zu rennen.

Trotz des Lärms, den die Soldaten beim Durchkämmen des Dorfes machten, trotz des Hufschlags galoppierender Pferde und des Geschreis der Dorfbewohner hörte Valerie das Flüstern.

»Valerie, wohin gehst du?«

Diese unheimliche Stimme, zusammengesetzt aus all den Stimmen, die sie je gekannt hatte. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie wusste es, bevor sie hinsah. Der Wolf war zurückgekehrt, um sie zu holen.

Sie blickte zu Henry, der nichts gehört hatte. Am Rande ihres Gesichtsfelds sprang ein dunkler Schatten über Dächer, verschwand und tauchte wieder auf. Nur wenn sie aus dem Augenwinkel hinsah, konnte sie sicher sein, dass er noch da war.

Sie konnten die Kirche jetzt sehen. Aber hinter ihnen ertönten Rufe, das Geräusch schwerer Stiefel, die ihnen rasch folgten.

Ein Pfeil pfiff dicht an ihnen vorbei. Ein zweiter, noch dichter.

Valerie schaute sich um – und schrie, als sie den silbernen Bolzen auf sich zufliegen sah, der dazu bestimmt war, ihr Leben zu beenden. Doch irgendwie, im allerletzten Moment, als sie eigentlich hätte spüren müssen, wie das Metall in sie eindrang, spürte sie nichts.

Stattdessen wurde sie zur Seite gestoßen und mit einem klatschenden Geräusch bohrte sich der Bolzen in Henrys Seite. Er hatte sie mit seinem Körper gedeckt.

Das Geschoss versetzte ihm einen Stoß, doch er rannte so schnell, dass er noch ein paar stampfende Schritte machte, bevor er stehen blieb.

Es steckte in der linken Schulter. Es hatte sein Herz verfehlt und, wie es schien, auch seine Lunge nicht getroffen.

»Lauf, Valerie, lauf.« Er schubste sie mit dem unversehrten Arm weiter.

Sie kannte ihn schon ihr Leben lang, doch erst jetzt begriff sie, was für ein guter, tapferer und ehrenhafter Mensch er war. »Nein, Henry, ich kann dich doch nicht im Stich lassen.« Sie blickte sich nach den Soldaten um, die immer näher kamen.

Aber die Kirche war so nah.

Sie legte sich seinen gesunden Arm über die Schulter und gemeinsam taumelten sie die letzten zehn Meter durch den Schnee. Sein Blut färbte ihren roten Mantel noch dunkler.

Sie wankten auf die Tür des Gotteshauses zu. Noch zwei Schritte ... doch auf der Schwelle, wo der heilige Boden begann, stand Solomon und versperrte ihnen den Weg.

»Wir verlangen Asyl.« Valerie schleuderte ihm die Worte entgegen.

»Aber das könnt ihr nicht«, erwiderte Solomon mit rasierklingenscharfer Stimme. »Ihr befindet euch noch nicht auf heiligem Boden.« Er hob die Hand und ergriff den Pfeil, der in Henrys Schulter steckte.

»Und der gehört mir.« Mit einem schmatzenden Geräusch, wie es ein Löffel macht, wenn er das Fleisch einer Wassermelone zerteilt, riss er den Bolzen aus Henrys Wunde.

Henry biss vor Schmerz die Zähne zusammen, taumelte rückwärts und presste die andere Hand an die Schulter, um die Blutung zu stillen.

Valerie hätte gern in die klaffende Wunde gespäht, um festzustellen, was da in Henrys Innerem war, das so viel Güte ausstrahlen

konnte. Es machte klick, und mit einem Mal wusste sie, dass sie zusammen ein glückliches Leben führen könnten. Es wäre das Beste, für sie alle.

Alles in ihr erbebte, als sie wieder die Stimme hörte.

»**Valerie.**«

Sie drehte sich um und vor ihr stand der Wolf. Seine Augen leuchteten wie Zwillingssymonde. Seine Lefzen glänzten feucht und schwarz.

Zwei Soldaten lagen tot zu seinen Füßen.

Der Wolf ragte vor ihr empor wie ein großes Monument. Er regte sich nicht und die Macht seines Schattens hatte fast etwas Tröstliches.

Solomons Blick flog zu dem Blutmond, der, verblasst und zwischen den Häusern kaum sichtbar, tief über dem Horizont stand.

Mit einer entschlossenen Bewegung packte er Valerie an den Haaren, riss ihr den Kopf zurück und setzte ihr, sie als menschlichen Schild benutzend, sein Schwert an die Kehle. »Wir werden ihn hinhalten«, flüsterte er dem Hauptmann zu. »Gleich bricht der Tag an.« Und an den Wolf gewandt, rief er:

»Du willst sie doch lebend, oder?«

Der Wolf starrte Solomon an, dann blickte er zuckend zum Mond, der am Himmel immer fahler wurde.

Henry machte einen Schritt auf Valerie zu, doch Solomon drückte ihr das Schwert in die Kehle. Henry wich zurück. Valerie spürte die scharfe Klinge auf ihrer Haut.

Sie sah, wie Dorfbewohner von drinnen näher an die Tür kamen und gafften, aber tunlichst darauf achteten, dass sie auf heiligem Boden blieben, wie Kinder, die ihre Eltern durchs Treppengeländer beim Streiten beobachten. Sie hatten sich in der Aufregung in die Kirche geflüchtet, und keiner dachte mehr daran, den Wolf zu jagen, den sie wenige Tage zuvor noch unbedingt zur Strecke hatten bringen wollen.

»Zuerst stirbt er, dann du«, raunte Solomon Valerie zu und gab dem maskierten Schützen, der oben auf dem Glockenturm an der Brüstung lehnte und auf Befehle wartete, mit dem Kopf ein Zeichen.

Der Schütze feuerte, doch der Wolf ahnte die Gefahr, sprang zur Seite und der Bolzen fuhr in die Erde. Als Solomon sah, dass der Schuss fehlging, war seine Geduld erschöpft. Er konnte nicht länger an sich halten, Mordlust überkam ihn. Er stieß Valerie von sich,

erhob das Schwert und stürzte sich mit aller Macht auf den Wolf. Die Adern an seinem Hals traten hervor wie die Äste eines Baums, der aus dem Samen seiner Besessenheit in ihm gewachsen war.

Doch der Wolf war schneller und schlug seinen mächtigen Kiefer in Solomons Handgelenk, durchtrennte die Sehnen, dann den Knochen. Die abgebissene Hand fiel schwer auf den verschneiten Boden und die fürchterlichen Finger mit den Silberspitzen umklammerten noch den Griff des Schwertes.

Vor Schmerzen stöhnend, taumelte Solomon rückwärts in Richtung Kirche. Der Wolf setzte ihm nach.

Der maskierte Schütze feuerte einen Pfeilhagel ab. Darauf ergriff der erboste Wolf den Schild eines toten Soldaten und schleuderte ihn in Richtung Glockenturm. Der Schild krachte gegen die Brust des Schützen, spaltete seinen Harnisch und spießte ihn auf. Er stürzte gegen die Glocke und entlockte ihr einen düsteren Ton.

Henry nutzte die Gelegenheit, packte Valerie und zog sie durch die Tür auf heiligen Boden. Der Wolf sprang vor, doch sie waren bereits drinnen, unerreichbar für ihn.

Wieder blickte der Wolf zum Blutmond, der bereits unterging. Die begrabene Sonne stieg wieder aus der Erde und am Himmel zeigte sich der erste Dämmererschein des Morgens.

Die Bestie wusste, dass sie schnell handeln musste. Sie fasste nach Valerie, über die steinerne Türschwelle hinweg, riss die Pfote aber zurück, als sie Feuer fing. Sie fletschte die Zähne und starrte die Beute aus allen vier Augen an.

»Du kannst dich nicht davor verstecken.«

Die Stimme des Wolfs hatte auf Valerie eine seltsam beruhigende Wirkung. Der Wolf würde sich auf eine Weise ihrer annehmen, wie sich noch niemand ihrer angenommen hatte.

»Tritt durch die Tür, sonst werde ich alle töten. Hast du verstanden?«

»Ja, ich habe verstanden«, antwortete sie, fast wie in Trance.

»Seht, wie die Hexe mit dem Wolf spricht!«, schrie Solomon von der Stelle, wo ein Soldat seine Wunde verband. Trotz seiner Verstümmelung suchte er noch nach Rechtfertigung.

»Triff deine Wahl.«

Die Stimme des Wolfs hallte wie ein Echo in Valeries Kopf. Sie dachte an all die Menschen um sie herum, an Henry. Sie sah sie in ihrer ganzen Menschlichkeit, in ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Sie konnte nicht zulassen, dass sie starben.

Die Zeit verlangsamte sich für sie. Wie sonderbar das Leben doch war. Es gab zu viel: zu viel Schönheit, zu viel Liebe, zu viel Schmerz und Leid für einen einzigen Besuch auf der Welt. Was sollte man mit alledem anfangen? War es da nicht besser, gar nicht zu leben?

Sie erwiderte den Blick des Wolfs und überlegte, wie es wohl wäre, wenn sie einen Schritt vortrat. Die schönen gelben Augen. Vielleicht war es gar nicht so schlimm ... Und dieser Gedanke war wie ein Riss, der sich in ihrem Inneren auftat und weitete, so wie aus einem Felsspalt eine Schlucht wurde. Die Lösung war einfach und verblüffend. Sie spürte, dass eine gewisse Vergeltung darin lag, wenn sie ihren Willen aufgab. Der Wolf würde nicht Valerie bekommen, denn sie war nicht mehr sie selbst.

Sie wollte sich dem Wolf ausliefern.

Sie trat auf die Tür zu. Es war überraschend leicht. Sie wollte gerade den

entscheidenden Schritt tun, mit dem sie den heiligen Boden verließ, als Henry begriff, was sie vorhatte. Er hielt sie fest.

»Ich werde nicht zulassen, dass du mein Zuhause zerstörst«, sagte sie zu dem Wolf. »Ich werde mit dir gehen, um sie zu retten.« Ihre Stimme klang schrill und falsch, und sie hatte das Gefühl, dass sie von irgendwo außerhalb ihrer selbst kam. Sie hatte keine Angst vor dem, was kommen würde. Sie hatte einen Entschluss gefasst. Die Welt war für sie nicht mehr Wirklichkeit.

Die Stille war ohrenbetäubend, während der Wolf auf sie wartete.

Und dann wurde der Bann durch eine Bewegung in der Menge hinter ihr gebrochen. Jemand kam von ganz hinten nach vorn, stolperte über die Knie und Bündel anderer.

Roxanne.

Roxanne hielt im Gehen den Kopf gesenkt. Valeries Herz setzte drei Schläge aus, als sie die schönen sonnuntergangsroten Haare sah. Den Wolf konnte sie ertragen. Aber nicht noch mehr Anschuldigungen von denen, die sie geliebt hatte.

»Ich werde nicht zulassen, dass du dieses Opfer bringst«, sagte Roxanne und stellte sich an ihre Seite.

Valerie sah ihre Freundin erstaunt an, wollte es nicht glauben. Roxanne nickte ihr kurz zu, die Augen voll Tränen.

Als Nächste trat Rose vor: »Ich auch nicht.« Sie sah Valerie an und die Erinnerung an ihr schändliches Verhalten trieb ihr die Schamesröte ins Gesicht.

Marguerite, beeindruckt vom Mut ihrer Tochter, folgte, und dann andere Dorfbewohner, einer nach dem anderen: der Schenkenwirt, die Färber, Holzhauer, Freunde ihres Vaters. Prudence war die Letzte, die sich ihnen anschloss, doch am Ende trat auch sie vor, gegen ihre bitteren Gefühle ankämpfend.

Daggorhorn schwang sich in die Lüfte, eine Schar von Vögeln, die gemeinsam ihre Flügel entdeckten.

Die Dorfbewohner erwachten aus einem Alptraum, hielten zusammen, errichteten eine Barriere gegen den Wolf. Doch es war auch eine Barriere gegen das Böse, das sie in sich hineingelassen hatten. Für ein paar Augenblicke war der Mittelpunkt des Universums hier, auf dem Kirchhof des Dorfes.

Damit hatte der Wolf nicht gerechnet. Er knurrte erzürnt, dem ersehnten Ziel so nahe und doch nicht imstande, es zu erreichen.

Der Mond war vom Himmel verschwunden. Der Morgen war da, und der Wolf durfte nicht länger säumen, da er sich sonst in seiner menschlichen Gestalt zu erkennen gab. Er warf einen letzten funkelnden Blick auf Valerie, dann jagte er mit einem zornigen Knurren davon.



Die Dorfbewohner atmeten auf, scheuten sich noch, einander anzusehen, den Bann zu brechen. Doch dann taten sie es und der Wolf blieb immer noch verschwunden. Sie hatten das Richtige getan und sie hatten es gemeinsam getan.

Nur Valerie sah, wie Solomon auf sie zukam, schlimmer noch als die Bestie selbst, unbändige Wut im Gesicht, entschlossen, die Rache einzufordern, auf die er ein Recht zu haben glaubte. Er hatte seine eine Hand gegen sie erhoben, und sie streckte ihm ihre entgegen, um sich zu schützen. Doch er hatte es auf ihren Kopf abgesehen, machte eine hohle Hand und stieß ihren Schädel mit aller

Kraft gegen die Mauer. Ein Schauer ging durch die Menge der Dorfbewohner.

Dann packte er sie an den Haaren und riss ihr Gesicht hoch: »Du wirst trotzdem brennen, Hexe.«

Henry ging auf ihn los, und Solomon wirbelte herum, um ihn mit seinen verbliebenen Nägeln aufzuschlitzen.

Doch eine Peitsche kam ihm zuvor, piffte elegant durch die Luft, schlang sich um seinen Arm und riss ihn zurück. Empört blickte sich Solomon um und sah, dass der Hauptmann mit finsterer Miene auf ihn zutrat.

»Bei Blutmond«, erinnerte der Hauptmann seinen Anführer, »ist ein gebissener Mann ein verfluchter Mann.«

Solomon hörte die Wahrheit, ohne mit der Wimper zu zucken. Doch konnte er sich die Bemerkung nicht verkneifen: »Meine Kinder werden Waisen sein.«

»Mein Bruder hatte auch Kinder«, erwiderte höhnisch der Hauptmann.

Vater Solomon sah hinab auf seinen Arm und ließ in sein Bewusstsein dringen, dass die Verderbnis bereits in ihm wuchs. Er war nicht besser als der Wolf, den er gejagt hatte. Er war ein Mann, der seinen Überzeugungen treu blieb, treu bis zum bitteren

Ende. Er glaubte an Reinheit und Reinigung, an die kühle, unsentimentale Vernichtung des Bösen.

Mit seiner verbliebenen Hand bekreuzigte er sich.

»Vergib deinem verlorenen Schaf, Herr. Ich wollte dir nur dienen, uns vor der Finsternis bewahren ...«, begann er, sprach aber nicht zu Ende.

Denn auch der Hauptmann glaubte an Vergeltung und schwang sein Schwert. Schärfer noch als ein Rasiermesser, durchbohrte er schnell und sauber Solomons Herz, ohne an den Knochen zu stoßen, ganz so, wie Solomon den Bruder des Hauptmanns getötet hatte.

Roxanne schaute weg, Valerie aber nicht. Ein Übel war beseitigt, eines von vielen. Sie spürte etwas an ihrer Schläfe. Blut sickerte aus der Wunde, die ihr Solomon beigebracht hatte, als er ihren Kopf gegen die Wand stieß.

Vom bloßen Anblick der feuchten Finger wurde ihr schwindlig. Sie sank in die Knie.

Wo ist Peter?, fragte sie sich wieder.

Dann wurde die Welt ein Nirgendwo und verlor ihren Grund. Sie fiel hinab, tief hinab in die Mitte von allem.



Kapitel 29

Valerie kehrte von einem Ort der Finsternis in die Welt zurück. Sie schaute sich um, erkannte die Decke. Großmutters Decke. Aber war sie früher nicht weiß gewesen? Jetzt war sie rot, so rot wie ihr Mantel. Und pulsierte wie ein lebendes Wesen.

Sanfter Schnee hatte wieder eingesetzt und bildete draußen große, weiche Haufen wie noch nie. Es musste die ganze Nacht geschneit haben. Der Himmel war glatt und weiß wie ein Traum. Valerie blickte zu der Gestalt neben sich. Großmutter. Eigentlich hätte es Lucie sein müssen. Wo war Lucie? Tot. Sie würde immer tot bleiben, als hätte sie gar nie existiert.

Offenbar hatte sie beim Aufwachen auch Großmutter geweckt. Die alte Frau drehte sich zu ihr herüber und öffnete die Augen. Sie waren feucht und kugelförmig, ihre Pupillen groß. Rund wie Murmeln.

»Großmutter, was hast du für große Augen«, stellte Valerie ruhig fest und bemerkte, dass jeder Zug in Großmutters Gesicht scharf und überdeutlich hervortrat. Valerie fühlte sich so, als hätte sie zu schnell zu viel Wasser getrunken, leer und voll und irgendwie benommen.

»Dass ich dich besser sehen kann«, antwortete Großmutter mit gedämpfter Stimme.

Auch ihre Ohren schauten seltsam spitz unter ihren zerzausten Haaren hervor.

»Großmutter, was hast du für große Ohren.«

»Dass ich dich besser hören kann.«

Bei diesen letzten Worten entblöste Großmutter endlich ihre Zähne – ach, ihre Zähne! Sie sahen länger und schärfer aus als sonst.

»Großmutter, was hast du für große Zähne.«

»Dass ich dich besser fressen kann ...«

Großmutter tat einen Satz und ...



Valerie erwachte mit einem erstickten Schrei. Sie sah sich um und stellte fest, dass sie sich in ihrem eigenen Bett befand. Neben ihr lag Roxanne und schlief, das Gesicht vom

Morgenschein leuchtend. Valerie holte tief Luft und betrachtete ihre Freundin.

Roxanne war auch nicht Lucie.

Suzette, die neben dem Bett über Valeries Schlaf gewacht hatte, beugte sich zu ihr herunter.

»Mein Schatz«, begann sie mit einer lieblichen Stimme, die Valerie ganz fremd war. Sie hatte einen entrückten Ausdruck in den Augen. Valerie betrachtete die tiefe Wunde, die ihr Gesicht verunstaltete. Ob sie sich entzünden konnte? Sie schaute sich um, und alles erschien ihr eigenartig, nicht so, wie es sein sollte. Gegenstände waren zu groß oder zu klein, wie in einem Traum.

»Ich habe dir Haferbrei gekocht, dein Lieblingsfrühstück«, sagte ihre Mutter in demselben süßlichen Tonfall. Valerie sog die Luft ein. Der Geruch nach Sirup war überwältigend. Sie biss sich auf die Lippe. *Bin ich wach?* Es war schwer zu sagen.

Suzettes Gesicht verzog sich zu einem unnatürlichen Lächeln. Valerie schlüpfte unter ihrem Arm durch und kletterte barfuß, immer zwei Sprossen auf einmal nehmend, die Leiter hinunter.

»Valerie?«, rief ihre Mutter und legte den Kopf auf die Seite wie ein kleines Mädchen, das Theater spielte.

»Ich gehe jetzt«, antwortete Valerie, zog ihre Stiefel an, holte ein Taschentuch und etwas Obst für ihren Korb und legte sich den roten Mantel um die Schultern. Roxanne regte sich im Bett, schlug die Augen auf und putzte sich die Nase.

»Du gehst?«, fragte Suzette belustigt. »Wo hin denn, mein Schatz?«

»Zu Großmutter. Ich hatte ... ich fürchte, sie ist in Gefahr. « Außerdem musste sie Peter finden, sofern er überhaupt irgendwo zu finden war. Und Henry.

»Ach, Valerie. Du musst dich nicht immer um die anderen sorgen. Ich habe Haferbrei gekocht, dein Lieblingsfrühstück«, wiederholte Suzette, kam die Leiter herunter und streichelte Valerie die Wange. Ihre Hand fühlte sich feucht und kalt an. Wie ein Reptil. Valerie sah sie an.

»Bei uns bist du sicher«, flüsterte Suzette. Roxanne spähte vom Dachboden herunter, die Bettdecke bis unters Kinn gezogen, und blinzelte sich wach, unsicher, was sie von der Szene halten sollte.

»Wiedersehen, Mutter. Wiedersehen, Roxanne.« Valerie fühlte sich einsam, ganz auf sich gestellt. Sie brauchte niemanden.

Es war schneidend kalt, als sie aus der Tür trat. Und irgendwie war das gut so. Sie brauchte einen Schock. Sie musste spüren, dass sie noch am Leben war.

Sie schlang den Mantel enger um sich und stülpte sich die Kapuze über den Kopf. Der stürmische Wind fegte über sie hinweg, fuhr in den Mantel und blähte ihn mit eisiger Luft. Ihre Finger umklammerten den geflochtenen Henkel des Korbs, den sie vor sich her trug. Eiskristalle setzten sich in die Ritzen des Weidengeflechts.

Keine Menschenseele war zu sehen.

Beim Gang durchs Dorf sah sie keine Fußstapfen im Schnee, denn der neue, der in dichten Flocken fiel, hatte alle zugedeckt. Sie kam an dem eisernen Elefanten vorüber. Er lag auf der Seite und war aufgebrochen. *Ob jemand darin gewesen war?* Valerie erschauerte bei dem Gedanken an Claude, an die Grausamkeit, zu der Menschen, wie sie gelernt hatte, fähig waren. Sie fühlte sich abgestoßen. Vielleicht wäre es besser, ein Tier zu sein und kein Mensch.

Im Winter blieben die Menschen zu Hause. Wenn ein Sturm losbrach wie dieser, konnte man nie wissen, was einen hinter der nächsten Biegung erwartete, was sich vor oder hinter einem verbarg.

Dann kam jemand in Sicht. Valerie sah, dass es Henry war. Er sattelte gerade ein herrliches Pferd und stellte die Steigbügel ein. Bei seinem Anblick wurde ihr wärmer.

Der Hauptmann gab den Soldaten, die sich gerade ankleideten, ein Zeichen, und sie zogen sich zurück, als sie näher kam, möglicherweise aus Diskretion, vielleicht aber auch aus Misstrauen.

»Valerie.«

Das Pferd wendete sich, blies Dampf durch die Nüstern in die kalte Morgenluft, wollte fort, als witterte es die Gegenwart von etwas Bösem.

»Brav«, beruhigte Henry das Tier. Er sah stolz aus. Dienstefrig. Er hatte eine neue Bestimmung gefunden. Er würde dem Wolf nachstellen. Böses durch Gutes ersetzen, so hoffte sie.

»Du bist ein Krieger«, sagte sie, und ihre grünen Augen leuchteten.

»Du auch«, erwiderte er.

Valerie schlang die Arme um ihn und stellte sich auf die Zehenspitzen, damit ihre Lippen seinen Hals erreichen konnten. Zärtlich fanden sie seine Haut. Sie war weich und warm und fühlte sich an, als könnte sie schmelzen, wenn sie zu lange in der Sonne lag. Ein Schauer durchfuhr sie.

Sie spürte Henrys glatte Hand an ihrer Wange. Und dann trennten sich ihre Körper und zogen einen klaren Strich.

Er zögerte, fuhr sich mit der Hand durchs hellbraune Haar.

»Was ist?«, fragte sie.

»Niemand hat Peter gesehen, Valerie«, sagte er und schwang sich in den Sattel. »Und wenn ich ihn finde ... werde ich tun, was ich tun muss.« Sie spürte die ungeheure Entschlossenheit seiner Gestalt auf dem Pferd, und dann war er fort, der große Krieger, und ritt in das leere Blaugrau der Wildnis.

Valerie war ihm dankbar, für so vieles. Sie hatte das Böse dem Guten vorgezogen, und er hatte ihr beigestanden, sich geopfert, um sie vor dem Wolf zu schützen, um sie vor sich selbst zu retten. Sie hatte ihm das Herz gebrochen, aus Liebe zu Peter – der immer nur nahm, ohne zu fragen. Wie war es

möglich, dass sie nicht erkannt hatte, wie beständig und geborgen ein Leben mit Henry hätte sein können? Diese neue Einsicht stimmte sie ruhig.

Mit jedem Galoppsprung, den sich Henrys Pferd entfernte, fühlte Valerie, die nie einen Menschen gebraucht hatte, wie sich in ihrem Inneren eine kleine Leere auftat und größer wurde.



Valerie rannte, wobei ihre Füße mal im Schnee versanken, mal Halt auf dem gefrorenen Boden fanden. Ihre Beine schritten ruhig und mechanisch aus und trugen sie durch den Sturm. Sie war sich sicher, dass bei Großmutter etwas nicht stimmte ... ganz und gar nicht stimmte. Irgendetwas ging dort vor sich, etwas Unheilvolles, und sie musste hin, weil sie nicht die Kraft hatte, sich fernzuhalten.

Sie blieb nicht auf dem Feld stehen, um an Lucie zu denken, oder in dem Hain, um an Claude zu denken. Ihr Herz begann nicht zu pochen, als sie an der großen Kiefer vorbeikam. Ihre Verluste, ihre Vergangenheit. Ein Ort sah wie der andere aus in

diesem Weiß, das alles gleich machte. Sie blieb nicht stehen, um sich zu orientieren, sondern ließ sich einfach von der Dringlichkeit leiten.

Sie kam am Fluss vorbei. Er hatte sich mit einer glatten Eisschicht bezogen und sah aus wie eine Schüssel Milch. Sie hörte das Eis knacken, als ein Ast abfiel.

Schließlich gelangte sie in die Black Raven Woods. Bis zum Baumhaus war es nicht mehr weit, nur hundert Meter, doch der Weg, den sie so viele Male gegangen war, kam ihr endlos weit vor. Sie war noch benommen von der Kopfverletzung und sah die gebleichte Welt rings um sie abwechselnd scharf und unscharf. Das einzige Geräusch, das sie hörte, war das Pfeifen des Windes in den vereisten Ästen.

Sie sah sich um. Nichts im Gebüsch. Nichts vor ihr, wo sie hinging, nichts hinter ihr, wo sie herkam. Sauberer Schnee wehte von hinten über den Boden. Im Gehen umklammerte sie den Korb so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten. Die Kälte drang durch das Wildleder ihrer Stiefel, und die Kapuze ihres langen roten Mantels umrahmte ihr blasses Gesicht, ihre geröteten Wangen.

Sie wusste instinktiv, wo sie die Füße hinsetzen musste, denn sie war die Strecke schon oft gegangen. Und dennoch hatte sie das Gefühl, dass sie sich zu sehr anstrengen musste, um voranzukommen, als schwimme sie durch Öl. Die ruhige Luft schnitt scharf durch sie hindurch und das Grau des Himmels war mit Ästen bekritzelt. Sie konnte nichts riechen. Selbst ihre Sinne waren eingefroren. Die Finger taub vor Kälte, die Augen blind.

Der Schneefall wurde so dicht, dass sich alles, was mehr als fünf Schritte entfernt war, im gleißenden Weiß verlor. Sie war sich nicht sicher, ob sie bei Besinnung war. Sie vernahm ein kaum hörbares Sirren in den Bäumen. Hier und dort knackte es, doch wenn sie hinsah, war da nichts.

Und doch konnte sie spüren, dass etwas hinter ihr war und dass es näher kam. Sie spitzte die Ohren, versuchte, obwohl sie zu rennen begann, kein Geräusch zu machen. *Ein Tier.* Bestimmt war es ein Tier. *Es ist Tag,* rief sie sich in Erinnerung. *Der Wolf kann es nicht sein.*

Ja. Da war etwas. Sie war sich sicher.

Sie hörte es, lauter jetzt. Dann noch lauter. Näher.

Sie drosselte ihre Schritte. Sie brauchte keine Angst zu haben. Vielleicht war es Suzette. Vielleicht war sie ihr nachgerannt, erschrocken darüber, wie sie aus dem Haus geflüchtet war. Oder Henry, der ihr sagen wollte, dass er bleiben würde.

Aber ... vielleicht war es auch der Wolf in seiner Menschengestalt. Doch wer oder was auch immer es war, schlimmer als das, was sie bereits durchgemacht hatte, konnte es nicht kommen. Und so drehte sie sich um, erschöpft und bereit, einem düsteren Schicksal ins Auge zu blicken.

Was sie sah, ließ ihr den Magen zusammenkrampfen und zwang sie fast in die Knie.

Die dunkle Gestalt, die aus dem Schnee auftauchte, holte sie ins Leben zurück, riss sie aus ihrer Mutlosigkeit. Sie taumelte ein paar Schritte rückwärts, konnte dann aber nicht weiter.

Es war Peter, ihr Peter, der dem Mädchen nachlief, das er liebte, dem Mädchen, ohne das er nicht leben konnte. Sein schwarzes Hemd war zerrissen, sein Mantel fort.

»Valerie, Gott sei Dank, du bist in Ordnung.«

Sein Gesicht glitzerte in der Kälte. Es war schön, der Schnee in seinen Wimpern wie

Diamanten, das kühle Rosa seiner Wangen, das nasse Rot seiner Lippen. Er wankte auf sie zu.

»Ich muss dich aufgeben.« Sein Atem ging in ungleichmäßigen Stößen. »Bei mir bist du nicht sicher.«

Was immer er auch sein mochte, er konnte nicht schlecht sein. Ein verblüffender und schrecklicher Gedanke kam Valerie in den Sinn und verdrängte alle anderen.

»Peter ...«

Mit ausgebreiteten Armen trat sie auf ihn zu. Endlich ergab sich einer dem anderen und ihre Körper fanden zueinander. Ihre kalten Finger wärmten sich an seiner Wange und seine Arme schlüpfen unter ihren roten Mantel. Jetzt gab es nur noch sie beide, umweht von ihren langen blonden Haaren, umhüllt von schützendem Weiß, von dem sie rot und schwarz abstachen. Sonst nichts. Valerie wusste, dass sie niemals getrennt von ihm sein konnte. Sie war, was er war, und würde für immer zu ihm gehören.

Es war ihr gleich, ob er der Wolf war oder nicht. Und wenn er ein Wolf war, dann wollte sie auch einer sein.

Sie traf ihre Wahl und legte ihre Lippen auf seine.



Danksagung

Ich möchte David Leslie Johnson und Catherine Hardwicke dafür danken, dass sie etwas Magisches erschaffen haben.

Jennifer Davisson Killoran, Julie Yorn, Michael Ireland, Alex Mace und dem Team von Warner Bros. für ihre rückhaltlose Unterstützung.

Marcus Andersson, Nikki Ramey, Patrick Sanchez-Smith und Adriana Stimola für ihren Zuspruch und ihre Geduld angesichts der zahlreichen Entwürfe.

Wie immer geht mein Dank an Carroll Cartwright und Mary Gordon, die mir alles beigebracht haben.

Mein besonderer Dank gilt Erin Stein, meiner Lektorin bei Little, Brown, für ihren Vertrauensvorschuss und ihre großartigen Anregungen.



Sarah Blakley-Cartwright wuchs in Los Angeles und Mexico auf. Seit ihrer Kindheit verfasst sie Texte, für die sie bereits mehrere Preise erhalten hat. Sie lebt in New York City und in Vancouver, wo sie parallel zur Entstehung des Films »Red Riding Hood – Unter dem Wolfsmond« einen Roman mit gleichem Inhalt verfasste.



David Leslie Johnson stammt aus Ohio, studierte dort Fotografie und Filmwissenschaften und arbeitete als Produktionsassistent für den Regisseur und Drehbuchschreiber Frank Darabont, unter anderem für den Oscar-nominierten Film »Die Verurteilten«. Er verfasste das Drehbuch zu »Red Riding Hood – Unter dem Wolfsmond«. Johnson lebt im kalifornischen Burbank.



Catherine Hardwicke arbeitete als Designerin für Filmproduktionen, bevor sie eine preisgekrönte Regisseurin für Filme wie »Thirteen«, »Lords of Dogtown«, »The Nativity Story« und den internationalen Blockbuster »Twilight«, die Verfilmung des gleichnamigen Bestsellers von Stephenie Meyer, wurde. Hardwicks Filme wurden mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Academy Award, mehreren Golden-Globe-Nominierungen und sechs MTV Movie Awards.

Ihr letztes Projekt »Red Riding Hood – Unter dem Wolfsmond« ist eine düstere, romantische Adaption von Rotkäppchen.

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Gesetzt nach den Regeln der
Rechtschreibreform

I. Auflage 2010

Text Copyright © 2011 by Warner Bros. Entertainment Inc.

All rights reserved.

Vorwort © 2011 by Catherine Hardwicke
Die Originalausgabe erschien 2011 unter
dem Titel

»Red Riding Hood« bei Poppy, an imprint of
Little, Brown and Company/
Hachette Book Group Inc., New York
© 2011 für die deutschsprachige Ausgabe
cbt, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Reiner Pfeleiderer
IM · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN 978-3-641-06673-4

www.cbt-jugendbuch.de
www.randomhouse.de

